

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

Zweiter Band.

Oeffentliche Charaktere.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1845.



Vorrede
zur ersten Ausgabe.

Der größte Theil der hier mitgetheilten biographischen Skizzen wurde zuerst durch die Augsburger Allgemeine Zeitung veröffentlicht. Ich schrieb sie, angeregt von der laufenden Geschichte, noch öfter aber aus Ueberdruß an Begebenheiten, welche weniger für die Menschheit, als für den Papierspeculanten einigen Werth hatten. Man hat sich seit der Julirevolution ein sclavisches Interesse für Politik angewöhnt und wagt noch immer nicht, einmal eine Zeitung ungelesen zu lassen; ein Servilismus, eben so thöricht, als jener, welcher in der Restaurationszeit herrschte, wo man sich nur um eine Sängerin oder einen kleinen Almanach enthusiasmirte. Es ist doch genug dafür gesorgt worden, die Zeit unannehmlich, nüchtern und unpoetisch zu machen.

In einer solchen zieht sich der Biedermann vom öffentlichen Leben ein wenig seitwärts und beobachtet die Menschen, welche jetzt wieder die Begebenheiten machen, beob-

achtet die Pompzüge, Vermählungsfeierlichkeiten, Sterbefälle und die schweren Geburten der Ministerien und findet daran ein Wohlgefallen, die Individualitäten zu klassifiziren in Meineidige, Servile, Dummköpfe, Glückspilze, Staatsphilosophen, Kammerherren u. s. w. Ein jeder dieser öffentlichen Heroen zieht einen langen Schweif von kleinen „Evénemens“ nach sich, in welchen sich seine ganze Erscheinung hüllt, so daß drinnen kometenartig nur ein ganz kleiner Kern wohnt, welcher oft nicht größer ist, als ein adliger Name. Andere waren ehrlicher oder hielten besser auf den Schein, Manche sind bemitleidenswerth, weil ihre Stellung von jedem Kniff, aber nicht von der Tugend auszufüllen war, Einige stehen sogar noch im Vorgrunde, welche zu uns gehören und im weißen Harnisch wie St. George glänzen und unsichtbar von Engeln geschützt werden, die wir vom Himmel auf- und niedersteigen sehen — kurz, das Interessanteste sind nicht mehr die Begebenheiten, sondern die Menschen.

Die Präcedentien! Dies Schreckbild wandelt durch die Tagesgeschichte Europa's und fordert Rechenschaft von der Apoplexie und der Paralyse, welche von einer großen und titanischen Vergangenheit übrig geblieben ist. O könnte man tilgen, was geschehen ist! Könnte man die Bücher all verbieten, welche die Wahrheit an die Nachwelt überliefern!

Ich gestehe, daß ich neben dem Zwecke der Charakteristik auch noch einen künstlerischen hatte und ich muß mir deßhalb einen zwiefachen Vorwurf gefallen lassen.

Einmal wird man sagen, ich sey, um nur die plastische Einheit und Ruhe in meine Auffassung der Individualitäten

zu bringen, oft sehr mild und schonend zu Werke gegangen und hätte durch manchen Hieb des Meißels getilgt, was freilich das Auge beleidigte, was aber auch die Menschheit beleidigt. Doch wird dies immer eine Consequenz seyn, die, wenn ihre Prämissen nur da waren, nicht genannt zu werden brauchte. Die Mißlichkeit der Zeiten entschuldige mich! Ich habe die Blumen der Poesie auf die schlotternden Charaktere der großen Welt nicht geworfen, um die Narben ihrer Ehre oder die offenen Schäden ihres Verstandes zu verdecken, sondern um Euch zu zeigen, wie erhaben Ihr steht über Allen und wie mitleidig Ihr seyd mit der fremden Schwäche und dem allzuzähen feindlichen Alter, das jedoch bald treten muß vor den Thron des ewigen Gerichtes!

Zweitens mag gerade das, was in meinen Skizzen das Künstlerische ist, einem Vorwurfe ausgesetzt seyn, den ihnen die biographische Kunst selbst macht. Gewöhnlich verlangt die Biographie, weil sie die Rivalität der Geschichte nicht ertragen kann, daß ihre Helden dem Bereiche der Begebenheiten entfernt stehen und sie recht viel Raum geben sollen für die kleine Detailentwickelung des Privat-Charakters. Freilich hieran leiden meine Darstellungen, denn sie wissen nicht, um welch' Uhr des Morgens Martinez de la Rosa aufsteht, ob Wellington gern geräucherten Schinken ißt oder ob O'Connel sich ein Tagebuch hält, worin er seine Ideen niederschreibt. Hier werden meine Berichte immer lückenhaft bleiben und ergänzt werden müssen von Varnhagen von Ense, Dorow oder sonst einem biographischen Denkmalsetzer, der noch andere Quellen zu benutzen Gelegenheit hat, als das große aufge-

schlagene Buch der Geschichte. Ich habe nichts gethan, als aus den objektiven Klammern der Geschichte das Alles abgelöst, was auf Rechnung der Charaktere kommt, welche dies oder jenes Faktum entweder selbst gemacht oder doch gebilligt haben. Nur Menschen wollt' ich schildern, bei denen sich nichts verstecken durfte und bei denen das Nebendetail der Privatverhältnisse so unbedeutend ist, daß sie nicht vermißt werden.

Frankfurt am Main, 1835.

Vorbemerkung

zur neuen Ausgabe.

Seit 1835 haben sich von den hier vorgeführten Charakteren wohl manche Thatsachen, aber nicht die Gesichtspunkte ihrer Beurtheilung verändert. Es konnte durch jene bei dieser neuen Bearbeitung Manches berichtigt werden, im Uebrigen aber durfte die ursprüngliche Fassung bleiben. Neu hinzugekommen sind: Karl Johann, Friedrich Wilhelm III., Altenstein, Oelsner, Shelley, Schleiermacher, Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz, Wilhelm Schadow, Friedrich von Raumer und Georg Büchner, den politischen sollten sich auch einige literarische Charaktere anreihen.

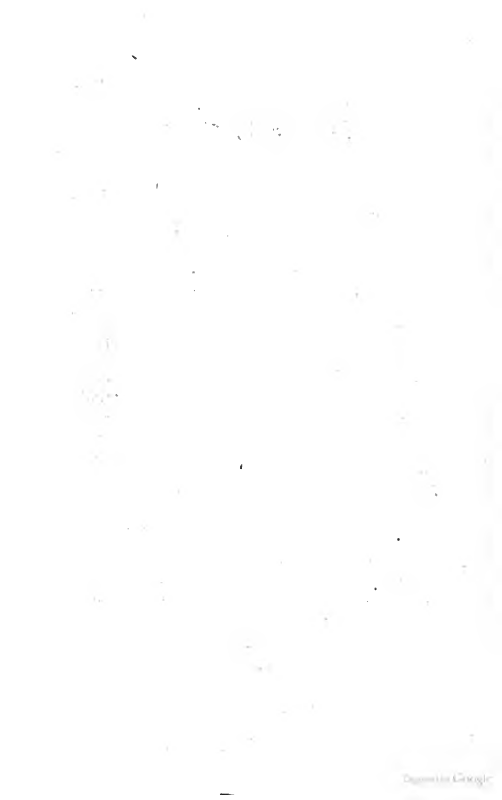
Im Ganzen wird der Deutsche bei solchen und ähnlichen Skizzen jene „Gunst der Zeiten" vermissen, die uns erlaubt, die Wahrheit ohne alle Umschweife zu sagen. Wie lange wird es noch dauern, bis wir zu jener unangefochtenen Freiheit des Urtheils kommen, die z. B. Lord Brougham, einst Lordkanzler von England, in seinen „Staatsmänuern unter

Georg III. und IV." anzuwenden wagen konnte! Von all den verschleierten Disciplinen, die bei uns für wissenschaftliche Forschungen ausgegeben werden, verdienen unsre Darstellungen der neuern Geschichte den wenigsten Glauben. Wir besitzen z. B. noch kein Buch, in welchem ein anerkannter Forscher gewagt hätte, offen und frei die Geschichte Friedrich Wilhelms II. von Preußen darzustellen. Und doch wären freisinnige Rückblicke auf die nächste Vergangenheit für die nächste Zukunft so belehrend.

Eine Menge Druckfehler und Entstellungen der ersten, minder vollständigen Ausgabe sind in dieser neuen weggefallen.

Frankfurt im Januar 1845.

Inhaltsverzeichniß.



Die Napoleoniden.

1835.

Es steht keiner Gattung der ungebundenen Darstellung eine solche Veränderung bevor, wie der Geschichtschreibung.

Wenn sich bei jenen alten und vergessenen Zeiten, die mit ihren schwierigen Jahreszahlen bis zum Anfange der französischen Revolution reichen, der Historiker auf die Ermittelung einiger hervorragenden Erscheinungen, auf einige charakteristische Anekdoten und eine Verknüpfung derselben, welche die Schule sehr ängstlich unter dem Namen Pragmatismus empfiehlt, beschränken durfte, so verlangen unsre Zeiten, die uns noch im Gedächtnisse klingen, einen neuen Styl der Behandlung, dessen Prinzipien bis jetzt noch keine Rhetorik entworfen hat.

Jene alte Geschichte wurde gemacht vom Ruhm, von der Usurpation, von der Genealogie und von einigen wunderbaren Ereignissen, welche sich um Feldherrenstäbe, wie die der Marlborough, um ewige Portefeuilles, wie die der Richelieu, und um Regierungen, welche nicht kürzer waren, wie die Kaiser Friedrichs III., herumrankten. Ein Aventurier, ein Eroberer, ein Phantast, ein Paar Handschuhe gaben den

Ausschlag, und der Historiker hat Alles gethan, wenn er in Kürze berichtet, was in Kürze geschehen ist.

Jetzt ist es anders. Die Coëfficienten der Weltgeschichte haben sich vermehrt; jene rastrten Tafeln, Völker genannt, oder Interregna oder matte Perioden, auf welche der Despotismus, die Laune, der Zufall oder gar ein demokratisches Original, das durch eine Empörung oder Vision sich den Scheiterhaufen erkaufte, Geschichte schrieben, sind entweder kleiner geworden, oder haben selbst für die Ereignisse eine Rolle übernommen. Die moderne Geschichte baut sich nicht mehr aus Massen auf, sondern aus Individualitäten; sie läßt keine Lücken, welche für die alte Welt die Kunst, die Religion und die Wissenschaft ausfüllen, sondern alle Fugen ziehen sich eng zusammen, oder wo sie offen bleiben, drängt sich eine neue Erscheinung, die bald alles Uebrige wieder überragt, hervor.

Wie kurz war in unsrer Zeit das Glück, wie bestritten der Ruhm? Wie schnell wandelten sich die Thaten in Begebenheiten um, denen ihre Folgen schon wieder über den Kopf wuchsen! Das Schauspiel unsrer Tage hat sich vor überreicher Handlung in ein Epos verwandelt, so daß der Historiker weniger Epochen als Zustände zu schildern hat, breite Dimensionen, breite Antworten nicht mehr auf die Frage: Was geschah? sondern: Wie wurde gelebt?

Die Poesie der Geschichte war in jenen alten schlummernden Zeiten zuweilen ein flüchtiger Traum, ein üppiger Auswuchs der Chronik, Oedipus im Hain der Eumeniden, Cleopatra am Strande des Meeres kosend mit Antonius, der Obolus des Belisar Konradins Tod; kein Epos, wie jetzt; keine Kette von wunderbaren Begebenheiten, wie die neue Geschichte. Wer wollte Napoleon zu einem tragischen Hel-

den machen? Wer wollte alle die Elemente seiner Zeit (die er nicht immer bezwang, sondern nur augenblicklich beruhigte oder zur Ruhe zwang) fortläugnen, diese Hindernisse und Folien, welche seine Erscheinung in die Länge zogen, aus dem kurzen Drama ein gigantisches Epos mit Völkern und Tendenzen als Endreimen machen, und aus den Resten dieses Meteors, aus den Pallantiden Frankreichs, einen Roman, ein breites Familiengemälde?

Als der Bellerophon — lebten wir zu den Zeiten der Apostel, würde man sagen: eine Wolke — den „großen" Kaiser hinwegnahm, blieb die mannichfache Verzweigung und Verschwägerung seines Blutes zurück, Namen von verschiedenem Werthe, zum größten Theil aber Glückspilze, die neben den unauslöschlichen Fußstapfen des Kaisers aufgeschossen waren, diese Fettflecken in den Hermelinen Europa's, welche die Kugeln der heiligen Allianz nicht tilgen konnten.

Seitdem ziehen sich die Napoleoniden durch die Tagesgeschichte, wie eingewirkt ihrem Gewebe, wie der rothe Faden einer Vergangenheit, welche in St. Helena auf ewige Zeiten gestorben ist.

Napoleons Familie ist eine Verlassenschaft ohne Rache, ungleich den Jakobiten, ungleich den Bourbonen von 1793 und 1830, ja selbst ungleich dem Hause Wasa, es ist eine Bürgerfamilie ohne Trotz gegen die Legitimität, welche ihnen einst Töchter zur Ehe gab und jetzt die Schulden bezahlt, welche sie in ihren versteckten Asylen aufhäufen; eine Verwandtschaft, welche den, der sie erhob, innerlich verwünscht und seinen Feinden die Kostbarkeiten verkauft, welche er ihnen hinterließ.

Diese Ueberreste haben ihre eigenen Straßen, welche sie in Europa nur einschlagen dürfen, ihre eigenen Tage, wo sie

bei ihren legitimen Schwägern zum Besuche kommen, sie sind bei allen Dingen auf gewisse Grenzen angewiesen und verschleudern den Ruhm ihres Bruders, um den ihre Augen nicht mehr naß werden.

Napoleon hatte sich an denen, welche älter waren als er, für die Tyrannei in der Kinderschule, beim Spiel und Vesperbrod empfindlich gerächt; er hatte sie in Lagen gebracht, denen sie nicht gewachsen waren, und sie nur deßhalb mit Geschenken überhäuft, um sie desto besser unter seiner Zuchtruthe zu haben. Die jüngeren zog er vor, seine Schwestern liebte er und tanzte sogar mit ihnen, ja seine erheiratheten Verwandten, den Prinzen Eugen und Hortense, betete er an mit einer Zärtlichkeit, die ihm schön stand; aber Alle hat er sie entweder so verwöhnt oder so geknechtet, daß sie wenig Sympathie für ihn empfanden und ihn noch jetzt anklagen, wenn einmal ihre Finanzen nicht in Ordnung sind oder sie von den Siegern eine Zurücksetzung erfahren.

Dies ist eine bekannte Thatsache und soll mich vertheidigen, wenn ich von den kleinen Funken des zersprungenen Sternes Napoleon nicht mit jener Andacht spreche, welche in neuern Zeiten bei Nennung seines Namens Sitte geworden ist.

Die Poesie hat sich immer sehr erhitzt, wenn auf Lätitia, die Mutter des erloschenen Königshauses, zu sprechen kam. Sie wurde bald mit Hekuba, bald mit Niobe verglichen; christliche Phantasten nannten sie die Rahel oder auch die Maria des neunzehnten Jahrhunderts!

Warum lag in allen diesen Benennungen nichts so Erhabenes, als es das Schicksal dieser alten Dame vorzustellen scheint? Vielleicht weil Niobe mit einem Schlage alle ihre Kinder hinsinken sah, Hekuba außer einer Mutter auch eine

greise Gattin war, welche ihren alten Herrn Priamus zärtlich liebte; vielleicht, weil Rahel in ihren gemordeten Kindern junge Keime sterben sah, Hoffnungen, die noch nicht Männer geworden waren und den Schmerz ihres Verlustes nach dem Maaße dessen, was man von ihnen noch nicht wußte, vergrößerten. Verschwindet doch selbst der Schmerz einer Maria vor den Leiden ihres Sohnes, dessen göttliche Vollkommenheit sie überstrahlte. „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen!“

Lätitia ist aber keine feudale Fürstin, keine trauernde Königin aus „dem Schloß am Meer,“ sie gebar nicht, um große Erscheinungen hervorzubringen; Lätitia kann uns nur als Mutter rühren, als Mutter, wo sie im Vergleich ziemlich glücklich ist; denn ist sie nicht von Enkeln und Kindern umgeben? Es kann bei ihr immer nur von Malheur, nie von Unglück die Rede sein.

Lätitia würde sich in alle die Wunder, welche ihr Sohn verrichtete, nicht gefunden haben, wenn Söhne, Schwiegerkinder und Stiefenkel nicht die Associés der Weltgeschäfte geworden wären, so daß ihr Alles in die handgreiflichste Nähe gerückt wurde. Sie verstand Napoleon nicht. Sie sah keine Hoffnungen sterben, keine Privilegien der Geschichte, keine Berechtigungen, die, wenn sie nicht eintreffen, zuweilen poetisch sind; die Früchte ihres Leibes waren größer als der Stamm, sie machten den Schoos vergessen, welchem die Geschichte ein so großes Ereigniß verdankt.

Glaubt ihr, daß Madame Mère später so unglücklich war? Thorheit! Lebte doch Luciano noch, den sie lieber hatte als Napolione, Luciano, der sie nicht mit harten Worten kränkte; schrieb doch auch Giuseppe zuweilen aus Nord-

amerika, und Girolamo besuchte sie aus Florenz, Girolamo, ihr jüngster Sohn, den Napoleone so sehr tyrannisirte, Girolamo, der mit Gewalt ein großer Admiral oder wenigstens ein König werden sollte und doch ihr lieber und gegen sie artiger war, als alle übrigen.

Die gute Alte! Dort lag sie, auf dem bettartigen Sopha, ihr dürrer Leib, der so viel Könige gebar, in weite Shawls gewickelt, blind, aber ohne Prophezeiung, mit gedörrten Zügen, aber lebhaft, geschwätzig, Liebhaberin von Neuigkeiten, im muntern Gespräch mit Onkel Fesch, nicht anders, wie einst im Pallast de l'Elisée von Paris.

Onkel Fesch, dieser verschlagene Priester im Violettstrumpf und rothem Hut, will noch jetzt die Dinge immer besser wissen, als Napoleon; er beweist der Matrone, welche schlummernd zuhört und schläfriglächelnden Beifall nickt, wie es der todte Kaiser hätte anfangen sollen, wie Alles gekommen wäre, wenn er auf ihn gehört hätte, wie er aber immer tollkühn und tyrannisch gewesen wäre! Hier seufzt Madame Lätitia; aber der weise Kardinal fährt fort: „Ich hatte den Pabst in der Hand, den heiligen Vater, welcher es gut mit dem abtrünnigen Sohne der Kirche meinte. Ich schloß das Konkordat, was dem übermüthigen Knaben mißfiel, ich hätte Alles machen können: aber wollte er?“

Und die alte Dame seufzt wieder und spricht mit jener rauhen Stimme, welche mich vor alten Italienerinnen immer zittern machte: „Ach, er glaubte nichts: ob er wohl in den Himmel kommt, Fesch?“ Fesch ist grausam, zuckt die Achseln und murmelt: „Er hat uns unglücklich gemacht!“ Wahrhaftig, so sprechen diese Menschen über eine Unsterblichkeit, an welcher sie — die einzigen Nebelflecken sind.

Napoleons Brüder waren nicht ohne Fähigkeiten; sie hatten eine gute Erziehung genossen, und für den jüngsten, für Hieronymus, sorgte der Aeltere selbst. Lucian besaß mehr Feuer als die Uebrigen, war rasch im Handeln, ohne sich um die Verantwortlichkeit zu kümmern, und hat seinem Bruder gegenüber immer einen festen Willen gezeigt. Ludwig hatte einen sanfteren Charakter, mit einem Anstrich von Schwärmerei, die eine gute Entschuldigung seines Phlegma's war. Hieronymus endlich, der schon in dem Glanze seiner Familie erzogen wurde, nahm früh die Eigenschaften, welche ächtes prinzliches Blut zu begleiten pflegen, in sich auf, im Guten wie im Bösen. Napoleon konnte deshalb auch daran denken, sie zu seinen Zwecken zu benutzen, während sonst das Genie immer Noth hat, den Jammer seiner Herkunft und Verwandtschaft zu verdecken.

Anfangs wollte er sich aus ihnen nur Umgebungen schaffen, die ein feines Ohr, verschwiegenen Mund und beredte Zunge hätten; es fehlte ihm an Treue, Sicherheit und Spionen des ersten Ranges; er hatte so manches Amt zu vergeben, das er von der Zuverlässigkeit bekleidet wünschte; ja er sah so viele freie Hände einflußreicher Schönheiten, daß er nicht Männer genug haben konnte, denen er diese aufbewahrte.

Diese letzte Kombination war die erste, welche ihm fehlschlug; denn so leicht es ihm wurde, den Ehrgeiz seiner Brüder zu lenken, so aufsätzig zeigten sie sich doch, als er ihren Herzen die freie Wahl nehmen wollte. Die schöne Jouberton, die Patterson gehörten nicht in seine Plane: man weiß, wie wenig Ludwig mit Hortense wahlverwandt war.

Napoleon, darauf bedacht, sich mit einer erborgten Legitimität zu schmücken, adelte vor allen Dingen zuerst sein Blut, seine Familie, und machte seine Brüder, welche als französische Prinzen schon die Handgriffe und Bewegungen einer anständigen Repräsentation erlernt hatten, zu Königen über Reiche, welche entweder erst erobert waren oder die durch Intrigue bald einen leeren Thron zeigten.

Dies wurde für Europa eine Propaganda des französischen Gouvernirungssystems, die, wie bald auch ihre Wirksamkeit vorüberging, doch nicht ohne Folgen auf die spätere Gestaltung unsrer Verhältnisse blieb. Mit Napoleons Brüdern und den andern gekrönten Paladinen der großen Kaiserherrschaft kamen die Begriffe Centralisation und Bureaukratie über uns, welche die spätere Restauration adoptirte, obschon sie Ausflüsse der Revolution waren. Napoleons eignes Verfahren galt als Muster, seine Politik, sein Handelsgrundsatz durfte von keinem seiner Vasallen überschriten werden; diese militairische Feudalherrschaft wurde mit einer Strenge ausgeführt, welche den Günstlingen der kaiserlichen Gnade diese bald selbst unerträglich machte. Zur Gunst gesellte sich die Laune. Napoleons Brüder wurden die Abzugskanäle seines Unmuths.

Sie waren es schon in Paris; ein widerwärtiges Ereigniß kam immer auf die Rechnung seiner Familie, zu der er dann hinaufstürmte, die Thüren schlug, mit dem Degen drohte, so lange bis ihn erst seine Schwestern besänftigten.

Napoleon hatte nicht Unrecht; denn schon damals, als er noch General der Republik und Konsul war, gaben seine Brüder vielfachen Anlaß zum Unwillen; sie übernahmen die Lieferungen bei der Armee, um sich zu bereichern, und mach-

ten Geschäfte an der Börse, zu welchen sie die Politik Napoleons als versteckte Wetterfahne und Telegraphen brauchten. Joseph und Lucian leisteten in diesen Spekulationen das Mögliche, denn sie waren älter und italienischer als die Andern.

Die spätern Könige mußten Napoleons Zuchtruthe noch derber fühlen. An jedem militairischen Nachtheil, an einer entdeckten Verschwörung, an jedem Mißgeschick des Kaisers waren sie Schuld; sie wären, sagte er, keine Franzosen, sie unterhandelten mit den Engländern, mit dem Papste, sie hätten immer andre Dinge im Kopf als er, und er schwöre ihnen zu Gott, sie sollten sich in Acht nehmen. Wenn im Haag, in Neapel, in Madrid, in Kassel eine Depesche von Paris ankam, so zitterte man; denn die Brüder wußten, daß sie schon wieder Etwas nicht recht gemacht hatten.

Niemand hatte von Napoleons Mißlaunen mehr zu dulden, als Ludwig, der hinter seinen holländischen Poldern mit einem fürchterlichen Defizit der Kasse, mit Feuersbrünsten, auffliegenden Pulverschiffen, Ueberschwemmungen und republikanischen Tendenzen bemitleidenswerth geplagt war. Er war etwas weitläuftig in seinen Bewegungen, nahm zu den kleinen Sprüngen, die er machen durfte, immer große Anläufe, und liebte es freilich, mehr zu sprechen, als Napoleons despotischer Lakonismus gut hieß. Auf Ludwig häufte sich des Kaisers Unmuth; er moralisirte ihm zu viel; Napoleon fand es lächerlich, wenn sich sein Bruder, statt gefürchtet, populair machen wollte, wenn er von Nationalität und republikanischen Erinnerungen und allgemeiner Menschenliebe sprach. Er nannte mit einem seiner klassischen Ausdrücke diese Dinge an seinem Bruder „Humanitätswahnsinn“ und schrieb ihm Einmal über das

Andre, jetzt möcht' er nur machen, daß er bald zu den Engländern überginge. Ludwig verließ Holland, und hat sich mit seinem Bruder nie wieder ausgesöhnt.

Wenn man die letzten Trümmer des Hauses Napoleon in eine Gesammtansicht bringen will, so findet man zwar, daß sie sich unter einander verheirathen; doch lassen sich zwei Strömungen, selbst mit verschiedenen Kennzeichen und verschiedenartig gegen ihre Umgebungen abstechend, herausscheiden — die männliche und die weibliche Verwandtschaft Napoleons. Rechnet man zu dieser letztern noch seine Heirathen und Adoptionen, so ist sie diejenige Linie, welche sich noch in der lebhaftesten Korrespondenz mit der Legitimität befindet: es scheint, als wenn das weibliche Blut der Fürstenhäuser weit schwieriger zu deprinzipalisiren ist, als das männliche. Citirt Klüber darüber nichts?

Die männliche Verwandtschaft des Kaisers hat sich mehr versteckt und zurückgezogen, ja sie ist sogar der Monarchie zum Theil untreu geworden und bemüht sich, das Gedächtniß ihres großen Bruders und Oheims allmählich wieder mit der Demokratie zu versöhnen und seinen Ruhm in die Herzen des Bürgerthums zu verschließen.

Die weibliche Linie ist an einigen Höfen gern gesehen, weil sie sich glücklich fühlt, eine untergeordnete Rolle zu spielen und das zu sein, was einst in Argos Kassandra, die geraubte Tochter des Priamus, war. Nur die Söhne Murats, dieses Paris unter den Napoleoniden, gingen über an die Demokratie, und predigen, als Enkel eines ehrlichen Bürgers und Gastwirths in Frankreich, die allgemeine Nivellirung, den **Contrat social** und die wohlfeile, bequeme und freie Staatsverfassung Nordamerika's. Dies bürgerliche Ele-

ment hat die ganze Familie auseinandergesprengt, so daß ein Glied derselben in einem Staate proscribirt sein kann, wo das andere um die Hand einer Königstochter freien darf. Eine Reaktion dieses verzweigten Stammes ist undenkbar, weil sein Einverständniß gestört ist. Sie sind sich Alle fremd geworden.

Der Graf Survilliers hat in neuerer Zeit noch einmal gegen die Geschichte des Tages protestirt. Er kam selbst über den Ozean aus Nordamerika herüber, um den Thron von Frankreich für seinen Neffen Reichsstadt in Beschlag zu nehmen; doch Louis Philipp war trotz seiner Körperstärke schneller zur Hand.

Auch der Graf Survilliers ist von einem fabelhaften Umfange, ohne damit zu imponiren. Sein Auge ist matt, seine Manieren sind unköniglich, obschon er auf zwei Thronen gesessen hat. Es ist ein guter alter Herr, der nicht begreift, was das Schicksal mit ihm vorgehabt hat; noch heute wird ihm wunderlich zu Muthe, was er damals Alles thun mußte, ohne zur Besinnung zu kommen. Acht Jahre hindurch hat er in einer ängstlichen Verlegenheit gelebt, vor Niemanden mehr zitternd als vor dem, der ihn mit Ehren überhäufte. Weil er kein böses Herz hat, so glaubt er, daß seine Völker unter ihm sich sehr glücklich müssen befunden haben, und dies ist ein Trost, den er mit ins Grab zu nehmen gedenkt. Er besinnt sich etwas schwer auf seine wunderbare Vergangenheit, nur die Beleidigungen sind ihm unvergeßlich, welche ihm die kühnen Marschälle und Schildträger seines geharnischten Bruders keck ins Gesicht sagten; doch hat er ihnen Alles vergeben, er ist der gutmüthigste Mann in Nordamerika. Statt Macchiavells Fürsten studirt

er jetzt — und ich betrachte dies als seine ehrenwertheste Seite — rationelle Landwirthschaft, wittert Kohlenlager aus und läßt den Delaware ausschlämmen, welcher an seinen Besitzungen vorbeifließt. Er besucht die quäkerische Stadt Philadelphia gern und liebt es von alten Dingen zu sprechen. Seine Gemahlin, eine Kaufmannstochter und Schwägerin Bernadottes von Schweden, ist keine so große Freundin der rationellen Landwirthschaft, sie hat ihn mit ihren beiden Töchtern verlassen und ziert mit ihnen die bekannten Bonapartistischen Salons in Florenz.

Der Fürst von Canino lebt in Sinigaglia, nachdem ihn schlechte Finanzen seine römischen Palläste zu verkaufen zwangen. Er stand dem Genie seines Bruders am nächsten, obschon er ohne Napoleon vielleicht nichts geworden wäre, als ein guter Börsenspekulant, vielleicht ein kühner Parteigänger der Revolution, oder ein mittelmäßiger Dichter. Das Terrain, worauf ihn sein Bruder stellte, kam ihm zu Hülfe. Was er an schroffer Energie besaß, verdeckte seine Leutseligkeit, und was ihm daran fehlte, ersetzte die Kunst der Repräsentation, die ihm meisterhaft zu Gebote stand. Er drängte sich gewandt durch die Parteien der Revolution, und riß soviel Gewalt an sich, daß er die Hauptsache am 18. Brümaire seinem Bruder übergeben konnte, ohne in eine abhängige Stellung zu kommen. Seitdem Napoleon seinem Bruder Etwas zu verdanken hatte, hörte auch ihr gutes Vernehmen auf: Napoleon entdeckte an Lucian einen starren Republikanismus, oder wenigstens die Maske desselben, welche seine ehrgeizigen Absichten verbarg. Diplomatische Verdienste, die sich Lucian erwarb und die neue Kohlen auf Napoleons Haupt sammelten, vermehrten das Mißverständniß, so daß

Lucian endlich aus seiner Opposition ein Prinzip machte. Die Kaiserkrone erschöpfte den eifersüchtigen Bruder, er verließ Frankreich, und führte nicht ohne Kokettierie seinen Widerspruch so hartnäckig aus, daß er das Interesse der Engländer verkannte und statt in ihren Schutz in ihre Gefangenschaft gerieth. Die Ereignisse von 1814 führten ihn noch einmal nach Frankreich zurück, wo er im Augenblick der Gefahr die Sache seines Bruders mit Eifer betrieb und deshalb nicht so schnöde abgewiesen werden konnte, wie die übrigen Brüder, welche sich jetzt ängstlich um Napoleon drängten und ihre eigne Verlegenheit mit dem Scheine zärtlicher Theilnahme bemänteln wollten. Lucians Anordnungen waren vortrefflich, hätte Marie Louise die Aufopferung gehabt, sich zwischen das Geschick ihres Mannes und die Triumphe der Alliirten zu werfen. Lucian wurde in Italien von Oestreich aufgehoben; doch gab ihn die Einsicht in sein bisheriges Leben frei: man wußte, daß er seines Bruders eifrigster Antagonist gewesen war und seinen Ehrgeiz wenn auch nicht widerlegt, doch ihm das Gleichgewicht gehalten hatte.

Der Prinz von Canino liebt die Künste, die Wissenschaften und Handelsspekulationen. Die unglücklichen Resultate der letztern haben den Schutz der erstern sehr einschränken müssen. Die große Muße, welche ihm das Schicksal ließ, benutzt er, um seine Verse zu feilen, über die Schönheiten Virgils zu träumen und die Verkleinerer der Alten zu widerlegen. Eine seiner interessantesten Schriften ist eine in frühester Zeit verfaßte Geschichte des englischen Parlaments, zu welcher Napoleon in bessern Tagen Anmerkungen geschrieben hatte. Diese Notizen verrathen, wie viel Napoleon der Geschichte verdankt. Er hatte sie mit einem bestimmten

Zwecke studirt und abstrahirte ihre Regeln um so glücklicher, als er seine Zeit zum Maaßstabe der Vergangenheit nahm. Er spricht von Cromwell wie von einem Usurpator des neunzehnten Jahrhunderts und gibt ihm Regeln, als hätte er sie von ihm borgen sollen. Er spricht von den alten Helden im vertraulichsten Tone und mißt ihren Werth immer nach dem Maaßstabe, was sie eigentlich wollten, oder auch nach dem, was sie unter ihren Umständen wollen durften. Anziehend ist zuletzt in diesen Anmerkungen Napoleons Eifersucht auf seines Bruders Styl; man sieht, wie schwer es ihm ankommt, die Trefflichkeit desselben zuweilen einzugestehen, ein Lob, das er sogleich wieder minderte, indem er an St. Jean d'Angely erinnerte, den er in der darstellenden Kunst für unübertrefflich hielt. Napoleon liebte es, durch kurze Sätze, durch einen Styl, der immer wie um die Ecke hervorschießt, überrascht zu werden.

Der Graf S. Leu lebt zu Florenz mit dem Stolze seiner ehemals bewiesenen Herrschertugenden. Er glaubt aus den Stürmen seiner Zeit das süße Bewußtsein gerettet zu haben, daß ihn die Holländer lieben und nie, nie vergessen würden!

Er gibt sich selbst das Zeugniß, daß er für einen Privatmann keinen bessern König hätte abgeben können, und spricht nicht ohne Rührung von den schönen Tagen in Utrecht und Harlem. Noch hört er die fürchterliche Explosion des Harlemer Pulverschiffes und schildert gern, was er für Menschenliebe bei dieser Gelegenheit entwickelt, wie er selbst Hand angelegt hätte um zu retten, und wie viel Gulden er für ein erhaltenes Leben geboten. Dann erzählt er von jenem jungen Prediger, der in seiner Gegenwart an den Himmel republikanische Gebete gerichtet hätte. Seine Minister woll-

ten, er sollte den Frevler bestrafen; nein, sagte er stolz, er wolle ihn nur belehren und ließ ihn zu sich kommen und setzte ihm den Lauf der Dinge, die Weltgeschichte und die holländische auseinander.

Man kann dem Grafen nicht widersprechen, wenn er Napoleons Grausamkeit anklagt, der ihn für solche Handlungen verrückt nannte und ihn unter Vormundschaft setzen wollte. Es ist wahr, sagt der Graf, in Florenz und in seinen Memoiren, ich war derjenige unter den neuen Königen, welcher gegen den Despotismus die meiste Energie zeigte. Denn kurz vor seiner Abdankung, als die französischen Exekutionstruppen schon die Vorstädte von Leyden erreicht hatten, rief er nach einem Pferde, legte die Schärpe um und wollte ganz Holland unter Wasser setzen. Was wollt Ihr? fragte er die Repräsentanten des Landes; Krieg oder Frieden? Frieden, sagten die Hochmögenden trocken; Louis lächelte, und verließ Holland.

Der Graf St. Leu liebt die gutmüthige, aber hübsch gebaute Phrase, er hielt gern Reden und spricht auch gern in öffentlichen Schriften mit, wenn von der Vergangenheit die Rede ist. Er spricht von den Pflichten eines Königs, wie ein Republikaner, wie denn immer, wer über das Königthum erst philosophirt, sich unwillkürlich zu republikanischen Grundsätzen neigen muß. Der Graf St. Leu hat aus der Monarchie ein so zauberhaftes Ideal gemacht, daß daraus ohne sein Wissen eine Republik geworden ist. Seine Söhne haben auch diese Täuschung durchschaut und offen den Humanitätsgrundsätzen, welche sie von ihrem Vater erbten, den rechten Namen gegeben: sie sind entschiedene Republikaner geworden; der Eine, welcher in der jüngsten italienischen

Insurrektion im Lager von Forli starb, der Andere, welcher in der Schweiz lebte und Verdienste um die schweizerische Artillerie haben soll; Verdienste, die Frankreich später in Straßburg und Boulogne nicht mit der Kaiserkrone belohnen wollte.

Der Herzog von Montfort sollte einst ein großer Admiral werden und es wurde nur ein König aus ihm. Mehr als alle übrigen hatte er von seinem Bruder die geheime Zusendung einer seidnen Schnur zu fürchten. Im Besitze mancher liebenswürdigen Eigenschaft, hatte ihn das Glück verzogen. Er hätte für einen Cousin Ludwigs XV. gelten können, so schnell fand er sich in die neue Herrschaft, welche sein Bruder etablirte. Er heirathete eine deutsche Fürstentochter und bestieg einen improvisirten Thron, in dessen Nähe er Bacchus und Venus als Minister rief. Man hat nie so amusant in Kassel gelebt, als während der westphälischen Zeit. Jerome war der gutmüthigste Mensch, er wollte nur Vergnügen, oder wie er selbst sagte: „lustik sein;" sich zu bereichern vergaß er. Dies war ein Fehler, den erträglich zu machen, die Aufgabe seines spätern Lebens geworden ist. Der Herzog von Montfort studirt seitdem an einem Systeme der Sparsamkeit, und rechnet, wie sich Lucullus und Harpagon vermeiden lassen und ein ehrlicher Mann sich einrichten muß, um sein Auskommen zu haben. Er ist krank, erschöpft von seiner Vergangenheit und verläugnet sich gern mit einer achtungswerthen Bescheidenheit. Aber noch liebt er Deutschland, von dessen Wäldern er nie geglaubt hätte, daß man in ihnen so angenehme Saturnalien feiern könnte, er besucht es oft, und Würtemberg öffnet ihm gern seinen berühmten Marstall, obschon er ein schlechter Reiter ist. Sein Sohn gehört zum Militair desselben Staates.

Von Napoleons Schwestern lebte 1835 nur noch Madame Karoline, Murats Gemahlin.

Für die Unsterblichkeit gibt es keine größere Bewunderung, als wenn das Genie zufällig eine Schwester hat. Eine Schwester erkennt den Abstand der Alltäglichkeit von ihrem Bruder begeistert an und kleidet sich gern mit dem Prunk des Ruhms, wenn der brüderliche Held nicht die Muße hat, ihn selbst zur Schau zu tragen.

Napoleon liebte seine Schwestern zärtlich. Ihren Beifall nahm er für überirdische Weissagung, wie einst die alten Gallier; ihr Widerstand imponirte ihm oder machte ihn lachen. Er verzieh ihnen ihr heißes Blut, das er durch sein eignes entschuldigte, und würde die Aufopferung seiner Schwester Pauline, der Fürstin Borghese, die sein Exil in St. Helena theilen wollte, so tief empfunden haben, wie jene kindliche Zärtlichkeit des jungen Reichstadt, als der kleine Knabe an den gefesselten Prometheus, seinen lieben Papa, einen heimlichen Brief schrieb, wobei ihm eine verschwiegene und gefühlvolle Gouvernante die Hand führte. Doch überraschte sie der Tod.

Ihre Schwester Elisa starb später in Triest, zwei junge Fürsten Bacciochi hinterlassend, von welchen der eine auf Korsika wohnt, der andere aber im verwichenen Jahre bei einem Pferdesturz verunglückte.

Die weitern von hier ausströmenden Descendenzen verschwimmen allmälig in das breite Niveau der zahllosen italienischen Marchesen. Hie und da trifft man Personen, welche einen Tropfen vom Napoleonischen Familienblute haben und vor denen der geschichtliche Enthusiasmus gern den Hut abnimmt. Man sieht diese britten und vierten Glieder der großen Gene-

ration oft im Theater, und bewundert die Physiognomieen, welche noch immer olivenfarbig spielen, das schwarze glatte Haar, das die breite Stirn beschattet, das mächtige zermalmende Kinn, die untersetzte Statur mit einer hervorquellenden Anlage zum Fettwerden. Diese unverkennbar gezeichneten Spätlinge verstehen die Richtung der Lorgnetten wohl, richten sich dann stolz auf und legen die Arme über einander, um uns vollends zu täuschen. Einige auch schlagen die Augen nieder und schämen sich, weil das Schicksal so unbarmherzig mit ihnen Verstecken gespielt hat.

Nur einem Seitenflügel des Hauses Napoleon gelang es, sich vor dem Zusammensturz zu retten: der Familie Leuchtenberg. Es war die edelste Emanation der Kaiserherrschaft.

Das Genie ist von Natur nicht immer glücklich; deshalb heirathete Napoleon sein Glück. Prinz Eugen wurde des großen Mannes Augapfel, der Günstling einer fast antiken Liebe. Seine Sanftmuth schmeichelte sich in Napoleons weiche Empfindung ein, seine Anstelligkeit war eine vortreffliche Gewährleistung für die Gunstbezeugungen, welche der Kaiser über ihn häufte. Prinz Eugen besaß dieselbe Humanität wie Louis Bonaparte, aber ohne Phrase, ohne Affektation; ihr Organ war nicht die Rede, sondern die Leutseligkeit. In einem militairisch so straff zusammengehaltenen Gouvernement, wie das Königreich Italien war, hatte der Regent Muße genug, die Tugenden des Friedens zu zeigen und die blutigen Lorbeeren durch Palmen zu verdecken. Napoleon wußte, daß des Prinzen Benehmen keinen Kontrast werfen sollte, daß es keine Rolle, sondern Instinkt und Naturell war, und fürchtete die Vergötterung nicht, die Italien, excentrisch in Liebe und Haß, seinem Stellvertreter zollte.

Und wenn dieser seine Erscheinung darnach einrichtete, daß sie dem Kaiser nicht auffallen mußte, wenn er einen militairischen Erfolg auf Andere übertrug und seinen Stiefvater mit Bescheidenheit und Liebkosung umarmte, so war dies weniger Maske, als Stimmung und Einsicht in den eignen Werth, der was Energie und Beruf anlangt, seiner hohen Stellung vielleicht nicht gewachsen war. Des Prinzen Verbindung mit einer deutschen Fürstin rettete ihn vor der Degradation; seine Kinder haben sogar bei den mannichfaltigen Wechselfällen der europäischen Politik glänzende Beförderungen erhalten. Die griechische Krone streifte nahe an dem Haupte seines ältesten Sohnes vorüber, dann die belgische; eine Schwester desselben trug einige Zeit hindurch die brasilische, eine andere ist Erbin des schwedischen und eine dritte Erbin des hechingischen Thrones. Das Schicksal der Söhne ist bekannt.

Was haben die Napoleoniden von der Zukunft zu hoffen? Nichts.

Ihre Protestation gegen die Geschichte überhört sowohl die Freiheit als die Legitimität. Die Privilegien ihres Blutes sind erstickt; ja selbst die Privilegien ihres Verdienstes können nie den Umfang erreichen, wie in jener illusorischen Vergangenheit, wo sie auf Alles hoffen durften. Was sie den Einen nähmen, würde unwillkommen den Andern sein, welchen sie es geben wollten. Hier gibt es keine Initiative mehr. Der breite Despotismus des Kaisers war erträglich, aber die, welche die Despotie zerstückeln und Erben des Despotismus sein wollen, sind den Völkern verhaßt.

Eine Universaldespotie ist eine glückliche Chance der Freiheit; denn an einem Ende sinkend, reißt sie das ganze un-

ermeßliche Gebäude in den Untergang; während die kleinen Erben der Größe, die, welche ein so großes Ganzes theilen, eiserne Nägel am Sarge der Freiheit sind.

Auch eine Huldigung des Weltgeistes ist es, die die Geschichte dem Heldengrabe auf St. Helena darbringt, daß sie den Enkeln einer wunderbaren Herrschaft die Möglichkeit nimmt, ein großes Andenken traurig zu machen. Starb nicht darum auch der junge Frühling im Garten von Schönbrunn, ehe er reifte und höchst wahrscheinlich doch nur wurmstichige Früchte trug?

Eine weise Gottheit stellte an die Wiege zweifelhafter Hoffnungen den Sarg einer beweinten Vollendung, damit das glänzende Gedächtniß des „Größten unserer Tage" ohne Flecken bliebe und die Geschichte um einen Mann trauern kann, der ohne Nachahmung starb.

Talleyrand.

Frau Grandt und der Monat Mai mögen besser wissen, wie oft Karl Moritz Talleyrand von Perigord falsch geschworen hat; die Geschichte sagt, daß er es sechsmal that.

Sie liebt ihn aber und moralisirt nicht; Talleyrand war kein gewöhnlicher Ueberläufer. Talleyrand hinkt auf dem linken Fuße, er übereilte sich nie, er lief nicht.

Hat man sich je mit mehr Grazie in die Zeitumstände gefügt! Talleyrand machte keinen Lärm von seinen gebrochenen Schwüren, er ließ nicht die Trommel schlagen, wenn er das Lager der Partei verließ, er ging ohne Anhang, ohne Commandostab, er ging, nur begleitet vom Abbé Desrenaudes, der für ihn Studien machte, und vom Grafen d'Hauterive, der ihm seine Reden schrieb.

Talleyrand suchte die schroffen Kontraste der Geschichte auszuglätten, er sprang in den neuen Sattel mit einem Witze und konnte das Blutvergießen nicht leiden. Mit einem Worte, ich finde, daß in Europa viel Sympathie für seine graziösen Meineide herrscht, und es ist nicht schwer, dafür eine Ursache anzugeben.

Es gibt nämlich Leute, welche diesen greisen Priester für einen verkannten Propheten ansehen. Man vergleicht ihn mit Sokrates, welcher außer seinem eigenen himmlischen Geiste noch einen besondern in Diensten hatte, der ihm Rath, Warnung und die Zukunft gab. Talleyrands Sehergeist wird bald ein Instinkt, bald eine Offenbarung genannt. Was davon zu halten sei, wissen wir nicht, wollen aber sein Leben deshalb zu Rathe ziehen.

Hatte Talleyrand eine eigene Maxime, seine Kokarde bald weiß, bald bunt zu färben? War sein Leben die Einflüsterung eines besonderen Genius, der ihn zu seinem Liebling gemacht hatte? Besaß Talleyrand eine unveränderliche Idee, eine **pensée immuable**, wie Louis Philipp? Wir wollen sehen.

Es war schon einige Jahre vor der konstituirenden Versammlung, daß der junge Bischof von Autun sich in der besten und abwechselnd in der schlechtesten Gesellschaft von Paris sehen ließ. Er hatte damals nur Ein Geschäft: nämlich alle Welt davon zu überzeugen, daß er kein wahrer Priester wäre. Seine Kehle, noch heiser von der Messe, die er im Stifte hatte singen müssen, sein Anstand, noch kämpfend mit dem Priesterrocke, der dem lahmen Fuße nachschleppte, ein zweiter Esau, der an seinen jüngern Bruder die Erstgeburt für die Linsengerichte des bischöflichen Konvikts verkauft hatte, nahm er ein Betragen an, das aus Ehrgeiz, encyklopädischer Philosophie und Ausschweifungen zusammengesetzt war. Er unterließ nicht, dem Hofe aufzuwarten, und entwickelte dort viel falsche Tugend. Dieser Jüngling von Bischof verstand es schon vortrefflich, die Maske vorzunehmen, er war galant, blumenreich, etwas salbungsvoll, und zog es in den meisten Fällen vor, zu schweigen. Man nannte dies erst Bescheiden=

heit, aber Talleyrand besann sich auf jenes feine Lächeln, das ihn auch später im auswärtigen Amte von London noch nicht verlassen hat. Von diesem Augenblicke an hielt man ihn für geistreich, sein Schweigen wurde eine Autorität, man wettete, daß wenn er den Mund nur öffnen wollte, unfehlbar etwas Gescheidtes zu Tag kommen würde. Talleyrand genoß diesen Triumph des Stillschweigens, empfahl sich und eilte auf Mirabeau zu, der ihm schon lange winkte. Sie legten ihre Arme ineinander, zogen die hohen Personen durch, schwärmten durch das Palais-royal und verbrachten die Nacht am Spieltisch in der Rue Quincampoir. Talleyrand und Mirabeau waren die besten Freunde. Dieser rühmte damals von ihm, daß er ein Mann sei, der Ideen besitze. Ich bin immer neugierig gewesen, was Talleyrand im Jahr 1786 eine Idee genannt hat. Welches mag die Philosophie gewesen sein, für die sich Talleyrand und Mirabeau unter Rosen und gemietheten Küssen damals aussprachen? Nur so viel weiß ich, es fehlte Beiden immer an Geld; und Talleyrands Hauptmaxime, das, was man seine Idee nennen könnte, war in der Folge nur, sich davon so viel als möglich zu verschaffen.

Die Stände traten zusammen: der Bischof von Autun hatte sein Kapitel zu vertreten. Es ist bekannt, was Talleyrand bei der Vereinigung mit dem dritten Stande, bei der Aufhebung der Privilegien, was er auf dem Marsfelde leistete, wo er die neue Verfassung Frankreichs durch eine Messe dem Himmel empfahl. Er hatte gut reformiren. Der Priester verfolgte ihn schreckhaft, er haßte seine Bestimmung und warf ein Vorrecht des Standes nach dem andern nieder. Durch alle seine Amendements und Abstimmungen glühte weniger der Enthusiasmus der Freiheit, als der des Hasses.

Man konnte seine Rechnung nicht besser machen. Indem er sich für die Ungerechtigkeit seiner Eltern, für die Vigilien, bei denen er als Chorknabe einschlief, für die Fasten und jenes Linsengericht des Esau rächte, erwarb er sich zugleich eine ansehnliche Popularität. Talleyrand wußte, welcher Monarch sich auf den Thron Frankreichs setzen würde; er überließ Marie Antoinette ihren Thränen und schloß mit den Königen der Straßen und Vorstädte eine Freundschaft, die sich belohnte. Philosophirte Talleyrand schon damals, so wußte er, daß man in den ersten Zeiten einer Aufregung nicht trotzig genug sein Haupt erheben kann, daß man in einem Glutfieber von Illusionen leben muß, wenigstens eine Zeit lang. Er stiftete den Jacobinerklubb, er führte, wie Mephistopheles bei Goethe, das Papiergeld ein, er drang in jeder Sitzung darauf, daß man das Silbergeräthe der Kirche, diese fatalen Pfannen, die er im Chorrocke hatte tragen müssen, ohne Gnade verkaufte. Er wollte keinen andern Kultus als den der Nation.

Eines Tages besann sich aber Talleyrand. Seine Hände waren doch zu zart für eine Popularität, welche sich nicht wusch und keine Handschuhe trug. Die republikanische Tugend machte ihm Langeweile, seitdem sie ihm vorwarf, daß er in einer einzigen Nacht 30,000 Livres im Spiele gewann. Er sah sich im Spiegel und fand, daß die phrygische Mütze der Jakobiner seinen guten und tadellosen französischen Zügen schlecht stand; er stiftete den Klubb der Feuillans. Das war schlimm. Talleyrand wurde überflügelt: die Ereignisse kamen ihm zu schnell. Der Abfall Mirabeaus machte ihn wankend, das Postmeisterstück in Varennes und die Emigration verwirrte ihn, die Koalition des Auslands zwang ihn, die Lage

Frankreichs zu kombiniren. Er hörte das Messer der Guillotine schleifen, der Bannfluch des Papstes, der ihn persönlich traf, weckte Todesgedanken, seine Popularität ging an Männer über, welche härtere Schwielen in der Hand hatten. Talleyrand haßte den Ungestüm, die Leidenschaft und die Grausamkeit. Er drängt sich zum Gesandten auf und kann mit guter Manier Paris verlassen, welches ein unsicherer Boden ist.

So lange die Dinge gut standen in Frankreich, so lange nur erst Ludwig XVI. und noch nicht das halbe Frankreich geblutet hatte, spielte Talleyrand in London einen vortrefflichen Republikaner. Er hatte den Auftrag, die neue Ordnung der Dinge zu repräsentiren, und that es mit gleichem Wohlgefallen vor Engländern und Emigrirten. Seine unbezweifelte feudale Herkunft machte seinen politischen Abandon erträglich, weniger seinen moralischen. Die Königin wandte dem ausschweifenden Priester den Rücken, ja seitdem der Konvent Lust spürte nach seinem Kopfe und ihn einmal über das andere freundschaftlich ersuchte, über den Kanal zu kommen, verlor er vollends alle Haltung. Seine Mission ging zu Ende. Er verzweifelte noch nicht, er rechnete auf Pitt, auf Pitt, der bei seinem Oheim, dem Erzbischof von Rheims, einst Fasanen aus den Forsten von Perigord gegessen hatte. Allein Pitt, so ein großer Staatsmann er war, litt doch an einem schwachen Gedächtnisse und wollte sich der Fasanen nicht erinnern. Talleyrand war zu stolz, sie zu erwähnen und verließ England auf Pitts Weisung. In der That, Talleyrand litt nie an einer eingewurzelten Idee; denn wie schwer sich London an ihm verbrach, so liebte er es doch unausgesetzt, und war sogar im Stande, die englische Verfassung das beste Prinzip

zu nennen, wo es nämlich die Klugheit gebot, auf sogenannte Prinzipien einen Werth zu legen.

Die Tage des Exils brachte Talleyrand in Nordamerika und in Hamburg zu. Die Hamburger werden sagen, daß er bei ihnen lernen wollte, was wahre Freiheit sei. Ich glaube auch in der That nicht, daß er jenseits des Ozeans, wohin er reiste, die weiße Kokarde aufsteckte. Was hätte er damit gewinnen wollen? Die Liebe einer reizenden Emigrantin, einer Lilie aus dem Geschlechte der Montmorency oder Levis? Bis dahin stieg die Leidenschaft des geächteten Priesters nicht, obschon er sich selbst die Indulgenz der Ehe gestattete. Er hatte andere Sympathien; er liebte die gute Hausfrau, und es war nur zufällige Romantik, daß Frau Grandt, eine Philisterin, aus Ostindien stammte. Zu der blendenden Schönheit dieser Dame gesellte sich eine muntere, prononcirte Einfalt: der arme Erbischof mußte seiner zärtlichen Neigung wegen viel leiden. Aber er setzte sich über den bösen Leumund hinweg und sehnte sich nicht nach dem Glücke, das inzwischen Herr v. Chateaubriand in den Urwäldern bei den Hasen- und Fuchs-Indianern empfand. Er war in Verzweiflung, daß ihn das Labyrinth der Langeweile, aus welchem ihn nur zuweilen der Faden vom Strickstrumpf der Frau Grandt rettete, nicht losließ. Er sehnte sich nach dem schönen Himmel von Frankreich und Navarra: die Guillotine war ermüdet: Talleyrand sah nichts mehr, was fürchterlich gewesen wäre. Er schrieb an den Konvent, er schrieb im Tone des patriotischen Heimwehs, er weinte trotz einem Schweizer, betheuerte, daß er bei Franklin und Washington sich in seinen republikanischen Tugenden immer mehr vervollkommnet hätte, und verlangte die Zurücknahme seines Anklagedekrets. Der Bür-

ger Talleyrand kehrte zurück; Frau v. Stael und die Koterie jubelten, daß die neue Meinung nun nicht mehr des Glanzes der alten guillotinirten oder emigrirten Herrschaft entbehren sollte.

Carnot verachtete ihn, doch Talleyrand wußte, welche Rolle er zu spielen hatte. Er besuchte die Clubbs und die Salons. Sein Benehmen war ein Wechselspiel republikanischer Urtheile und royalistischer Manieren. Man bewunderte ihn; denn das Bedürfniß nach Ruhe und Anstand überwog. Das Direktorium hatte sein Wohlgefallen an ihm. Nachdem Talleyrand durch die schwache ungesicherte Gegenwart zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhoben war, begann er, an eine starke, vorhaltende Zukunft zu denken. Seine Augen fielen auf den jungen General Bonaparte, dessen Ehrgeiz eben so feurig war, als damals seine Liebe zu Josephine Beauharnois. Talleyrand machte für beide den Unterhändler; dem Ehrgeize traute er Frankreich an. Er veranlaßte die italienischen Siege und die große ägyptische Pyramidenfahrt; er wußte, daß sich Frankreich zwar noch von keinem Herrscher, aber von dem Ruhm würde regieren lassen und gewann für seinen Günstling so viel Bundesgenossen, daß die hochverrätherischen Bajonnette des 18. Brümaire für eine Wohlthat angesehen wurden.

Bonaparte vergaß niemals die Dienste, welche ihm Talleyrand leistete, und konnte ihm verzeihen, selbst als er später nichts als bourbonische Konspiration athmete. Er ließ ihm seinen auswärtigen Einfluß. Schon eine gewisse schwärmerische Sentimentalität, die für den Mann unsers Jahrhunderts so charakteristisch ist, fesselte ihn an Talleyrand, an diesen Schlaukopf, der auf Kosten der guten Meinung von seinem Ver-

stande und auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, den jungen General an das Direktorium als — einen leidenschaftlichen Verehrer der Gesänge Ossians empfohlen hatte. Ossian war es, der Talleyrand lange Zeit geschützt hat. Napoleon verzieh dem Minister, der sein Portefeuille benutzte, um sich den Cours der Papiere zinsbar zu machen; er verzieh ihm, daß er durch ihn der Mörder Enghiens wurde; er vergaß nicht, daß Talleyrand behauptet hatte, Napoleon läse zuweilen den Ossian.

Es ist zu verwundern, daß Talleyrand die Sympathien seines Herrn nicht mehr belauschte; denn Napoleon hatte noch mancherlei andre Eigenheiten. Napoleon liebte die Tugend; je älter er wurde und mächtiger, desto mehr zog er die guten Sitten den Gesängen Ossians vor. Er glich darin allen besseren Usurpatoren, daß er sich zufriedener fühlte, wenn er auch die Tugend um sich hatte. Aber Talleyrand wurde Alles, Großkämmerer, Vicegroßwahlherr, nur nicht tugendhaft. Er war der Roué der Börse und des Spielhauses, er liebte noch immer ohne Plan, flüchtig, auswählend, ja er hatte keinen Anstoß daran, daß Frau Grandt noch nicht einmal vor den Altar mit ihm getreten war. Napoleon wollte von diesen lockern Banden nichts wissen, sondern drohte ihm mit seiner Ungnade, worauf sich Talleyrand murrend verheirathete. Ossian entfiel dem Gedächtnisse des Kaisers immer mehr: in den polnischen Wäldern dachte er nicht mehr an Schottland und Talleyrand fiel in förmliche Ungnade.

Es war die zweite Periode seiner Unthätigkeit, die er mit Sarkasmen, Geldspekulationen und Verschwörungen hinbrachte. Er hatte den russischen Feldzug den Anfang des Endes genannt, und war früh genug zur Hand, dem gefallenen Helden

die Krone vom Haupte zu nehmen. Er gab sie den Bourbonen. Er konnte das Degengeklirr der Napoleoniden nicht mehr hören und fürchtete die Epauletten, welche um die Wiege des Kindes Reichstadt würden gestanden haben. Talleyrand haßte den Krieg, weil seine Entscheidungen ohne Berechnung sind und nichts sicherer, nichts die Papiere der Börse beherrschender ist, als ein nicht gefahrloser Friede, ein Friede mit etwas Besorgniß und viel Diplomatie. Talleyrand fing jetzt an, von Prinzipien zu sprechen, und diese Prinzipien waren für ihn die Bourbons. Er hatte ihnen seit dem polnischen Feldzuge viel Dienste geleistet; er wollte ihnen nun auch die Mittel an die Hand geben, ihn dafür zu belohnen. Er bewies den Alliirten theoretisch und praktisch, wie nothwendig jetzt die weiße Kokarde wäre. Der Kaiser von Rußland ließ sich überreden, und dem Grafen von Provence wurde gehuldigt. Man muß gerecht sein gegen Talleyrand: die Restauration der Bourbons war seine glänzendste That. Er bot alle Mittel auf, um diesen prekären Thron zu sichern, und die Ereignisse brachen so seltsam herein, daß er jetzt sogar im Stande war, einen vortrefflichen Patriotismus zu zeigen. Er verfiel mit Alexander, der die zweite Restauration haßte, er kämpfte für Frankreichs Unabhängigkeit, und gab den Bourbonen so kühne Vortheile, daß Louis XVIII. selbst davor erschrak. Es war Talleyrand darum zu thun, die Bourbons populair zu machen; wodurch konnte es ihm besser gelingen, als durch die Opposition gegen die Fremden? Ja er scheute sich sogar nicht, von einer Waffenentscheidung zu sprechen. Louis zitterte vor diesen guten Diensten, Talleyrands Muth ging zu weit, der Napoleonismus hatte ihn angesteckt, und die dritte Periode der Unthätigkeit brach an. Talleyrand gab

seine Entlassung und fungirte am Hofe nur noch als Reichskämmerer.

Es verstrich ihm die Restauration unter Witzen, Titelereroberungen und Promenaden nach Valençay. Louis und Talleyrand überboten sich an feinen Bemerkungen; jener liebte das Madrigal, dieser das Wortspiel, jener das Impromptü, dieser den vorbereiteten Hieb, jener wollte geistreich, Talleyrand nur beißend seyn. Louis hätte Talleyrand gern aus Paris gehabt; wie oft sprach er zu ihm von den ländlichen Freuden, die man fern von Geschäften auf Valençay feiern könnte! Dann pflegte ihn Talleyrand nach Gent zu fragen, oder hinzuwerfen, welch schönes Wetter man am 20. März hatte, und der König mußte schweigen. Talleyrand war nicht unthätig in der Restauration. Er ließ sich oft in der Pairskammer sehen und las treffliche Diskurse ab, die die böse Nachrede fremden Federn zuschrieb. Talleyrand wußte, daß man in Zeiten der Ruhe sich nie ein Geschäft soll entgehen lassen, nämlich das, sich populär zu machen. Er arbeitete daran, ohne Anstrengung, ohne Ambition, und seine Reden gegen die Censur und den spanischen Krieg erwarben ihm gute, ehrliche Freunde aus der Mittelklasse, die Alles von der besten Seite ansehen.

Wir wagen nicht zu behaupten, daß Talleyrand zu der Konspiration Orleans gehörte. Doch mußte er Louis Philipp lieben, denn beide lieben England. Talleyrand wurde die Aegide der neuen Herrschaft. Er konnte sie am besten beim Auslande repräsentiren. Die alten Verbeugungen und Mienen waren allen Kabinetten bekannt, man lächelte und erkannte sich wieder. Talleyrand gab der neuen Herrschaft ein moralisches Gepräge, gleichsam die Beruhigung, daß sie nicht anders sein würde, als die frühere. Es waren dieselben Manieren, nichts hatte sich

verändert. Talleyrand war gleichsam bestimmt, wie glattes Oel die anarchischen Wogen der Revolution zu beruhigen. Er machte die Revolution von 1830 so gewöhnlich wie jede andere Staatsveränderung, er ließ sie, die flog, erst gehen lernen, machte den Enthusiasmus bei Zeiten altklug, und wurde der pedantische Erzieher der jungen Franzosen des Julius, deren unkluge Streiche er sich bei den auswärtigen Mächten zu entschuldigen erbot. Es liegt die Selbstgefälligkeit des Alters in Talleyrands letztem Auftreten. Es sind die Schwierigkeiten eines alten Geschäftsmanns, der einem jungen Aspiranten das alte Herkommen, die Formalitäten, als etwas Heiliges anvertraut. Talleyrand scheint die Diplomatie zum Selbstzwecke machen zu wollen. Er liebt den Krieg jetzt noch weniger als früher; denn er ist alt, steinalt, der erste Kanonenschuß brächte ihn in Vergessenheit. Er ließ Polen untergehen, gab Italien hin; er hätte Belgien preisgegeben, wenn die Protokolle ihre Wirkung verfehlt hätten; er schuf die Hauspolitik Louis Philipps, und er ists, der die Devise trägt: Friede um jeden Preis! Talleyrand ist achtzig Jahre, seine Augenhöhlen werden immer dunkler, er sieht gespenstisch um die Wangenknochen aus, er geht gebückt und fällt immer mehr zusammen. Wie viele Frühlinge werden ihm die Lerchen in Valençay noch singen?

Was wollt Ihr nun mit diesem Leben beweisen? Daß es ein Kunstwerk war? Eine Lüge? Ich glaube keines von beiden, und läugne, daß Talleyrand ein großer Mann war. Talleyrand erschu sich seine Schicksale nicht selbst, er machte die Ereignisse nicht. Denkt Euch andere Umstände, und immer werdet Ihr wissen, was Talleyrand unter ihnen gewesen wäre. Louis XIV. hätte in ihm einen vortrefflichen Geschäftsmann gehabt, der auf Ambassaden durch seine Gewandtheit, und nebenbei in den Salons durch

seinen Witz gesiegt hätte. Unter Louis XIII. wäre er nicht Mazarin gewesen; zwischen der Fronde und Ligue, zwischen Heute und Gestern, wäre er erdrückt worden. Er brauchte ein Terrain, das großartig genug war, um sowohl Partei als die Flucht ergreifen zu können. Dies großartige Terrain aber überkam er, es war eine Erbschaft des Augenblicks an den Augenblick. Talleyrand war ein kluger Mann, er wußte es zu benutzen. Talleyrands sechs Meineide wird man vielleicht verzeihlich finden unter seinen Umständen; aber ein großer Charakter wäre nie in die Verlegenheit gerathen, sie schwören zu müssen.

Eine besondere Weltanschauung blickt aus den aufgezählten Schicksalen nicht hervor, wohl aber eine Reihe einzelner Maximen, die sich immer an ihrem Orte erproben konnten. Talleyrand philosophirte über die Begebenheiten, über die natürliche Schwäche des menschlichen Herzens, weniger über die Moral. Das Gewissen verwarf er nicht; doch galt es bei ihm nur — gewissermaßen. Er sog das Mark seiner Umgebungen aus, er absorbirte Entschlüsse, Interessen, Besorgnisse, selbst den Verstand der Außenwelt, und verwandte alles zu seinem Gewinn. Talleyrand nannte nicht alles Betrug, was mit einer Nichteinlösung eines gegebenen Wortes endete. Er brachte die Absicht des Gegners in Anschlag, und wußte, daß Einer von des Andern Leben zehre. Warum denen Wort halten, philosophirte er, die jeden Augenblick bereit sind, dich selbst zu betrügen? Die Ereignisse entschuldigten bei ihm Alles; nur das Eine glaubte er dem Himmel schuldig zu sein, daß er ihnen nicht unterläge. Der Egoismus war seine Religion; er kreuzigte sich vor einer Tugend, die ihm hätte Schaden bringen können. Talleyrand hatte einige allgemeine

Maximen, welche man sogar erhaben nennen könnte. So hütete er sich von zwei gebotenen Fällen den zu wählen, welcher den nächsten Vortheil brachte. Sah er, daß der Umweg mehr eintrug, so konnte er sogar großherzig seyn, z. B. gegen die Errichtung einer Pairskammer zu stimmen, obschon sie ihm für den Augenblick eine köstliche Würde gebracht hätte. In solchen Augenblicken erhob sich seine Gestalt, seine Worte wurden edler und der Nimbus einer uneigennützigen Tugendliebe schien sich um sein Haupt zu verbreiten. Doch war er nicht geizig nach solchen Augenblicken. Er suchte sie nicht absichtlich und begnügte sich damit, seinen Zweck zu erreichen, selbst wenn man die Mittel in Abrede stellen mußte. Er erschrack vor dem Jesuitismus nicht, weder in der Moral noch in der Politik, aber ich wiederhole es, er that dies Alles ohne Prinzip, ohne System, ohne feste Maxime.

Eine feste Maxime hatte er, und die schloß alle übrigen ein; ich habe sie schon erwähnt, es war die, soviel Geld als möglich zu erwerben. Talleyrands politische Laufbahn würde anders ausgefallen sein, wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, sie mit Schulden anzufangen. Es scheint, als konnte man beim Anfange der Revolution manche artige Summe gewinnen, während das Glück des Spielhauses, das Talleyrand früher versuchte, ein trügerisches ist. Doch stürzte ihn sein Exil in große Verlegenheit, er konnte nur mit geborgtem Gelde nach Paris zurückkehren und es gab Zeiten, wo er nicht die Miethkutsche bezahlen konnte, die ihn in das Hotel eines der Direktoren bringen sollte. Im Konsulat aber und während der Kaiserherrschaft häuften sich die Reichthümer. Napoleon war äußerst freigebig, war es selbst dann noch, wenn sich Talleyrand, der schlechteste Wirth, plötzlich

wieder um ein gesammeltes Vermögen gebracht hatte. An der Börse machte der Minister das meiste Glück. Unklar sind die Geldmachinationen geblieben, welche er mit dem Friedensfürsten von Spanien trieb; doch scheint hinter ihnen wiederum ein sehr leichtes Gewissen zu stecken. Talleyrand war stets in der Lage, immer noch mehr zu brauchen. Oft mußte er sein Haus, seine Meubles, irgend ein Landgut verkaufen, ja es kam ihm gerade recht, daß ihm der Papst für sein Fürstenthum Benevent mehrere Millionen zu geben erbötig war. Die Bourbonen waren weniger freigebig; sie hatten nur Orden und feudale Titel zu verschenken. Talleyrand war gezwungen, sich an der Börse zu entschädigen. Sie war noch bis auf seinen letzten Tag seine rechte Hand, die Hand, welche zahlt. Die Politik diente seinem Interesse; um den Tagespreis gewiß zu haben, würfelte er den Völkern ihre Schicksale zu. Talleyrand würde vielleicht nicht so oft Wort und Schwur gewechselt haben, wenn er mehr Geld gehabt hätte. Wenn er sagte: es ist ein Unglück, daß man leben muß! so heißt dies: es ist ein Unglück, daß man die Tugend nicht lieben kann!

Man ist gern geneigt, Talleyrand ein unveränderliches Prinzip für die französische Politik unterzuschieben, das gleichsam das Fundament aller seiner Unternehmungen geworden wäre. Ich meine die Allianz mit England. Doch ist diese nicht so alt; sie fing erst nach der zweiten Restauration an. Als republikanischer und kaiserlicher Minister kam er schwerlich in Versuchung sie anwenden zu wollen. Der Haß jenseits des Kanals schien unauslöschlich. England fürchtete die Vermehrung seiner Schuld nicht, um sich diesem blindlings hinzugeben. Doch ist es wahr, daß Talleyrand früh die ge-

heimen Springfedern kennen lernte, welche die britische Politik in Bewegung setzen. Er verstand die Zusammensetzung des Parlaments und den hohen Werth zu schätzen, welchen man auf einzelne hervorragende Familien des Landes legen mußte. Sein feiner Takt ließ ihn früher schon die Wichtigkeit erkennen, welche die Familie, der Wellington angehört, für England haben würde; er machte Napoleon schon zu guter Zeit darauf aufmerksam, daß man sich durch eine Huldigung, diesem Geschlechte dargebracht, der britischen Politik in etwas bemeistern könnte. Was Napoleon damals ausschlug, nahm Talleyrand nach der Schlacht bei Waterloo wieder auf. Er benutzte die Zusammensetzung der heiligen Allianz, schied die Elemente, welche eine natürliche Sympathie für Frankreich haben konnten, sehr bald von denen, welche in jedem Stücke fremdartig blieben. Er bediente sich Englands als eines Schildes gegen Rußland, eine Politik, die leider Frankreich noch zu schwach war auszuhalten. Talleyrand verspielte die Gunst Louis, den persönliche Eifersucht gegen England reizte, und regte den Zorn Alexanders auf, der ihn auch stürzte.

Nach der Juliusrevolution nahm er seine Politik da wieder auf, wo er sie vor fünfzehn Jahren stehen lassen mußte. Er bemühte sich, jede sich verwickelnde Frage in Englands Interesse zu ziehen und auf fast indirektem Wege dort den Nutzen der französischen Allianz nachzuweisen. In der That sollte man glauben, Talleyrand sei kein Gesandter in London, sondern ein englischer Minister gewesen. Indem er Frankreich scheinbar bei Seite läßt, zwingt er England, zu alledem, was das Pariser Kabinet thun zu müssen glauben dürfte, entweder beizustimmen oder die gleiche Verantwort-

lichkeit oder gar die Initiative zu übernehmen. England, das zögerte sich über Polen zu erklären, zwang er dazu durch geheime auf das Parlament angewandte Mittel; Belgien machte er zu einer englischen Frage, indem er die Wahl des Herzogs von Koburg betrieb; in Sachen des Orients schürt er den englischen Ehrgeiz und zwingt das Ministerium, mit Noten und Demonstrationen vor die Fronte zu treten. Talleyrand will, daß sich Frankreichs auswärtige Politik nur darauf beschränken soll, die englische zu unterzeichnen, wie denn auch der Herzog von Broglie zurücktreten mußte, der es versuchte, auf eigne Verantwortlichkeit in sein Ministerium etwas Selbstständigkeit und Ehre zu bringen.

Die Quadrupelallianz soll durch einen coup de main in Madrid entstanden sein und der lange Anstand ihrer öffentlichen Bekanntmachung scheint diesen Ursprung glaublich zu machen. Doch müssen diese Dinge sich anders verhalten, denn die Lage der pyrenäischen Halbinsel war keine solche, die erst über Nacht entstand; sie ließ sich lange vorhersehen und die Diplomatie mußte auf das Kommende gefaßt sein. Das Interventionsrecht, welches dieser Allianz zum Grunde liegt, scheint vielmehr das Tageslicht etwas gescheut zu haben und nahm, um sich besser verantworten zu lassen, den Deckmantel einer Intrigue vor, da es doch im Grunde nichts Anderes war, als eine in London getroffene Verabredung.

Wir können diese Darstellung nicht verlassen, ohne noch zum Schluß die Frage aufzuwerfen, ob Talleyrand sich noch in dem Bereiche der Territorial- und Gleichgewichtsinteressenpolitik bewegt oder ob er es anerkannt hat, daß die völkerrechtlichen Beziehungen sich immer mehr auf Trutz und Schutz für die beiden Systeme des Stillstandes oder der Bewegung

herausstellen? Wir bezweifeln das Letztere. Talleyrand ist nicht gewohnt, in der französischen Revolution ein Prinzip zu sehen; sie ist ihm nichts als eine Katastrophe. Talleyrands erstes Geschäft war, der Revolution von 1830 das Außerordentliche zu nehmen. Die große Umwälzung, welche sich aus ihr für Frankreichs auswärtige Politik hätte ergeben müssen, hielt er im Beginne auf und zwang sie, in das Gleis des alten betrügerischen Herkommens zurückzukehren. Aus der Völkerfreiheit machte er Fragen des Gebiets und des Gleichgewichts, wie Belgien zur Genüge beweist. Er betrieb die Verwicklungen des Orients mit Vorliebe, weil sie eine Frage der Suprematie sind, eines alten Begriffes, dem die Völker nicht mehr aufgeopfert sein wollen, und weil ihm nichts passender scheint, um Oestreich von der nordischen Allianz abzuziehen. Talleyrand würde im Sinne der alten „Balance“ sein Meisterstück erreichen, wenn er Oestreich vermögen könnte, wieder seiner alten englischen Politik nachzugeben. Talleyrand arbeitete an etwas Unmöglichem. Die feinste Kombination der Diplomatie zerstört in unserm Zeitalter ein Augenblick. Unsre jetzige Periode der Legationssekretaire kann nicht lang dauern. Frankreich beklagt nicht mit Unrecht, daß Talleyrand sein Vaterland an England verrieth. Denn welchen Vortheil zog es bis jetzt aus seiner Politik? Es hat Ehre genug, „den Frieden um jeden Preis“ keinen Vortheil zu nennen. Talleyrands Politik war ein leeres Würfelspiel. Er spielt mit den Mächten, wer die meisten Augen hat; aber er hätte ihnen zeigen sollen, wer die meisten Arme hat. Talleyrand war zum erstenmale genügsam geworden. Er spielte nicht, um zu gewinnen, sondern um den Einsatz wieder zu haben, mit dem er die zweite Partie wagt. Der alte Mann wollte das Heft

nicht aus den Händen lassen, selbst wenn er damit nur in die Luft focht. Seine Gegner verstanden ihre Sache und ihre Zeit besser; wer könnte läugnen, daß sich die nordische Allianz auf einem höchst realen Boden befindet? Sie steuert sicher ihrem Ziele zu, sie hat ihre Kanonen, ihre Kosacken, ihre Prinzipien, ihre Tendenz. Talleyrand hatte mehr Gewandtheit; aber es ist nur ein Augenblick, wo der Witzige dem Starken überlegen ist. Talleyrand hatte kein Ziel, denn Frankreichs Sache verstand er nicht: er war nicht Repräsentant der Revolution, sondern nur der Personen, welche zufällig in sie verwickelt sind. So war er nur gemacht, dem eignen Laude durch kleine Siege eine große Niederlage vorzubereiten.

Nachdem Talleyrand, wie man behauptet, fromm gestorben ist, setzte Louis Philipp dessen Politik fort.

Martinez de la Rosa.

Die leichtfertigen Franzosen übertreiben, wenn sie in Don Francisco Martinez de la Rosa nichts gelten lassen wollen, als die Talente eines Theaterkostümiers. Es ist wahr, er lieferte ein lächerliches Meisterstück der Poesie, als er das Kostüm entwarf, in welchem die Veteranen, die jungen Helden und die Tartüffes der spanischen Freiheit ihre Rolle als Deputirte spielen sollten. Ein Anzug der Art, wie er ihn vorschrieb, mit seinen feudalen Schleifen, seinen idyllischen Bändern, dem Peruanischen Falbala kostete mehrere Tausend Francs; die Deputirten waren unfähig, in dem Augenblicke einen solchen Aufwand zu machen, zögerten zu erscheinen und es hätte leicht geschehen können, daß durch die Rücksicht auf die Schneider von Madrid die ganze spanische Konstitution auf Monate eine Täuschung geworden wäre. Doch besitzt Martinez de la Rosa ehrenwerthe Eigenschaften, Talente und Präzedentien, welche den Novellisten und Dichter für das Parterre vergessen machen.

Nur kann man nicht läugnen, daß Martinez de la Rosa sich eine große Aufgabe gestellt hat. Das Beispiel, welches

er giebt, ist nicht einzig, aber doch selten. Die Geschichte sträubte sich immer, Männern, welche gewohnt sind, im Reiche der Phantasie zu leben, ein irdisches Portefeuille anzuvertrauen. Ich besinne mich in diesem Augenblicke nur auf Arthur von Nordstern und Chateaubriand. Selbst Alcäus von Mytilene und Goethe gehören nicht hierher. David, der Sohn Isai's, sang schon als Minister Sauls. Er vertauschte frühe die Schleuder und den Flitzbogen mit der Leyer, der kleine Held, und verstand im Palaste, wie in den Höhlen der Gebirge so den Dichter mit dem Premierminister zu verbinden, daß es zweifelhaft geblieben ist, ob er mehr durch jenen oder diesen auf den finstern, tragischen Saul wirkte. Ein herrliches Vorbild! Der Dichter mit dem Fürsten „auf der Menschheit Höhen!" Doch war David ein antiker Dichter. Damals war Alles noch einfach; die Sprache, die Sitte, die Poesie kostete kein Studium, Alles war Instinkt. Die Bilder waren noch nicht verbraucht; wenn man nach ihnen jagte, traf man selten auf solche, welche schon angeschossen waren. Es ist wahr, David kämpfte zwar auch wie jeder Dichter mit Philistern: aber eine ganze Völkermasse von Prosa ist leichter zu besiegen, als wenn sich die Alltäglichkeit vereinzelt oder wohl gar die Maske der Kritik vornimmt. Kurz, einen Dichter der Vorwelt kostete sein Ruhm keine Mühe, seine Zukunft keine Gegenwart, seine Unsterblichkeit nicht, wie den Romantiker, zuweilen den Tod. Der poetische Minister Sauls durfte nur einen Blick in die Morgenröthe werfen, einen Blick, der ihn nichts von seinen Geschäften versäumen ließ, und das einfache Bild, das bloße Wort reichte hin, alles das auszudrücken, woran ein zeitgenössischer Dichter einen Tag und Alles, was sich in einem Tage versäumen läßt, setzen muß. Dieß eben

hat unsere Zeit so mißtrauisch gegen Minister gemacht, welche mit dichterischen Talenten begabt sind. Eine Ungerechtigkeit ist eingerissen gegen Etwas, was sich doch mit unwiderstehlichem Drange in die Seele wirft, was der schönste Begleiter einer dornenvollen Laufbahn ist und auch einen Minister trösten kann, nach den sauern Stunden, welche eine Ständesitzung, ein theilnahmloser Blick des Monarchen, ein plötzliches Defizit ihn kostet. Warum soll dem ersten Staatsmanne die aufgehende Sonne keine Empfindung entlocken? Warum soll er kalt bleiben, wenn die Lerche ihr Morgenlied singt? Warum soll einer Excellenz überhaupt der Himmel verschlossen sein? Die grausamen Franzosen! Sie machten Martinez den Vorwurf, daß er Dichter ist! Wir wollen, indem wir die flüchtigen Schatten seines Lebens reißen, in ihm den redlichen, patriotischen und talentvollen Mann erkennen lassen.

Geboren wurde Martinez de la Rosa im Anfang der achtziger Jahre zu Granada. Wenn Ihr den Vorzug, Deutsche zu sein, auf einen Moment vergessen könnt, so beneidet ihn darum! Beneidet ihn um die Olivenwälder, die am Fuße der Sierra Nevada stehen, beneidet ihn um den goldhaltigen Genil, in dem er baden konnte, und jenen zweiten Fluß, dessen Name mir entfiel, der aber gediegenes Silber mit seinen Wellen führt! Welche zaubervolle Jugend! Die alten maurischen Sagen umflüsterten den Knaben, wenn er beim Spiele seinen Ball in die Trümmer der Alhambra warf. Er hörte in der wunderbaren Löwenhalle, wie sich die großen Emire der Wüste aus dem weisheitsvollen Koran die Sprüche vorlesen ließen, welche an die Mäßigung im Glück und die Barmherzigkeit des Siegers des Paradieses schönste Freuden knüpften. Er trank aus dem Brunnen im schweigsamen Hofe und

fühlte, wie sich frühe die Gabe der Weissagung und schönen Rede auf seine Lippen legte. Aber nicht Alles ist schon verschwundene Herrlichkeit in Granada. Auf den Trümmern der maurischen Erinnerung pflanzte das Ritterthum und die Weltmonarchie Karls V. die Trophäen ihrer großen Siege. Auf dem Platze Vivarambla konnte Martinez keinen Wettlauf mit seinen Gespielen anstellen, ohne daß jene die Zegris, diese die Abencerragen spielten. Er wurde älter und in den ungeheuern Dimensionen des Palastes Karls V. lernte er die Geschichte des Vaterlandes, die Universalträume des spanischen Habsburgs, an dem Grabmale Ferdinands und Isabellens, wie Amerika entdeckt und die Inquisition eingesetzt wurde. Hier konnte sich frühe die Seele an einen mächtigen Flügelschlag gewöhnen, so daß die mönchische Erziehung des spätern Alters zwar Vieles dem Wissensdurste verweigern durfte, aber nichts nehmen, was schon da war.

Martinez war reicher und angesehener Eltern Kind. Er benutzte alle Bildungsmittel, welche ihm Spanien darbot, und gab sich zuletzt dem Studium der Rechte und der Staatswirthschaft hin. Das System der Reformen Karls III. ließ sich in Spanien durch eine Herrschaft der Günstlinge nicht sogleich aufhalten. Es blieb von der encyklopädischen Aufklärung, von dem philosophischen Enthusiasmus des achtzehnten Jahrhunderts, welcher auch Spanien mannichfach berührt hatte, Vieles übrig, was sich nach unten hin verbreitete, und genährt von den Grundsätzen der französischen Revolution, die Hauptquelle der Bildung wurde, die späterhin in der Gestalt des Liberalismus als eine politische Macht auftrat. Martinez warf sich in diesen Strom der Tendenzen und ließ sich von ihm tragen, bis er in Begebenheiten endete. Die

Revolution von Aranjuez, die Abtretung von Bajonne und Madrid, die neue Dynastie der Napoleoniden warfen Spanien in einen anarchischen Kampf von Interessen, wie sie auf einem kleinen Terrain in Europa niemals widerstreitender gewesen sind. Doch machte sich die gute Natur durch diese Verwirrung Platz, der Instinkt des Patriotismus ließ alle Differenzen vergessen und von zahllosen sich durchkreuzenden Leidenschaften blieb nichts übrig, als der Haß gegen die Franzosen.

Die Cortes von 1808 traten zusammen und Martinez de la Rosa nahm unter ihnen den Platz ein, der seinen Talenten und Kenntnissen gebührte. Er theilte die Schicksale dieser Cortes in Madrid, Sevilla und Cadiz. Ob er sich zu irgend einer Nüance dieser patriotischen Versammlung bekannt hat, wissen wir nicht, glauben aber, daß ihn die Liebe zur Freiheit immer da hintreten hieß, wo ihre beredtesten Fürsprecher standen. Noch gab es keine Doktrinairs, noch hatte die Exaltation durch gescheiterte Plane sich nicht in Mißkredit gebracht: es gab keine andre Gefahr, als die, welche eine edle Seele immer übersteht, den Servilismus. Martinez reihte sich den glorreichen Rednern dieser Periode an, welche durch ihre glänzende Beredsamkeit, ein Talent, welches in keine Schule gegangen war, ganz Europa zur Bewunderung zwangen.

Die Restauration Ferdinands machte allen diesen Dingen ein Ende. Die Cortes waren zersprengt, der Rückkehrende begrüßte sein treues Volk mit Schaffotten und Proscriptionen. Martinez de la Rosa wurde nach der afrikanischen Küste verbannt und in Ceuta wie ein Gefangener gehalten. Er scheint sich während dieser Zeit vielen Reflexionen hingegeben zu haben. Er mag sich bemüht haben, Spaniens Schicksal in

ein Resultat zusammenzufassen und philosophirte vielleicht über Dinge, die uns entmuthigen, wenn wir uns über sie stellen wollen. Welchen Eindruck mochte Porliers und Lascys Schicksal in ihm machen? Er beweinte es, aber nannte es vielleicht eine Thorheit, zu konspiriren. Fesseln entnerven: man sage nicht, daß man nach einer vierjährigen Gefangenschaft noch für sich gut steht! Martinez wandte sich verzweifelnd von den politischen Kombinationen ab und dichtete seinen Morayma. Die Sehnsucht des Verbannten trug seine Phantasie in die poetischen Erinnerungen Granadas, aber so gefesselt waren seine Gedanken an die Schicksale des Vaterlandes, daß sein Drama eher den Namen einer Allegorie verdiente. Er läßt einen der letzten maurischen Könige nach Ermordung der Abencerragen den Thron besteigen. Die Erbitterung der Parteien umgiebt ihn. Persönliches Interesse schürt die Leidenschaft, hier Intrigue und Verläumdung, dort Gewaltthätigkeiten und Tumulte. Der Castilianer steht vor den Thoren. Der König ist schwach und weil er zwischen beiden Parteien in der Mitte stehen will, wird er Tyrann und undankbar gegen die, welchen er seine Krone verdankt. Hier sind die Cortes, hier Ferdinand, die Franzosen. Hier aber auch schon der Gefangene von Ceuta mit seinen Grillen, die er mit den Muscheln am afrikanischen Strande auflieſt; denn er sieht in Allem, was der Hebel seines Dramas ist, persönliche Leidenschaft, fürchtet die rohe Gewalt auch da, wo sie zum Siege seiner Partei unerläßlich ist, und haßt den Tumult der Masse.

Wir sehen ihn befangen nach Madrid, in die Cortes von 1820 zurückkehren. Er der auf einem, fast möchte man sagen, geschichtlichen Wege unter die Opposition gekommen ist, findet

sich jetzt umringt von Männern, die erst durch eine Betrachtung liberal wurden, von Männern, die dem einreißenden Carbonarismus verwandter waren, als den constitutionellen Erinnerungen Spaniens. Martinez mochte erstaunen, daß die Liebe zur Freiheit ein System geworden war, daß es ein Wörterbuch des Liberalismus gab. Inzwischen trug ihn eine hohe Verehrung empor und gleich die erste Sitzung machte ihn zum Sekretair der Kammer, welche Spanien dem kühnen Muthe Riego's verdankte.

Von 1820 bis zur Katastrophe des Julius 1822 fällt Martinez de la Rosa's glänzendste Periode. In den drei Cortessessionen dieser Zeit galt er als einer der vorzüglichsten Redner, der mit Galiano und Augustin Arguelles, dem „Göttlichen", wetteiferte. Sein erster Antrag stand noch unter den Eindrücken seiner Gefangenschaft; denn er wollte, daß Spanien die afrikanische Küste aufgebe und sie an den Kaiser von Marocco gegen einen Tribut abträte. Dann forderte er die Minister auf, Maßregeln gegen die Räuberbanden, welche Spanien durchstreiften, zu nehmen. Er wollte nicht, daß die Pfarrer zwei Pfründen besäßen, ein Antrag, den Graf Toreno unterstützte und ziemlich reformatorisch zu einem rein politischen machte. Ja, er sprach sogar für die Geschwornen, welche ihm in einer spätern Sitzung der Prokuratoren ein zu frühes Geschenk waren! Er nahm sich lebhaft der Josephinos an und bewirkte eine Amnestie für sie, kurz, es gab mannichfache Gelegenheit, wo er sein Talent und seinen Patriotismus zeigen konnte. Doch sprach sich seine späterhin prononzirte politische Nüance gleichfalls allmählig aus. Viele seiner Meinungen waren gegen die politischen Klubbs gerichtet und als am 4. September 1820

diese Frage aufs neue zur Sprache kam, treffen wir auf eine merkwürdige Allianz zwischen Martinez de la Rosa, Moscoso, Garely und Toreno, die sich in unsern Tagen wieder erneuert hat. Martinez sagte damals: „Es ist nothwendig, zum Vortheile der natürlichen Freiheit der bürgerlichen und politischen Schranken zu setzen;“ ein Satz, der erst dann wahr ist, wenn man ihn umkehrt. Der doktrinaire Pedantismus, der seine spätern Reden auf der Ministerbank so unverkennbar charakterisirt, zeigte sich auch damals schon: Martinez distinguirte gern und zog sich, wie alle politisch Zaghaften, auf die Phrase zurück, daß man die Dinge auch von der andern Seite ansehen müsse. Sein Widerstand gegen eine Entschädigung, welche Riego verlangte, machte ihn unpopulär, noch mehr die Debatte über die unter dem Namen „die Perser“ bekannten meineidigen Deputirten und am Schlusse der Sitzung von 1821 das Repressivgesetz Toreno's, welches er eifrig unterstützte. Das Volk stürzte Toreno's Wagen um und belagerte nach des Grafen Hause auch das des erschrockenen Dichters, der hier Scenen aus seinen Tragödien wiederkehren sah. Nichtsdestoweniger erhielt er mit Anfang der Sitzung von 1822, im Februar, das Portefeuille des Auswärtigen. Die Zusammensetzung dieses neuen Ministeriums war unpopulär genug: es war aus der Majorität der entlassenen Cortes gebildet, die sich durch ihren Servilismus dem Volke so verhaßt gemacht hatten. Die neue Kammer galt für unabhängiger, als alle früheren; Riego war im Anfange selbst ihr Präsident. Martinez, der sich schon lange an die ministerielle Physiognomie gewöhnt hatte, fand in seiner neuen Würde, für die seine Uneigennützigkeit sich nicht bezahlen ließ, einen schwierigen Stand. Der Kon=

greß saß drohend in Verona, die Glaubensarmee organisirte sich in den Gebirgen, die Camarilla Ferdinands konspirirte, in Valenzia und Pampeluna brachen royalistische Tumulte aus. Und dennoch schien dem Ministerium diese Gefahr geringer, als die, welche im Lager selbst drohte. Es glaubte keinen andern Feind bekämpfen zu müssen als den Jakobinismus der Klubbs. Die Reden in der Fontana d'Oro, die Aufsätze der Zuriaga und des Terzerols beschäftigten die Minister mehr, als die Fortschritte, welche die Insurrektion der Misa, Jaimes, Zabala und Quesada machte. Man kann das Ministerium des Martinez de la Rosa von jener Zeit das Direktorium der spanischen Revolution nennen: der Moderantismus desselben, welcher nicht durch vorangegangene, sondern parallele Ausschweifungen gerechtfertigt werden konnte, brachte unter Spaniens damaligen Umständen nichts zuwege, als Keckheit des Royalismus, der immer mehr um sich griff. Der Moderantismus war, wenn nicht offene Verrätherei, was wir nicht glauben, doch jedenfalls die verfehlteste Maßregel, um die spanische Freiheit zu retten. Wenn er die Demokratie kurz am Zügel fassen wollte, so arbeitete er der Reaktion in die Hände. Auch war die Demokratie nie mächtiger, als damals. Die Klubbs, die Communeros donnerten, die Cortes machten die Beschlüsse derselben gesetzlich. Riego rauchte mit Ferdinand Cigarren zum Zeichen ihres Einverständnisses, und seine Hymne, mit der er das Heer von Isla de Leon führte, wurde, wie es damals hieß, für ordonanzmäßig erklärt. Unter solchen Umständen war der Moderantismus ein Fehler. Wir wiederholen nochmals, daß es unglaublich scheint, wenn das Ministerium mit Aranjuez unterhandelt haben und in seinem Hasse gegen die Demokratie so weit gegangen sein sollte, daß

es mit dem Feinde innerhalb und außerhalb Iliums jene besiegen wollte. Das würde geheißen haben, ein kleineres Uebel durch ein größeres heilen. Auch unterließ Martinez nicht, Einiges zu thun, was für seinen guten Willen zeugte. Er sandte seinen Freund Toreno (Toreno ist Porliers Schwager) nach Paris, um die dortige Botschafterstelle zu übernehmen und auf das Kabinet der Tuillerien, mehr aber noch auf den Pavillon Marsan, die ultraroyalistische Coterie des Grafen Artois und das Asyl aller spanischen Verräther, einzuwirken. Er unterhandelte viel mit dem französischen Gesandten Lagarde in Madrid, den man beschuldigte, der Vendée in den Gebirgen Vorschub zu leisten. Ja als das feindselige Benehmen der französischen Regierung, die Unterstützung, welche sie den Insurgeuten angedeihen ließ, immer offenkundiger wurde, verbreitete sich im Mai das Gerücht, Lagarde hätte nach einem heftigen Wortwechsel mit Martinez seine Pässe verlangt. Auch hielt der Minister darauf eine heftige Rede vor den Cortes, worin er Frankreich Vorwürfe machte, welche einer Kriegserklärung gleichkamen. Dies ist der einzige energische Akt während seines Amtes, der aber am deutlichsten seine Schwäche zeigte, da er ohne Folgen blieb.

Die Entscheidung des 7. Julius rückte heran. Man weiß, daß die Demokratie an diesem Tage ihren Triumph feierte. Die eben entlassenen Cortes wurden vom Magistrate Madrids, dem Ayuntamiento, welcher die Rolle des Stadthauses aus der französischen Revolution übernahm, ersetzt. Die aufrührerischen Garden mußten im Prado nach einem hartnäckigen Kampfe mit der Nationalgarde (wenn uns Martinez erlaubt, die milicia urbana so zu nennen) das Gewehr strecken. Auch das Ministerium war gesprengt. Es ist kaum glaublich, daß das-

selbe mit dem Aufruhre in Verkehr gestanden habe. Es war von diesem Ereignisse so überrascht, wie die Nation, ein Beweis für seine Schwäche. Es hatte weniger Antheil daran als der Schlächter Amerika's, Morillo, der damals eine so zweideutige Rolle spielte. In der Nacht vom 7. zum 8. saßen die Minister wie gefangen im Palaste, alle Ausgänge waren besetzt und in dieser Verlegenheit mag Martinez die politische Laufbahn verwünscht und sich nach dem stillen Umgange mit den Musen gesehnt haben. Sein Leben war in Gefahr, die siegtrunkene Partei, welche viele Opfer zu betrauern hatte, wollte anfangs die Minister für das Geschehene verantwortlich machen; doch da Spanien wiederum das Unglück hatte, ein abgenutztes Ministerium aus alten Trümmern früherer, die schon gescheitert waren, zu bekommen, so fiel die Anklage und Martinez zog es vor, sich allmählich ganz vom Schauplatze des Tages zurückzuziehen. Bald wurde auch der Absolutismus in Spanien zum Zweitenmale restaurirt. Die französischen Bayonette setzten Ferdinand in ein plein pouvoir ein, das er auch zunächst gegen die Anhänger der Konstitution, die er so oft falsch beschworen hatte, in blutige und konfiskatorische Anwendung brachte. Martinez de la Rosa fürchtete die Tage von Ceuta und zog mit den Proscribirten über die Pyrenäen.

Die sieben Jahre der Verbannung brachte Martinez zum großen Theile in Paris zu. Er gab sich literarischen Beschäftigungen hin, welche immer politische Leiden am leichtesten vergessen machen. Mit seinen Landsleuten gespannt, schloß er sich selbst von ihren Konspirationen aus, dichtete, ästhetisirte und sammelte seine Schriften, welche mit vieler Eleganz bei Didot gedruckt worden sind. Er kam nach Frank-

reich, noch ganz voll von Verehrug des tragischen Kothurns eines Corneille und Racine. Man würde sich täuschen, suchte man bei ihm die farbenglühende Grandezza des alten spanischen Theaters. Er ist als Dichter mehr Storch, als Flamingo. Seine Gefühle gehen auf Stelzen, sein Dialog sind Wechselreden nach den Grundsätzen der Rhetorik. Er war, als er die Witwe des Padilla schrieb, den Moraýma und Edipo, ein Dichter der drei Einheiten, mit moralischen, kalten Tendenzen, steifer als Alfieri, ärmer als Arnault. Statt daß seine Personen handeln, erzählen sie; sie reflektiren über das, was sie thun sollten, und lieben es, alles bis auf den fünften Akt zu verschieben, welcher der Unthätigkeit endlich ein Ende macht. In seinen Untersuchungen über die spanische Poesie findet er es lächerlich, wenn Lope de Vega den Columbus von Madrid nach Granada, von dort nach Amerika, und von hier wieder zurück nach Barcelona versetzt. Er sieht darin eine Verletzung aller Regeln, wenn derselbe Dichter in ein Drama drei Handlungen verflicht, und wiederholt gegen Shakspeare die Vorwürfe, welche vor ihm schon Voltaire machte. Nichtsdestoweniger brachte der Aufenthalt in Paris auf Martinez poetische Ader eine neue Wirkung hervor. Der Kampf des Romanticismus und der Klassiker konnte ihm nicht fremd bleiben und seine spätern Produkte bezeugen, daß er in seiner alten Stellung wankend gemacht wurde. Victor Hugo wurde ein Beispiel. Martinez mochte seine Extravaganzen hassen, aber vielleicht ließen ihn die Lorbeeren des Dichters nicht schlafen, vielleicht quälte ihn ein unerklärliches Etwas aus seinen alten Ansichten heraus. Welcher wahrhafte Dichter gäbe sich so bald zur Ruhe! Er wird niemals mit sich zufrieden werden und von seinem Nächsten immer die Hoff-

nung haben, daß es das Vorangegangene übertreffen werde. Martinez kam mit dem französischen Theater in Berührung, Scribe übersetzte ein Lustspiel von ihm, er war nun in die Bewegung hineingerissen und versuchte, ob ihm bei veränderterm Glaubensbekenntnisse die Muse heißere Umarmungen gönnen würde. Sein Aben Humeya gelang ihm ungleich besser: er hat hier den Kothurn abgeworfen und tritt in leichter, freier Prosa auf. Die Sprache ist frisch, leidenschaftlich, bilderreich; die Scenen sind nicht übermäßig ausgemalt, sondern sie brechen plötzlich ab, wenn ein Ereigniß dem andern folgt. In der Verschwörung von Venedig, demselben Drama, das in Madrid mit einem Applaus aufgenommen wurde, der den Dichter als Minister in Verlegenheit setzte, geht Martinez in der Verehrung des französischen Theaters sogar noch weiter. Er verschmäht nicht mehr den Pomp und die Kunst der Scenerie, er füllt einen ganzen Akt mit Schaustücken der Art, von denen Schlegel sagt, sie würden ihm gefallen, wenn nicht Worte dabei wären. Und nun ich Schlegel nenne, so wolle man wissen, daß Martinez de la Rosa auch diesen kannte und ihn öffentlich einer geringen Kenntniß des spanischen Theaters bezüchtigt hat. Es thut mir leid, hievon Erwähnung thun zu müssen.

Inzwischen zogen sich nach dem Jahre 1829 durch eine Heirath einige Wolken von dem spanischen Horizonte weg. Die Herrschaft des Beichtstuhls wurde durch die des Alkovens zerstört. Ferdinand stürzte durch demagogische Umtriebe das salische Gesetz und er sah sich nach Menschen um, die seine Handlungen billigten. Die Erbitterung gegen die Emigranten legte sich und die am wenigsten kompromittirt waren, durften es in Hoffnung der allgemeinen Amnestie wagen, über die

Pyrenäen zurückzukehren. Ferdinand hatte wie Karl V., aber wider Willen, bei Lebzeiten schon seine Exequien gehalten, er hörte mit scheintodtem Ohre, wie ihn Calomarde an Karl verrieth, wie man sich in die Herrschaft theilte und in der öffentlichen Meinung von ganz Europa sein Todtengericht hielt. Er hatte seinen wahren Feind kennen gelernt und eilte jetzt, mit seinen alten Gegnern Friede zu schließen, um sie gegen den Carlismus zu verwenden. Der Name Martinez de la Rosa war in keinem der Komplotte gehört worden, welche die Sicherheit der zweiten Restauration gestört hatten; er wurde zwar nicht gerufen, aber zugelassen. Weder Mina's noch Torrijos Expedition ließ man ihn entgelten; man wußte, wenn man den Dichter feilen hörte, daß es nicht den Ketten Spaniens, sondern seinen Werken galt. Marie Christine liebte an Martinez Auge den lebhaften Ausdruck, sie bewunderte die kleine weiße Hand, die so artige Reime und Gedanken zusammenfügte, sie hörte gern die duftenden Blüthenflocken der Rede aus seinem Munde fallen, sie ließ sich von ihm Aesthetik vortragen und hatte nichts dagegen, wenn er zuweilen von dieser auf die Politik übersprang. Es bildete sich allmählich ein Kreis um die Königin, den das Vertrauen gezogen hatte; man berieth sich über die Zukunft, während links der kranke König an der Magengicht stöhnte, rechts die kleine Isabella in ihren Windeln schrie. Marie Christine von Neapel ist keine Heroine, sie fürchtet sich vor dem Ereigniß; sie hat nichts, als einige kleine Leidenschaften, etwas Schwärmerei und will zart behandelt seyn. Sie würde genug gethan zu haben glauben, wenn sie Rizio Munnoz beglückte, und soll bald das Testament Ferdinands vollziehen, Minister wählen, Takt haben, die Garde defiliren lassen und kriege-

rische Operationen unterzeichnen! Sie würde alles untereinander geworfen haben, wie auf einem Nähtisch, wenn nicht Martinez de la Rosa mit sanfter Rede, milden Vorwürfen und bildlichen Vergleichen neben ihr stünde. Marie Christine ist durch ihn eine schöne Seele geworden. Er liest ihr die Dekrete wie Stellen aus seinen Dramen vor, er wirft um Alles ein phantastisches Kleid, er macht die Zusammenberufung der Cortes zu einer Aufgabe des Garderobiers und hat zu dem Saale derselben ihr so viel architektonische Risse vorgelegt, daß sie durch Auswahl des schönsten ihren Geschmack vor ganz Madrid bewähren konnte. Wie artig sind die Reglements, welche Martinez bei Feierlichkeiten der Königin vorschrieb! Sie erschien mit ihrem Kinde, wie einst Fredegunde mit Clothar vor den Franken; sie hatte in ihrer Rolle wenige und gefühlvolle Worte vorgeschrieben; alle diese Dinge arrangirte Martinez. Als die Cholera ausbrach, ließ sie nur Rizio und Martinez in la Granja ein, sie beschied sich, nichts als das Unentbehrlichste um sich zu haben; ja Martinez, der Dichter, wurde kein Geschichtschreiber der französischen Revolution, kein Thiers und machte la Granja nicht zu Blaye und setzte keine Preise aus, um eines Judas Ischariot Deuz willen. Dies ist das enge Bündniß, welches die Regentin mit Martinez de la Rosa geschlossen hat.

Inzwischen übernahm der Dichter vor den Augen der Nation seine ministerielle Mission. Einige Splitter, welche von dem Schiffbruch Zea's noch übrig geblieben waren, hemmten seinen ersten Lauf, doch entledigte er sich ihrer bald. Sein eigner Name wurde für das Werdende verantwortlich. Die neue Konstitution, das Estatuto real, ist sein Werk. Er versuchte es, den Zwiespalt Spaniens zu versöhnen, die Zu-

kunft an die Vergangenheit zu knüpfen, ja er hoffte so viel von seinem guten Willen, daß er selbst das Arcanum, welches Ludwig Philipp anbot, das Juste Milieu, abwies. Allein der gute Wille hat in dem Staatskredit einen schlechten Cours, er ist eine Illusion in Zeiten, wo alle Lebensäußerungen mit scharfen Rändern und Kanten gezeichnet sind. Der gute Wille war keine Garantie für ein so mißhandeltes Volk, das gezwungen ist, nur in seinen Erinnerungen, d. h. in seiner Rache zu leben. Man hat für Alles in Spanien gleich einen Namen, jede Partei kann die andre mit einem kurzen Kohlenumriß an die Mauer zeichnen: Worte, Abstimmungen, alte Fehler, da ist nichts vergessen. Die Männer des „Ringes," die Anilleros, welche Martinez in seine Nähe zog, waren bald erkannt, der Moderantismus ist eine Stereotype, die nur genannt zu werden brauchte, um jede Befürchtung auszudrücken. Zu den alten Namen hat die jüngste französische Geschichte noch neue gestellt und allgemein wurde das Martinez'sche Ministerium doktrinär genannt. Vor der Zusammenberufung der Cortes sagte man, Martinez würde seine Entlassung nehmen; allein dies Gerücht drückte nur das aus, was man wünschte. Vielmehr war Toreno's Ernennung ein Hülfsdetaschement; denn Toreno ist Martinez alter Leidensgefährte, nur ist er schneller, eifriger, etwa das, was Lord Durham unter den Whigs.

Wir sind am Ende unsrer Darstellung, da der folgende und noch gegenwärtige Kampf der Parteien in Spanien außer ihren Gränzen liegt. Martinez hat Madrid verlassen müssen und ist wiedergekehrt, ist wieder gegangen und wieder eingesetzt worden. Nur zwei Dinge erlauben wir uns noch, ein Urtheil und ein Prognostikon. Selbst die Opposition läßt der parlamentarischen Fähigkeit des Ministers Gerechtigkeit werden. Es ist wahr, seine Reden

zeichnen sich durch Schwung und Rundung aus, und wenn gar, was in Spanien nicht anstößig zu sein scheint, Deklamation und Gesten zu diesen Worten hinzukommen, so müssen sie in dem Saale eine großartige Wirkung hervorbringen. Doch seine Zwischenreden, seine Einwände, das, was man den parlamentarischen Dialog nennen könnte, sind pedantisch, mit Logik bestäubt, sie verrathen den Kleinmeister. Martinez de la Rosa ist immer zur Hand, wo es eine Distinktion gilt, er liebt es, am Unwesentlichen zu klauben und auf Dinge Werth zu legen, die die Untersuchung gar nicht weiter bringen. Aber was ihn wahrscheinlich doch auch in Zukunft wieder stürzen wird, ist zuletzt weniger die Form, als der Inhalt seiner Diskurse. Ich glaube, er ist in seinen Handlungen weniger vorsichtig als in seinen Reden. Er gleicht den deutschen Pedanten, welche die Freiheit lieben würden, wenn sie nicht für alles gleich Beispiele hätten und gewohnt wären, die Dinge immer vom verkehrten Standpunkte anzusehen. Martinez de la Rosa hat sich aus der Geschichte der Revolutionen so viel Erfahrungen, kleine Sätze und Maximen abstrahirt, daß er ohne Citat keinen Schritt vorwärts setzen kann. Bald schwebt ihm der Konvent vor, bald die französische Journalistik, bald weist er auf Mirabeau, bald auf Burke hin; es ist eine Gelehrsamkeit, die ihn ersticken muß. Wäre die spanische Kammer nicht selber so naiv, träte in ihr die Revolution nicht mit so vieler Angst, so scheu und besorglich auf, so müßte der Pedantismus solcher Minister längst durchgefallen sein. Spanien bedarf mehr der Ordnung als der Freiheit. Es ist ein unglückliches Land und bietet Stoffe zu größeren Tragödien, als dieser Staatsmann gedichtet hat.

Chateaubriand.

Wenn man sich Talleyrand zu allen Zeiten nur wie Harpokrates, alt wie die Wintersonne, denken kann, Martinez de la Rosa in mittleren Jahren, mit bürgerlichem Embonpoint, gesetzten Zügen und einen goldnen Ring an dem zarten, poetischen Schreibfinger, so gibt es für Franz August Vicomte von Chateaubriand keine andere Vorstellung, als die des ewigen Jünglings.

Ihr werdet wenig Menschen kennen, welche mit so viel Jugend ihr Alter angetreten haben. Chateaubriand, der letzte Kreuzfahrer, hat die unverwüstliche Physiognomie der Naivetät, die er mit ins Grab nehmen wird. Er blieb sich immer gleich, ein schüchterner junger Mensch, der vom Lande kommt, froh am Geringfügigen, überrascht von Allem, ohne Voraussicht, wie ein Kind; aber auch ungeduldig, zornig und ungerecht wie ein Kind.

Chateaubriand ist ein Greis geworden, ohne ein Mann gewesen zu sein. Gewohnt, nur in unbegründeten Hoffnungen zu leben, nahm er seine Erfahrung für eine feindselige Macht, die ihn überall enttäuschte. Alles, was ihm

geschah, hielt er für eine Vorbereitung und rechnete, daß immer noch eine Zeit kommen könnte, wo er von seiner Vergangenheit Vortheil ziehen würde. Aber darüber ist er alt geworden, seine Jugend hat bis an sein Grab gedauert.

Könnte dies die Erfahrung eines reifen Charakters gewesen seyn, so müßte seine Verzweiflung jetzt tragisch und des tiefsten Mitleids würdig werden; doch Chateaubriand fühlt diesen Widerspruch nicht: es gibt Nichts, wofür er Alles hingegeben hätte; er lebte ohne Plan, er hatte das sonderbare Schicksal, immer zu spät zu kommen. Er hat viel verloren, ohne je etwas besessen zu haben; er ist oft gefallen, ohne daß er je aufrecht stand; man vergaß ihn immer, ohne daß man je recht an ihn dachte.

Das ist es: Chateaubriand erwartete nichts; man versprach ihm nichts, man schmeichelte ihm mit keiner Hoffnung. Es ist niemals Jemand mit so wenig Opfern unglücklich gewesen; wenn er fiel, so that er sich selbst am wenigsten wehe. Chateaubriand will ein Märtyrer seyn; er will neben den Opfern Diocletians und den eilftausend Jungfrauen genannt sein. Das ist ein Scherz: aber lacht darüber nicht! Es ist ihm darum zu thun, er hat es heilig damit.

Was bliebe dem sonderbaren Greise noch zum Troste übrig? Nennt ihn also Märtyrer, wenn er auch für Niemanden untergegangen ist, als für sich selbst!

Wir haben Goethe gehabt; wir wissen, was historischer Indifferentismus ist. Männer von den größten Geisteskräften matteten sich an kleinen Verhältnissen, an geräuschlosen Zeiten ab. Stürmische, gefahrvolle Epochen warfen die Mittelmäßigen in die Höhe und da, wo die Stärksten hätten stehen sollen, sahen wir Cretins. Männer von Genie sind vor

großen Ereignissen geflohen. Das Erhabene ist vielfach verkannt worden und nicht selten von denen, die ihm am verwandtesten waren.

Chateaubriand war kein Genie; wir müssen eine Stufe herabsteigen. Chateaubriand erhielt von der Natur eine Stellung, wo ihn der Zug der Begebenheiten fassen mußte. Er war ein junger Mensch, ohne viel Muth, verzärtelt, eigensinnig, er wußte noch nicht, worauf? Da er zögerte, so faßte ihn der Wirbelwind unsrer großen Zeitgeschichte und warf ihn aus seinem Strome heraus.

Chateaubriand war nun gar nichts mehr, nicht einmal prädestinirt; er hätte können Kaufmann werden oder ein Gelehrter, so wenig bedurfte seiner die Zeit. Aber seine Geburt, seine Verwandten und sein Mangel an Geld brachten ihn immer wieder in die Strömung der Begebenheiten hinein, in die er gar nicht gehörte. Die wichtigsten Dinge, Ereignisse, welche niemals wiederkehren werden, wurden eine gewöhnliche Mitgift für ihn, gleichgültiger als die Hasen, welche er in seinem Tornister vor Thionville trug. Für den jungen blonden Menschen war die Zeit eine Familiengeschichte geworden, in welcher seine Vettern und Großoheime die Hauptrolle spielten; kurz Chateaubriand war von der Natur zu nichts Außerordentlichem bestimmt.

Er sah auch lange ein, wie gut es die Natur mit ihm meinte, er beeilte sich gar nicht, sie zu beschämen, ja er würde sie auch niemals überflügelt haben, wenn ihm der Zufall nicht einen Gedanken an die Hand gegeben hätte, der mit seiner ganzen schreckhaften Einseitigkeit das Leben des Vicomte revolutionirte.

Es ist unerwiesen, wer ihm den ersten Anstoß zum prononcirten Christenthum gegeben hat, die Wälder Amerika's, die Erinnerungen Pascals oder eine Wiederholung jenes Blitzstrahls, der einst auf dem Wege von Jerusalem nach Damaskus ein so großes Wunder bewirkte?

Ich zweifle an allen diesen Erklärungen und begnüge mich mit des Vicomte alter Mutter, die ihren Sohn in London zur Vermahnung zog, ihm das Gottlose seiner Schrift über die Revolution vorwarf, an die Kapelle von St. Malo und das vergoldete Gesangbuch, welches sie auf der Flucht dort hatte liegen lassen, erinnerte und damit eine Präcision der Tendenz in ihren Sohn legte, die ihn anfangs selbst überraschen mochte.

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee. Es war ein muthiges kleines Steckenpferd, bunt bemalt, das er bestieg: er galoppirte damit über Meere und ferne Länderzonen, klatschte mit der Peitsche, pfiff, führte das Thierchen an die Krippe von Bethlehem, tränkte es im Jordan und hörte noch nicht auf zu courbettiren, als er schon in die Salons von Paris zurückgekehrt war.

Nach Voltaire konnte ein Kind, wie Chateaubriand, nur der Don Quixote des Christenthums werden. Er brachte nichts Neues an die alte Lehre heran, als den Schmelz seiner Sprache. Das war Alles wenig genug für eine Zeit, zu der man im Posaunentone des Weltgerichts hätte sprechen müssen, wenn man aus einer Sache, die in Frankreich wieder Mode werden konnte, einen heiligen Ernst hätte machen wollen.

Ja, in der That, Chateaubriand hatte das Unglück, in die Mode zu kommen; man interessirte sich für ihn etwas

mehr, als für Abel Remusat, der die indischen Romane aufbrachte. Chateaubriand kam in Begebenheiten, die er nicht verstand; er verwechselte das Christenthum mit sich, hielt sich für unfehlbar und beging so viel Thorheiten, daß man ihn schnell bei Seite schob.

Jetzt aber saß der edle Vicomte einmal mitten drinnen in den Geschäften; die Weltgeschichte war bis an sein Antichambre gekommen, er hatte sich in acht Tagen, wo man kaum die Flöte blasen lernt, auf die Höhe der Zeit gestellt; es kann nirgends so verworren aussehen, als in Chateaubriands Kopf und in seinem Portefeuille, das ihm die Bourbons anvertrauten. Ich zweifle, ob dieser Spätling der Croisaden sich selbst nach seinen neuesten Unfällen schon in die Zeit zurechtgefunden hat. Fordre er keine neue Kollision heraus; sie würde ihn unfehlbar in Versuchung führen. Chateaubriand hat kein Geschick für die Geschichte. Goethe wollte seine Zeit nicht verstehen; Chateaubriand verstand sie wirklich nicht.

Die Freunde des edeln Vicomte übertrieben; unter Andern neulich der oft kindische Plauderer Jules Janin, welcher eine Parallele zwischen ihm und Talleyrand zieht. Sie möchten, wie sie sich ausdrücken, ein Epos der Ueberzeugung aus ihm machen, während er doch in diesem Falle nichts ist, als eine Tragikomödie derselben, ein Roman, zusammengesetzt aus Gelächter und Thränen.

Wo ist hier der heilige Schauer, der um das Unglück eines großen Mannes weht? Wo sind die Schlangen, die er schon in seiner Wiege erdrückte? Welche greise Seherin hat die Hand auf sein Haupt gelegt und in ihm den künftigen Propheten gesegnet? Wie schwer wiegen wohl die Schilde,

die er aus seinen ersten Kämpfen mit der Welt heimbrachte?

Dieser Maaßstab paßt hier nicht; Chateaubriand kommt erst nach seinem dreißigsten Jahre zu einer Idee, zu einer Idee, die er unter dem Sattel des Pegasus mürbe reitet, mit der er auf Reisen geht, die er apportiren lehrt, zu einer Idee, die, so vorgetragen, bald eine Chimäre wurde.

Wenn ihr wollt, Chateaubriand ist auch unglücklich gewesen. Aber ihr wißt, daß im Schmerz eine Wollust liegt. Chateaubriand, diese romantische Ruine, liebte es, zu leiden. Der Dichter braucht für sein Leben eine poetische Staffage und die eines erträglichen Unglücks pflegt ihm die liebste zu sein. Chateaubriand ist nicht einmal ein solcher Märtyrer wie Lafitte; denn wenn er zwar so arm ist wie dieser, so war er auch niemals so reich wie Lafitte. Er stürzte von keinen Höhen herunter; die, auf welchen er eine Zeitlang stand, hatte er im Traume bestiegen; wann hatte der kleine Kadet, der vor der Revolution floh, daran gedacht, Minister zu werden?

Glaubt mir, Chateaubriand hüllte sich gern in die Schatten der Melancholie; verbannte er sich doch selbst aus Frankreich, als die Bourbons nach Holyrood zogen und kehrte, ungeachtet der ewigen Zeiten, auf die er Frankreich in Trauer werfen wollte, wieder zurück, weil es keine Kleinigkeit ist, sich selbst zu schneiden und dann nicht einmal von Andern bedauert zu werden.

Unternehmen wir es, einige Epochen in Chateaubriands Leben wieder aufzufrischen.

Der edle Vicomte kam nach Paris, wie in der guten alten Zeit ein junger Mann nach Paris kam — noch warm

von dem mütterlichen Schooße, in dem er daheim gessen, voll guter Lehren, hoffend, mit dem gereinigten Horaz und Ovid die Welt erobern zu können, das Ohr noch klingend von den Reden Bossuets, welche den Styl und die guten Sitten bildeten, mit etwas Mathematik, Lustigkeit und der Aussicht, in seiner Lieutenantsstelle bei der Garde vom Hofe bald entdeckt, hervorgezogen und geliebkoset zu werden.

Noch hat Chateaubriand keine Idee. Er läuft durch die Straßen von Paris, schließt Freundschaften, begleitet den König auf die Jagd, wo er einst so glücklich war, daß Ludwig **XVI.** einige Worte sprach, gerade in der Richtung, als hätte er sie ihm sagen wollen.

Malesherbes war der Oheim des jungen Menschen, der ihn zuweilen besuchte und in das Getriebe des Staates sehen ließ, das ihm zu verstehen sehr schwer wurde. Eines Tages trat der gute alte Herr in seinem kastanienbraunen Rocke mit den großen Taschenklappen und goldgesponnenen Knöpfen, das Busentuch mit Taback bestreut, die Stutzperücke schlecht gekämmt und schief gesetzt, in die Wohnung des jungen Gardisten au quatrième ein, sprach von Staatsverhältnissen, Revolution und böhmischen Dörfern und gab dem Neffen, er war damals 25 Jahre, den Rath, den kochenden Vesuv der Hauptstadt zu verlassen und ein gewisses Messer zu vermeiden, welches für den alten guten Präsidenten und Rosenliebhaber schon geschliffen war.

Chateaubriand erschrak und Malesherbes examinirte den jungen Lieutnant, der eben Kapitain geworden war, in der Geographie, in den Elementen des Euklid, kurz sie vereinigten sich darüber, daß es gar kein Spaß wäre, wenn Einer

den Weg entdeckte, welcher vom arktischen Amerika aus nach Asien führte.

Chateaubriand, der eben ins Faubourg St. Germain wollte, um dem altfranzösischen Blute seine Epauletts zu zeigen, der gestern noch Freude daran fand, seinen Pudel abzurichten, sprang plötzlich in eine neue Sphäre über; er umarmte seinen alten Oheim, den er für die Guillotine zurückließ, und Thränen der Freude erstickten den Ausruf: die nordwestliche Durchfahrt! die nordwestliche Durchfahrt!

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee, wenigstens einen Schatten davon; er verließ das knirschende, murmelnde, bleiche Frankreich und schiffte sich nach Amerika ein. Er wollte ganz allein, im Frack, in Nankinghosen, auf einem Spaziergange die nordwestliche Durchfahrt suchen, er überlegt, er sucht auf der Karte, er orientirt sich, stört ihn nicht!

Chateaubriand ist in Amerika, das sich von seiner errungenen Unabhängigkeit erholt, in Amerika, das sich nach der Schlacht den Hals lüftet, den Rock abwirft, recht bürgerlich eine Pfeife anzündet und in Hemdärmeln den jungen Vicomte bei sich vorüberpilgern sieht. Haltet ihn nicht auf; er sucht mehr als ihr; er sucht die nordwestliche Durchfahrt; er macht eine Nordpolerpedition, ganz allein zu Fuß, auf eigne Kosten und auf eignen Ruhm. Fragt ihn nicht nach Frankreich; er weiß nichts von Frankreich; er weiß nur, was ihm sein Oheim gesagt hat, daß es besser sei, die nordwestliche Durchfahrt zu suchen, als in Paris die Ereignisse abzuwarten.

Chateaubriand befährt den Hudson, er sieht den Niagara stürzen. Fürchtet nicht, daß ihn der Donner des Falles etwas vergessen machen wird; denn noch hat er nichts gelernt! Er besucht die Indianer, sie sollen ihm Auskunft geben über die

nordwestliche Durchfahrt. Die Indianer lieben ihn, sie lassen ihn die Pfeife der Freundschaft rauchen, er trinkt ihren Meth und bewundert ihre Tänze. Chateaubriand fühlt sich heimisch in dem Urwalde, er belauscht das Krokodil, das am Hudson schläft, er wiederholt die Jagden von Versailles, schießt Hasen und Füchse, er vergißt die nordwestliche Durchfahrt und siedelt sich in den Schauern der ersten Schöpfung an.

Dies währte einige Zeit, bis ihm der Zufall eine zerrissene englische Zeitung brachte. Er las hier von der Flucht nach Varennes und leider brach das zerissene Stück da ab, wo das Interessanteste kommen sollte. Die Neugier, vielleicht auch die Stimme der Ehre, trieben ihn an, das Vaterland wieder aufzusuchen. Er sagte den Urwäldern, den schlummernden Krokodilen, den Atalas und Chaktas, allen den gefühlvollen, nach den Grundsätzen der Frau v. Genlis erzogenen Indianern Lebewohl und schiffte sich in die Heimath ein.

Ach! er traf Paris in einer beklagenswerthen Verfassung! Was gab es hier nicht Alles zu thun für einen jungen Mann! Chateaubriand versprach auch, Hand an's Werk zu legen, aber erst mußte er sich verheirathen. Er war aber gerade nur so lange sicher in Paris, als er brauchte, um den Schäfer zu spielen; dann floh er nach Brüssel zu den Emigranten, zu der **confédération noble et irrésistible**, die sich selbst den noch „gesunden Theil der Nation" in ihren Proklamationen nannte.

Chateaubriand aber war im Gegentheil fortwährend krank; er fristete elend ein kaum mehr hörbares Leben, ermannte sich eine Zeit lang, schoß bei der Belagerung von Thionville einigemal seine Flinte ab, kochte vortreffliche Suppen für seine Kameraden, Suppen **à la sauvage**, Suppen **à la Hudson**, Suppen **à l'Atala**, ward geliebt und geherzt von ihnen und

geherzt von ihnen und zuletzt verwundet, von einem brennenden Balken, nicht von einem Schusse.

Unter bemitleidenswerthen Umständen kam Chateaubriand nach England, wo er den in Belgien schon gefaßten Entschluß zur Schriftstellerei nothgedrungen in Ausführung brachte. Er schrieb über die Revolution freier, als man von einem Emigranten erwarten durfte, freier, als er es selbst später billigte. Sein Prinzip, das Christenthum, stellte sich immer mehr heraus. Er brachte den Genius desselben schon vollendet über den Kanal, als er gegen Ende des Jahrhunderts, die göttliche Sendung Napoleons, wie er dessen Consulat benannte, benutzend, nach Frankreich zurückkehrte.

Wenn Napoleon wählen sollte, so sah er von zweifelhaften Geistern Chateaubriand noch lieber, als Frau von Staël. Diese neckte ihn mit den Erinnerungen der Revolution, der Ideologie und mit ihrem Witze; Chateaubriand war ebenso unverbesserlich, aber er nützte den Planen des Konsuls durch seinen religiösen Enthusiasmus. Napoleon, der mit dem Papste gewiß Wichtiges zu verhandeln hatte, wollte „die römisch-katholischen Götter" in Frankreich wieder einführen, er sah es gern, daß sich die Poesie mit dem Beichtstuhl vermählte. Chateaubriands Poesie war auch ganz dazu gemacht, Napoleon zu ergreifen, er mußte in dem Vicomte einen christlichen Talma, den Himmel selbst im Kothurn wiederfinden. Er belohnte Chateaubriand für diesen angenehmen Dienst und schickte ihn als Legationssekretair zu seinem Oheim, dem Kardinal Fesch in Rom.

Chateaubriand nichts als ein Legationssekretair? Beauftragt, die Pässe der Fremden zu visiren, Depeschen zu entwerfen und zu versiegeln? Chateaubriand wollte nur Rom

sehen; dann war er wieder in Paris. Er wurde Gesandter eines kleinen Kantons in der Schweiz. Welche Erniedrigung? Er wollte die Schweiz sehen, er ging und kam in wenig Zeit wieder zurück.

Da fiel Enghien in Vincennes; Chateaubriand entsetzte sich, faßte einen Entschluß und pilgerte gleichsam mit Dornenstab und Muschelhut nach dem heiligen Lande. Es war der vorletzte Kreuzzug um „Gotteswillen;" die Ehre des letzten ließ er selbst im Jahre 1823 dem Herzog von Angoulème, als dieser — nach Spanien zog.

Man weiß, was Chateaubriand von Palästina mitbrachte, — Taufwasser vom Jordan, das später in dem Wochenbette der Herzogin von Berry eine so große Rolle spielte, seine Märtyrer und eine Stelle im Institut.

Die Märtyrer sind der Kulminationspunkt der Autorschaft Chateaubriands. Hier kommen alle seine alten Phantasieen, die Träume aus der Wildniß noch einmal wieder und die Kirchen- und Ketzergeschichte, die Erinnerungen des Alterthums nebst den pittoresken Resultaten seiner Reise haben sich zu ihnen gesellt. Noch nie ist zu einem erhabenen Zwecke eine solche Mischung aller Geschmacksarten und poetischen Interessen vorgekommen. Die Mythologie aller Völker, die alte Literatur, die Bibel, die Acta Sanctorum, Milton, die Archäologie, die Wilden und das menschliche Herz, Alles hat hier seinen Tribut zahlen müssen. Es ist die wunderlichste Maskerade, die sich in den Märtyrern Chateaubriands zusammenfindet. Die Sprache ist nicht berauscht von Enthusiasmus, sondern von Gelehrsamkeit. Die Perioden sind behangen mit griechischen Orakelbecken, heidnischen Opfermessern, mystischen Käfern des Mithradienstes, mit Genealogie, Bibelsprüchen, Reliquien

von Skeletten der Heiligen, mit Trümmern alter Architektur, mit malerischen Perspektiven, psychologischen Entdeckungen, kurz die Märtyrer Chateaubriands, statt in Himmelsglorien aufzusteigen, winden sich keuchend und überladen an den Reiserouten der Landkarte hin. Hier ist alles zum üppigen Ausbruch gekommen, was an Chateaubriand früher vom Enthusiasmus gelobt, von der Nachsicht gebilligt war. In diesen Massen pompöser und gelehrter Worte sucht man mit Mühe den poetischen Funken, Alles ist in Schwulst und Wohlrednerei aufgegangen und nichts übrig geblieben, als der eigenthümliche sentimentale Schmelz, der jeder französischen Phantasie inwohnt, ein gewisser schmachtender Parfüm, der die Weiber und die Franzosen so entzückt und täglich große Verheerungen unter Frankreichs Talenten anrichtet.

Hier kann man auch fragen, was denn Chateaubriand selbst von der religiösen Poesie hielt? Das Christenthum war ihm eine Reliquie, die er mehr mit philologischer als katholischer Andacht verehrte. Chateaubriand stand nicht einmal auf der Stufe, wie der mittelalterliche Enthusiasmus in Deutschland; er spricht nirgends vom langen Haar, von der schiefen Stellung des Halses und dem wässerigen Etwas in dem Auge; er ist ein Narr mit Grazie, umgänglich und ganz ohne Fanatismus. Sein Christenthum ist mild, ohne Schrecken; er predigt es ohne Feuer und Schwert; es ist ein Anflug, der nur ihm geworden sein soll und den ein Jeder haben könnte, wenn er (zufällig einmal!) die Messe oder das **de profundis** hört.

Chateaubriand kennt nur die Vergangenheit des Christenthums; er philosophirt nicht über die Zukunft dieses Glaubens. Indem er uns auf die Leiden der Kirche hinweist, gewinnt er

unsere Theilnahme für die Dulderin; er beschwört uns, bei den ungeheuern Blutströmen, welche für das Leben Jesu und die Apostelgeschichte geflossen sind, wenigstens um die Kirche zu weinen und nicht leichtsinnig wegzuwerfen, was die Ahnen so theuer erkauften. Das ist die schöne Seite, während er sonst immer nur schildernd, interessirt spricht, niemals auffordernd. Chateaubriand wollte kein Apostel sein oder eine Schule stiften, sondern das Christenthum sollte eine Merkwürdigkeit bleiben, welche unter Hunderten zufällig ihn kenntlich machte. Man sieht, wie ineinanderlaufend und ungezogen hier die Gränzen sind von Liebenswürdigkeit, Rührung, Thorheit und Koketterie.

Als Napoleons Glück, wie das des Polykrates, für einen Menschen dämonisch lange zu dauern schien und alle Welt auf Rechnung von Ereignissen, die man noch nicht kannte, zu konspiriren anfing, schlüpfte auch Chateaubriand unter die große ganz Europa deckende Nebelkappe der Verschwörung. Indem er sich äußerlich das Ansehen gab, als beschäftigte er sich einzig damit, die Früchte seines Ruhms für den Winter und die Zukunft einzumachen, zog ihn sein Instinkt, der immer mit der Unterdrückung sympathisirte, in die Interessen der Bourbonen hinein.

Als Napoleon zum Erstenmale so strauchelte, daß er erst in Elba wieder aufstand, zeichnete ihn und sein System und die Tugenden der Bourbons Chateaubriand in einer Schrift, welche Louis XVIII. statt einer Armee konnte spielen lassen. Louis sagte dies selbst und machte den prophetischen Vicomte, den Propheten nach rückwärts, zu seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Er war damals schon wieder in Gent, Louis XVIII.,

und das Terrain war groß, welches der Dichter zu besorgen hatte. Es ging nicht weiter, als eine Meile im Umkreis von Gent.

Chateaubriand schrieb damals zwar eine vortreffliche Note an Europa, aber er war eine Figur von Pappe, die nur so hingestellt war, er war die Improvisation eines Ministers, ein Minister mit einem Portefeuille, das man in die Brusttasche stecken konnte. Das gerade aber war die Thorheit der zweiten Restauration, daß sie aus dem Schattenspiele von Gent in Paris eine Wahrheit machte. Chateaubriand gab zwar sein Duodezportefeuille ab, behielt aber den Titel als Staatsminister und trat unter die Pairs und die ersten Räthe des Königs.

Von jetzt an wollte sich der edle Vicomte rächen für den brennenden Balken, der ihn bei Thionville verwundete; er, der nur das Ritterthum und die Maria des Mittelalters bisher verkündet hatte, sprach jetzt auch von den Privilegien desselben. Er trat in die Partei der Rache und des Unverstandes und stimmte wie Labourdonnaye. Er übertrug die Vergangenheit auf die Gegenwart und träumte sich in einem wirklichen Kreuzzuge gegen die muselmännische und jakobinische Partei seines Vaterlandes.

Schon damals ging er weiter, als Louis **XVIII.** verantworten konnte. Seine Vorschläge waren so unpraktisch, seine Erläuterungen der Charte so unzweideutig, sein Zweifel an der Charte sogar so „impertinent," daß ihn Louis aus den Pairs strich und fürchterlich beungnadigte, Louis **XVIII.**, der die Charte selbst verfaßt hatte und darauf eitel war, wie ein junger Mensch auf sein erstes Gedicht, Louis **XVIII.**, der mit Männern von Geist und Celebrität wetteiferte und niemals gegen Chateaubriand eine Art Neid unterdrücken konnte.

Der Pavillon Marsan griff den Fallenden auf. Chateaubriand theilte die Fortschritte dieser ultraroyalistischen Camarilla, kämpfte zu ihren Gunsten gegen Decazes und brachte es zuletzt, besonders seitdem er an die Wiege des Kindes von Frankreich mit seinem wunderthätigen Wasser herangetreten war und über den Herzog von Berry eine Biographie wie über den heiligen Georg geschrieben hatte, wieder so weit, daß man ihm den Berliner Gesandtschaftsposten anvertraute. Hätte ich doch damals von Frankreich schon etwas mehr gewußt, als être und avoir!

Chateaubriand ging auch bald nach Verona, wo er so beredt gegen die Revolution sprach, daß er selbst einen Montmorency, einen Namen, der das ganze Mittelalter zu umfassen scheint, verdrängte.

Chateaubriand kam nach Paris und übernahm das auswärtige Ministerium, das jetzt für ihn eine Wahrheit war. Man weiß, was im Jahre 1823 geschah, in jener Periode, wo fast gleichzeitig drei Dichter die auswärtigen Angelegenheiten Spaniens, Frankreichs und Englands lenkten, Martinez de la Rosa, Chateaubriand und Canning; denn auch Canning hatte in eine etwas stumpfe Leyer gegriffen und Griechenlieder gesungen, wie Wilhelm Müller.

Chateaubriand aber hatte von allen Dreien den meisten Ruhm zu verlieren und er warf die europäische Achtung in ganzen Massen von sich. Er sprach für Ferdinand wie für einen Gottfried von Bouillon, der in die Hände der Sarazenen gefallen sei; er hoffte Angoulême werde ein zweiter Napoleon werden und das parteiische Frankreich sich in ruhmbewachten Feldlagern auf brüderliches, gemeinschaftliches, versöhnendes Stroh legen. Manuel, der widersprechen wollte,

wurde mit Bajonnetten aus der Kammer getrieben; das Alles geschah unter Chateaubriand, der sich so wenig beherrschen konnte, daß selbst Villèle ihn desavouirte und der Vicomte zum zweitenmale fiel.

Diesmal war sogar die Camarilla mit seinem Sturze einverstanden.

Daß Chateaubriand kein Heiliger war, sieht man daraus, daß er den ganz gewöhnlichen Weg fallender Staatsmänner einschlug, nämlich, aus dem alten Ministerium in die Opposition des neuen überzugehen. Er bekämpfte als Pair die Villèle'sche Censur, das Wahlgesetz, die Rentenreduktion, was man wollte, wie jeder Andre auch, bis ihn das öffentliche Leben zuletzt so aufrieb, daß er den politischen Schauplatz fast gänzlich verließ und sich zur Erholung mit seinen alten poetischen und historischen Studien beschäftigte.

Aber es war Chateaubriands Unglück, daß man ihn trotz der Ungnade doch nicht ganz vergessen wollte: Talleyrand hatte das Unvermeidliche, daß er wie ein Dämon überall spukte, Herr von Blacas, vorzugsweise l'inévitable genannt, das Unvermeidliche des Kammerdieners, der uns auf allen Korridoren des Hofes entgegen tritt und bestochen sein will, Chateaubriand das Unvermeidliche, daß er bei Allem zugegen sein mußte, wo man ihn auch nicht brauchte. Er wurde wieder hervorgezogen und nach Rom gesandt, um vor dem neuen Papste eine glänzende Rede zu halten, eine gänzlich unkatholische Rede, eine Chrie des konstitutionellen Katholizismus. Die Kardinäle entsetzten sich und Chateaubriand kehrte nach Paris zurück, durch diesen Freundschaftsbeweis so an die Bourbonen gekettet, daß er sich in den Ereignissen des Julius mit ihnen begrub, obschon sie nie etwas von ihm wissen wollten.

Die Rolle, welche Chateaubriand 1830 spielte, lebt bizarr genug in unserm Gedächtniß. Ja es scheint, der edle Vicomte hatte sich damals in die Vogelperspektive seines Lebens aufgeschwungen, er stellte eine Berechnung seiner Schicksale an und zog daraus jene Schlußfolge, deren Konsequenz Europa so viel Unterhaltung verschafft hat. Chateaubriand sah ein, was ihm, dem Dichter, dem Manne der Geschichte, dem Küster bei der Taufe des Mirakelkindes, geziemte. Aber er begnügte sich nicht mit dem schmachtenden Air des Unglücks, mit der noblen Physiognomie der Zurücksetzung, er legte sich nicht jenes historische Stillschweigen auf, welches für fallende Charaktere so theilnehmend macht; sondern eröffnete auf eigne Verantwortlichkeit einen Guerillakrieg mit dem 7. August. Seine Waffen waren glänzende Phrasen, der Himmel, dessen Zeichen er deutete, das Mitleid, welches er für das gesunkene Königshaus beschwor. Er wußte selbst, wie schwach diese Munition für seinen Krieg war: aber er resignirte schon beim ersten Schlage auf den Sieg, er wollte nichts, als eine Rolle mit Ehren ausspielen und sah sich nicht einmal nach Bundesgenossen um. Es war eine Komödie, von der man nur sagen kann, daß sie Chateaubriand mit zu vielem Nachdruck in die Scene setzte. Chateaubriand verließ den Boden der Dichtung, dem seine Broschüren und Protestationen noch angehörten, er konspirirte und mußte ins Gefängniß.

Das Gefängniß setzte dem Martyrium die Dornenkrone auf; hier hätte Chateaubriand stehen bleiben sollen, er hatte nun Alles, was er zur Rechtfertigung seines Lebens bedurfte. Allein kaum in Freiheit gesetzt, beginnt er aufs Neue seine schriftstellerische Chouanerie, er heftet seinen Ruf an den fal-

tenreichen Unterrock einer Frau, er küßt die Fußstapfen der Herzogin von Berry und wird der geheimnißvolle Telegraph ihrer abenteuerlichen Reisen. Wir wissen, wie sich das auflöste. Die himmlische Glorie zertheilte sich und mit gemeinem Lächeln trat aus ihr die Hebamme hervor. O das moderne Schicksal ist ein grausamer Humorist! Keine poetische Staffage mehr, der man trauen dürfte: das Erhabene zeigt plötzlich einen Zopf, wie das Heidelberger Faß einen Fuchsschwanz; das Mittelalter erhält Hofrathspatente. Kein Kostüme ist regelrecht; die Schneider dieser Welt erlauben sich zu große Lächerlichkeiten.

Chateaubriand war zerknirscht. Seinem Pilgrimskleide entfiel ein Saugbeutel; auf dem goldnen Schilde des letzten Kreuzfahrers war ein Gevatterbrief zu lesen: er kam gerade zur rechten Zeit.

Doch Chateaubriands Treue ging über Alles. Er warf den Ritter von sich und wollte nur theilnehmender Menschenfreund sein. Er machte sich anheischig, nach Blaye zu kommen und selber die Wiege zu treten. Die Dinge waren auf den Punkt gekommen, daß so zu sagen Kölnisches Wasser mehr nützte als der Kölner Dom; das sah Chateaubriand ein und wurde von nun an der Bevollmächtigte der Gräfin Lucchesi Palli, der auf ihre Rechnung reiste. Er war bald hier, bald dort: er betrieb die Aussöhnung der unglücklichen Gefallenen mit ihrer Familie. Er kam nach Prag, wo ihn Niemand mochte. Er flehte, er betheuerte, er schwur: es half Alles nichts; auf dem Hradschin wohnte nur die Tugend; Chateaubriand sank immer tiefer: er wurde von der Ungnade beungnadigt.

Jetzt war das Stück aus, der Vorhang fiel und Chateau=

briand legte sich selbst ein rührendes Schweigen auf. Er schreibt seine Memoiren und läßt in dem öden Theater von Versailles, vor einem Publikum, das aus Paris auf zwei Zeiselwagen ankam, seine Tragödien aufführen.

Chateaubriand kann nie wieder in die Ereignisse verflochten werden. Denn wenn man seine politische Thätigkeit in dem Ausdrucke zusammenfassen kann, daß er für das Königthum und die Legitimität gestritten hat, so fehlen in Frankreich für dieselbe jetzt alle Voraussetzungen.

Selbst wenn sich Chateaubriand, dem man von Seiten des Gemüths jede Schwäche zutrauen kann, dem Juliusthron befreundete, was z. B. nach einem Sterbefalle des jungen Bordeaux sich ereignen möchte, so wäre doch dem Königthum mit einem Streiter dieser Art wenig gedient.

Chateaubriand war vielleicht der uneigennützigste Anwalt der Bourbonen und doch hat er ihnen am wenigsten genützt. Die wahren Freunde des Königthums haben mit den Königen eine geistige Verwandtschaft, einen gleichen Trieb der Superiorität, der angeboren sein muß. Davon hatte Chateaubriand nichts.

Er war von Natur untergeordnet; er wollte hervorgezogen sein; den royalistischen Furor, das Marmorherz eines Crillon oder Bayard hatte er nicht. Chateaubriand war nur der Schauspieler des Königthums, von dem man sagen kann, daß er trotz seines Unglücks doch nicht Aufopferung genug für seine Meinung besaß. Was er für das Königthum litt, war in der That etwas, was er bei seinem Unverstande, seiner unpraktischen Haltung und dem Instinkt, Fehler zu machen, auch sonst hätte leiden müssen. Chateaubriand vertheidigte das Königthum nicht mit der Schroffheit eines unumschränk-

ten Befehlshabers; er war durch seine Schicksale unter die Partei getreten, welche gewohnt ist, Alles mit kalter Ruhe zu prüfen, die öffentliche Meinung zu sondiren und Jedes von der Theilnahme zu erwarten, unter — die Autoren; so kam es, daß er mit den Gegnern des Königthums zu viel unterhandelte.

Solche Männer, welche die Alternative fürchten, können auf einen Augenblick das Königthum retten, wo es in Gefahr ist; aber auf längere Zeit untergraben sie es und machen aus einer Thatsache der Autorität ein Zugeständniß der Uebereinkunft. Diese Männer werden in gefahrvollen Momenten, wo die Täuschungen schwinden, auch immer erdrückt werden.

Ihr wollt diese Unterhändler in Schutz nehmen? Ihr sehet in ihnen Männer des Friedens? Nein, sie sind die gefährlichsten Feinde für das unbeschränkte Königthum, wie für die Freiheit.

Mehemed Ali.

Wer verließe nicht gern einmal Europa, diesen Welttheil mit gefurchter Stirn, Europa, den verschmachtenden, leberlosen Prometheus, der, angeschmiedet an die Gürtel der Welt, in seinem Haupte die Wissenschaft aller Jahrhunderte trägt, zum Spotte seiner Fesseln, Europa, diese schon veraltete Offenbarung des Weltgeistes, jung nur noch in schwermüthigen Liedern, Menschen erzeugend, welche statt das Leben zu genießen, schon in der Wiege daraus ein Kunstwerk machen müssen!

Allerdings hat in Europa, wo Alles verarbeitet wird, Alles den Stempel einer Fabrik trägt, wo Religion, Wissenschaft, Kunst in tausend Benennungen und Vorwegnahmen des natürlichen Triebes versteinert sind, die Bildung der Charaktere ihre Schule aufgeschlagen; aber welche Menschen entläßt sie? Das Genie mit Verkürzungen, das Talent als Roturier, die Tugend ohne Stolz, das Laster in einem fremden Kleide.

O wir tragen alle unsre Physiognomieen: wir lieben, aber ohne Entzücken: wir hassen, aber unter der Asche; wir geizen

nach Ehre, aber unter demüthigen Augenwimpern; wir sind so gerecht wie Aristides, so schlecht wie der Verräther der Thermopylen; aber wir sind es unter der Maske; wir scheinen nicht das, was wir sind.

Fein, nüanzirt, künstlerisch sind die Charaktere Europa's, sie sind Alles, nur nicht erhaben. Es fehlt an Raum für die Erhabenheit, da nicht Jeder, wie Napoleon, sich seine eigne Welt schafft; unser Horizont ist eng, die Atmosphäre der That so zuwider, daß man sie gleichsam umgehen muß, um zu athmen. Wir sind große Staatsmänner, wenn wir die Stellen ausfüllen, welche man uns anweist; wir sind Helden nach den Ordonnanzen aus dem Hauptquartier; wir sind Männer des Volks, aber mit kleinen Triumphzügen, so weit als wir von unserm Heerde nach der Bastille brauchen; hier ist nichts erhaben.

Geht über den Ozean! Werdet geboren, wie das Lama, das Hausthier des Indianers, sein Junges wirft: schwebt in einer Matte von Mast zwischen zwei Kokosbäumen; lernt spät laufen, spät sprechen, lernt Religion aus dem Donner, Moral aus den Liebkosungen des jungen Lama's, das mit Euch geboren wurde! Ihr habt schon manchen Stier gebändigt, da tretet Ihr in eine Lancasterschule, welche Pater Gomez leitet. Ihr müßt Alles aus Euch selber schaffen, Alles das selber ahnen, was Basedow und Pestalozzi dem Europäer vorkäuen. Ihr fühlt mit feinem Ohre, wie die Flügel Eurer Seele wachsen, wie sie sich entfalten; mit jeder Sonne steigt Euer Stolz höher hinauf! Der Ruf des Vaterlandes ergeht an Euch; Ihr tretet in die Verwirrung der Interessen, in eine Anarchie, welche, wie in Europa die Monarchie, von Bajonnetten starrt; die Partei ist gewählt:

hier, dort, überall Lorbeern! Zuerst im Kampf vor der Fronte, wie ein Held Homers, mit der Schlinge des Gaucho; dann Parteigänger, gefürchtet und verheerend, wie ein Kometenschweif; zuletzt Haupt der Republik, vielleicht nur einen Tag lang, aber ein Mann des Willens, der Freiheit, zu Allem berufen, ohne Ancienniät, ohne Ahnen, ohne Protektion, ein Held, erhaben noch hinter dem Sandhügel, auf welchen Euch zuletzt die Kugeln der Partei, die gerade siegt, niederstrecken!

Das ist Amerika.

Oder geht auf die Freundschaftsinseln, unter die Wilden Guinea's, nur an Asien geht vorüber!

Asien, einst Europa so unähnlich, jetzt wie auf dem Marsche zu uns. Einst so groß in seinen Thaten, ja selbst heroisch im Dulden!

Asien war das Land, wo die Tyrannei keine Bosheit, sondern Leidenschaft war; dort kam Alles durch den Instinkt; die Helden, die Eroberer, die Despoten wurden geboren; hier war niemals ein Epos des Willens, sondern immer die Tragödie des Schicksals. Taumel und Besinnungslosigkeit verwirrten hier einst das Hohe und das Tiefe, das Ziel und das Uebermaß, die Hunderte und Tausende in der Zahl oder in der Wüste des Raums. Die Größe schnitt sich mit scharfem Rande von ihrer Folie ab; die Uebergänge milderte kein Verdienst; während Einer handelte, hielt die übrige Welt ihre Arme kreuzweis über die Brust zusammengeschlagen. Der Ruhm war keine Beute, wovon sich das Roß und der Fuchs anmaßen durften einen Theil mit erjagt zu haben; sie fiel dem Löwen allein zu.

Aber jetzt ist die Zeit der Cyrus, Muhamed und Dschin=

giskhan vorüber, auch die der Hyder Ali und Tippo Saib; die Periode der Götter längst schon übergegangen in die der Halbgötter, jetzt in die der Europäer und Pygmäen. Die Dardanellen ziehen sich eng zusammen, Hero und Leander werden sich bald auf einer Brücke begegnen können.

Sehet Mehemed Ali! Ordinair, klein, hager, pockennarbig, braungelb, ziegenbärtig, zittert er, wie Dionys gezittert hat. Er macht aus der Geschichte eine Domaine, handelt mit Tabak und Baumwolle, führt die Kamaschen und die Knöpfe der europäischen Civilisation und die Journalistik in das Land der Hieroglyphen ein. Hier ist Alles Berechnung, Angst, Eigennutz, kein Enthusiasmus mehr, viel Merkwürdiges, einiges Achtungswerthe, in seinem ganzen Leben nur eine Episode, die man im alten asiatischen Sinne erhaben nennen könnte.

Mehemed Ali ist auch selber aus Europa gebürtig. Er war der Sohn eines türkischen Polizeikommissarius, der in einem Städtchen des waldigen Mazedoniens für die Ordnung sorgte. Hier lernte er, wie man sich bei einem Auflaufe benehmen müsse, wie Parteien dadurch geschlichtet werden, daß man beide gefangen nimmt, wie die Steuer mit Nachdruck eingetrieben wird; aber dieser Unterricht währte nicht lange; denn sein Vater, der Polizeikommissair, starb bald.

Doch zum Glück hatte des Vaters Chef den kleinen, anschlägigen Knaben liebgewonnen. Niemand kraute dem alten Herrn so geschickt im grauen Barte; Niemand wußte ihm die Pfeife so gewandt zu stopfen oder erzählte so drollig, wenn er mit untergeschlagenen Beinen saß und der schlaffe Bauch wie ein Beutel zu wackeln anfing, ob des Knaben Witz und Munterkeit. Der alte Chef schwur beim Barte des Prophe-

ten, daß er für diese Waise sorgen würde, und machte sie mit seinem eigenen Sohne bekannt, welches ein rechter Lümmel war, faul, tückisch, türkisch.

Mehemed besaß einen Ehrgeiz, er konnte keinen Roßschweif sehen, ohne an ein künftiges Paschalik zu denken; aber inzwischen war er fleißig, handelte mit Tabak und ließ sich von einem französischen Kaufmann, der hier zuweilen Geschäfte und den Jungen lieb hatte, über Europa belehren, ob es von Riesen, Menschen mit Straußenköpfen, oder von solchen vierfüßigen Thieren bewohnt würde, welche Eier legen, oder von Vögeln, die lebendige Junge auf die Welt bringen.

Meister Lyon, der aber aus Marseille war, mußte lachen, belehrte den jungen Zögling der Tausend und Einen Nacht und trug viel dazu bei, seine Begriffe über Europa aufzuklären. Mehemed liebte ihn dafür leidenschaftlich und trug von ihm, als er einmal gelegentlich starb, seine Neigung auf alle Franzosen über.

Inzwischen schenkte ihm sein Pflegevater eine Frau, richtete ihm eine Wirthschaft ein, kurz Mehemed lebte im Schooße des Glücks. Er war in Kavala der reichste Tabaksspekulant, der tapferste Krieger, der verschmitzteste Staatsmann und der glücklichste Familienvater. Da langte ein Befehl des Sultans an, ein Korps von 300 Mann müßte mobilisirt werden und als Kontingent zur großen Armee zu stoßen, welche die Franzosen aus Aegypten vertreiben sollte. Der Erstgeborne des Chefs mußte ehrenhalber schon das Kommando übernehmen, aber bald hatte der Bärenhäuter die Strapazen satt, kehrte zu seinen Bädern und Sklavinnen zurück und überließ den Befehl an Mehemed, der ihm als Lieutenant beigegeben war.

So kam Mehemed nach Aegypten. Seine Vaterstadt sah er nicht wieder. Dies machte ihm kein graues Haar; denn die Türken haben in Europa nur wie auf der Flucht ein Lager aufgeschlagen. Die Türken kampiren nur in Europa, sagt ein Franzose.

Aegyptens nicht kleinstes Wunder war um diese Zeit, daß es wie durch die Fabel zu Frankreichs Eroberungen gehörte. Der letzte Kreuzzug gegen den Orient war unternommen worden, ein rationaler Kreuzzug, ein Kreuzzug ohne Glauben und Andacht und Gelübde. Aegypten, das alte Land der Todten, versandet von den Wogen der Wüste, nur in dem kleinem Umkreise seines Pulses, des Nils, noch athmend, war noch einmal zum Leben aufgestanden. Ein neues Räthsel der alten Sphinx war gelöst worden; das wunderbare tausendjährige Stillschweigen der Pyramiden wurde unterbrochen von den Blitzen der französischen Bajonette und dem Donner fernher gelandeter Kanonen. Die alten mystischen Cheopse drehten sich in ihren himmelhohen Gräbern um, der Strauß floh mit dem wuthschnaubenden, hundertmal besiegten Araber in die Wüste; nur das gutmüthige Kameel verfing sich auf der Flucht und kniete thränenden Auges vor dem Sieger nieder, der seinen Höcker bald beritten machte.

Und in Cairo, der Stadt der Pest, der Juden und Hunde, thronte der große Sultan Buonaberdi, Buonaparte mit seinen Paschas von zwei und drei Roßschweifen und allen seinen heiligen Kriegern; die Armee eines neuen Glaubens, welche mit dem des Propheten viel Aehnlichkeit hatte. Der fränkische Sultan badete sich wie ein Muselmann, sprach Recht nach dem Koran, lebte keusch und mäßig; ja, man würde ihn angebetet haben, hätte er sich beschneiden lassen. Und einige

der Paschas gaben auch hierin nach, schwuren einer Religion des Houriparadieses Treue und lebten mit aller orientalischen Ueppigkeit in den Armen der Sklavinnen, welche ihnen aus den erbeuteten Zelten der Mameluken mit unwiderstehlichen Reizen entgegen gekommen waren.

Die syrische Expedition in der Nähe der heiligen Geographie war mißlungen, weil diese Kolonnen keine rechte Andacht mehr hatten. Die Empörung Cairo's war mit blutiger Strenge beigelegt; im Süden Aegyptens, in der Nähe des hunderttthorigen Thebens, verjagte Desair, der gerechte Sultan, den verzweifelnden Murad Bei, dessen Mameluken so erbittert waren, daß sie, bis auf den Tod verwundet, im Sande noch herankrochen und ihren Siegern in die Füße bissen. Die Armee, in eiserne Quarrés gestellt, schloß „die Esel und die Gelehrten" in die Mitte. Cairo occidentirte sich. Sogar eine Akademie, ein ägyptisches Institut wurde errichtet; man untersuchte die wunderliche Hieroglyphik, deren Vögel und Schlangen Buchstaben sein sollen, was ich kaum glaube; man wickelte garstige Mumien, welche von verliebten Orientalisten für schön ausgeschrieen sind, aus ihren Todeswindeln, kostete aus den Seen das Natrum hervor, brachte das Wunder der Fata morgana auf eine natürliche Erklärung zurück und bewies, daß im Nilschlamm nur eilf Theile Wasser, aber acht- und vierzig Theile Alaunerde enthalten sind.

Mehemed Ali kam mit seinen dreihundert Rumelioten gerade zur rechten Zeit, um sich und die ganze türkische Armee noch einmal von Buonaparte bei Abukir schlagen zu lassen; denn Buonaparte hatte Eile: den 18. Brumaire und die Lorbeern des zweiten italienischen Feldzugs konnte er nicht schnell genug reifen sehen; er reiste ab. Kleber, „der Sultan mit

dem Goldarm," setzte den Anfang so lange fort, bis ihn selbst von Meuchelhand das Ende traf. Menou, der General Abdallah Jaques Menou, der Moslem geworden war, übernahm von ihm eine Sache, die schon längst im Verscheiden lag. Die Engländer landeten, um den französischen Spuk aus Aegypten zu vertreiben. Es war die höchste Zeit für Frankreich, diese Mythe mit Ehren zu schließen; man schiffte sich ein; die letzten Segel auf der Rhede von Alexandria verschwanden; es herrschte einen Moment hindurch ein heiliges, schweigendes Erstaunen; die alten Türken strichen ihre Bärte und riefen: Es gibt nur Einen Gott und Mahomed ist sein größter Prophet!

Nach jenem Abzuge wütheten die Kadmeer gegen sich selbst. Der alte Kampf zwischen den Mameluken und Türken, welchen im 16. Jahrhunderte Selims blutige Siege zum Nachtheile der erstern entschieden hatten, entbrannte aufs Neue. Die Mameluken, zerstückt nach zahllosen Niederlagen, hatten zuletzt mit Frankreichs unbesiegbaren Granitkolonnen Friede geschlossen; die Türken, die ihnen zu Hilfe kommen wollten, trafen in ihnen ihre Gegner an.

Aber auch zwischen den Beys der Mameluken herrschte Trennung: Bardissy Bey und Elfy Bey standen sich feindlich gegenüber; dieser, Verbündeter der Engländer, jener, auf die Albanesen vertrauend. Mehemed Ali gehörte zu den Trümmern der ersten türkischen Expedition und hatte sich inzwischen zu einem geachteten Befehlshaber aufgeschwungen. Jetzt begann er seine Intrigue, die erst in einigen Jahren an ihr Ziel kam, aber mit desto größerer Sicherheit von ihm fortgesponnen wurde. Er balancirte von einer Partei zur andern, gab entweder selbst den Ausschlag, oder stellte sich auf die

Seite, welche überwog, je nachdem die Umstände es geboten. Es war hier kein Ungestüm eines ehrgeizigen Helden, kein angeborner Muth, der, um seinen Stolz zu retten, selbst den Erfolg in die Schanze schlägt, sondern eine kluge Berechnung, die sich zu beherrschen weiß, die in Hoffnung größerer kleine Vortheile aufgibt und nicht in Verzweiflung geräth, wenn sich bis zum Ziele ein Tag langweilig an den andern reiht.

So lange Mehemed noch nicht im Zuge seiner Intrigue war, verdarb er es mit keiner Partei, weder mit der Pforte und ihren Gesandten, noch mit den Beys. Der Zwiespalt unter diesen selbst kam ihm dabei trefflich zu statten. Er nahm die Miene an, als sei er dem von der Pforte geschickten Statthalter Kusruf treu ergeben, ließ sich aber zweimal von den Mameluden schlagen; Taher Pascha diente ihm, indem er Kusruf stürzte, Kusruf wieder gegen Achmed Pascha, der Taher verdrängt hatte. Kusruf war aber nur ein Name und Mehemed brauchte eine Macht; da that er einen Schritt, der dem Scheine nach kühn war, den er aber als gefahrlos kannte: er ging ins Lager der Mamelucken und verband sich mit Bardissy.

Aber auch hier, eingedenk des Grundsatzes, daß der Theilende herrscht, trennte er sogleich die Interessen und schied sich einen neuen Hinterhalt, die Albanesen, heraus. Die Albanesen mußten ihm später zu Allem dienen, sie mußten heimlich oder offen für ihn Aufruhr anzustiften; er wußte ihre Tapferkeit, ihre Tumulte, ihre Geldgier zu benutzen. Das Bündniß der Mamelucken diente ihm, das Terrain immer mehr zu säubern: Gezairly, der neue Statthalter der Pforte, wurde fortgeschafft, Elfy Bey besiegt. Es blieb für den Augenblick kein Gegner mehr übrig, als Mehemeds Bundesgenosse selbst, Bardissy.

Die Albanesen mußten ihm den Gehorsam aufkündigen den Sold von Bardissy verlangen; dieser drückte das Volk um sie zu befriedigen, und Mehemed stellte sich zu den Scheiks und Ulemas, indem er diese durch ihn veranlaßte Unordnung glossirte und dem Volke zeigte, was die Handlungen eines Unterdrückers und schlechten Finanzverwalters wären. Mehemed war dem Ziele nahe, da trat wieder ein neuer Name dazwischen, der dritte Statthalter der Pforte, Churschid.

Mehemed mußte diesem wieder seine Dienste anbieten; er focht gegen die Mameluken unglücklich, kehrte ohne Befehl nach Cairo zurück und zwang den Statthalter, die Stadt mit den schwersten Steuern zu belegen. Ein Sturm der Mameluken wurde zurückgeschlagen und Mehemed fand Raum zu neuen Machinationen. Der Statthalter verschwand immer mehr neben ihm. Er wollte ihn nach Syrien schicken. Mehemed würde gegangen sein, wenn ihn eine veranstaltete Deputation des Volks nicht gehalten hätte. Da entschloß sich die Pforte, ihm das Paschalik von Gedah zu geben. Mehemed beugte sich demüthig, nahm die Bestallung und den Ehrenpelz; doch seine Albanesen fielen ihn vor dem Hause an: er sprach lächelnd einige Worte und der Tumult, den er veranstaltet hatte, war zerstoben. Das Volk jauchzte seiner Macht zu, er bestieg sein Roß, warf Gold und Silber aus und wurde mit Ehrfurcht von den Scheiks empfangen. Man machte dem Statthalter seiner Bedrückungen wegen den Prozeß und noch ehe seine Vertheidigung von der Festung in Cairo aus zu einer Entscheidung führte, langte ein Ferman der Pforte an, der Mehemed Ali in seiner Usurpation bestätigte.

Der Divan von Konstantinopel befolgte bei den Unruhen

in den Provinzen des Reiches immer die Politik, daß dasjenige das Gerechte ist, was gerade den Sieg in Händen hat.

Vom Julius 1805 datirt sich Mehemed Ali's Statthalterschaft über Aegypten.

Das einzige Hinderniß seiner Herrschaft hatte Mehemed in den Mameluken, welche noch nicht besiegt waren. Sie standen seinen Entwürfen noch mehr entgegen, als die Janitscharen dem Sultan, da sie in offenem Felde ihm gegenüberlagen. Er versuchte, sich durch List von ihrem ersten Andrange zu befreien, ließ sie von scheinbar aufrührerischen Soldaten nach Cairo locken und überfiel die Verrathenen, so daß er drei und achtzig Mameluckenköpfe nach Konstantinopel schicken konnte.

Die mißtrauische Pforte aber schwankte schon, wen sie für den Augenblick mehr fürchten sollte, den Pascha oder seine Gegner, welche durch ihre Uneinigkeit auch für die Türken überwindlicher waren. Sie sandte zweimal den Kapudan Pascha, um des Satrapen Schritte zu beobachten; ja zuletzt traf auch der Ferman ein, welcher Mehemed zum Pascha von Salonichi ernannte und ihn somit aus Aegypten vertreiben sollte. Zu Mehemeds Schrecken versöhnte sich auch Elfy Bey mit den Türken; es fehlte ihm an Geld und er wußte, daß er dadurch die Pforte sogleich umstimmen konnte. Da warf sich der Pascha seinen Albanesen in die Arme, welche sich durch ein unauflösliches Band an ihn zu ketten versprachen. Sie legten die Hand auf den Koran und schritten, ihrer siebenzig Heerführer, über einen Säbel, den am Boden liegend zwei der Aeltesten hielten. Sie erklärten, daß sie Mehemed nie verlassen würden, brachten eine ansehnliche Summe aus ihren eignen Schätzen zusammen und retteten so den Statt-

halter, welcher sich schon auf die Festung von Cairo zurückgezogen hatte.

Es traf Alles zusammen, was die Wolken von Mehemeds Sonne zog. Bardissy und Elfy, beide Beys starben rasch hintereinander; der Kapudan Pascha verließ Aegypten und Mehemed konnte zwei Jahre lang an die Civilverwaltung seines Landes denken.

Die Pforte ließ aber ihrem mächtigen Diener wenig Ruhe; sie begann jetzt die Politik, welche sie bis auf die neuesten Zeiten gegen Mehemed in Anwendung gebracht hat, ihn nämlich im Auslande zu verwenden und seine Waffen fortwährend zu beschäftigen.

Mehemed widersprach nicht, als ihm der Krieg gegen die Protestanten des Islam, die Wechabiten, übertragen wurde; aber er ließ es zwei Jahre anstehen, bis er seinem Versprechen nachkam. Er hütete sich wohl, ein Eigenthum zu verlassen, das in seinem eignen Hause noch so bedroht war. Er wollte die Mameluken nicht im Rücken lassen und führte jetzt jenen tragischen Akt aus, der, in Konstantinopel gegen die Janitscharen wiederholt, Europa überzeugen konnte, wie weit noch die völlige Vermählung der Civilisation mit Asien entfernt liegt.

Fünfhundert achtunddreißig Mameluken schlachtete Mehemed Ali in einem Hohlwege der Festung von Cairo ab! Er zitterte während des Gemetzels, aber als man ihm die ersten Köpfe brachte, beruhigte er sich; als das Ganze geschehen war, behauptete er, Napoleon hätte es mit den Bourbons nicht besser gemacht. Er dachte an Enghiens Fusillade in Vincennes.

Die Pforte schwieg: denn sie schliff schon selbst an ihren Messern für die Janitscharen. Dies Alles für die Civilisation! Dies Alles für einen regelrechten Schuß nach Kommando, für den europäischen Geschwindschritt „Eins, zwei, drei!"

Mehemed hatte jetzt das Interesse des Krieges und wird es bei seinem Regierungssystem immer haben. Der unruhige Soldat, meuterisch im Frieden, zu Abwechselungen unter seinen Befehlshabern gestimmt, voll Haß gegen das fränkische Exercitium, tobt seine Leidenschaft im Kriege am ersten aus; der Krieg beschäftigt den Ehrgeiz der Großen und die Habsucht der Kleinen. Darum hielt sich Mehemed immer in einem fortwährenden, in einem gleichsam eiternden Kriege, welcher nicht zuheilt, bald gegen Syrien, bald gegen Feinde, welche er sich im Süden seiner Provinz aufsuchte.

Dazu kam eine Maxime, welche er von der europäischen Monarchie gelernt zu haben scheint, seine Familie so populär als möglich zu machen: er brauchte Kriege, um seinen Söhnen und Schwiegersöhnen Gelegenheit zu glänzenden Waffenthaten zu geben. Sein Erstgeborner machte im Kriege gegen die Wechabiten kein Glück, er liebte die Frauen und starb in den Armen einer schönen Georgierin. Ibrahim Pascha nahm die verlorne Sache wieder auf, ein trefflicher Soldat, damals mäßig, nüchtern, nicht ohne humane Grundsätze und selbst großmüthig, noch nicht verwildert durch den Kampf auf Morea. Die Wechabiten wurden geschlagen und zu neuen Angriffen unfähig gemacht. Mehemed Ali hatte die Freude, seinen Sohn im glänzendsten Triumphe in Cairo einziehen zu sehen. Er ist ein liebender Vater, schwärmerisch für seine Familie und nicht wenig auf die Descendenz bedacht. Er hat sechs

Wärterinnen eines Kindes, das seinem Sohne Ibrahim starb, ohne Weiteres im Nil ersäufen lassen.

Wenn man die Reformen Mahmuds mit denen Mehemeds vergleicht, so muß man gestehen, daß der Sultan der öffentlichen Meinung von Europa zu imponiren suchte, der Vicekönig aber nur, sich vor ihr zu rechtfertigen. Jener wollte das Erstaunen, dieser den Beifall Europa's. Mehemed schmeichelt der Civilisation, was Mahmud nie that.

Mehemed kann weder den Emporkömmling noch den Tabakshändler verläugnen. Er ist der ungebildete Mann, welcher plötzlich zu großem Reichthum gelangt ist und den Umgang gescheidter Leute aufsucht, welche er bewirthen und bezahlen kann. Er umgibt sich mit einer Bildung, von der er selbst nichts versteht, von der aber z. B. reiche und ungebildete Eltern sagen, daß ihre Kinder Alles lernen müssen, tanzen, französisch, Klavierspielen, Opera singen u. s. w. Mehemed Ali ist ein Spekulant, welcher gute Geschäfte gemacht hat, den der Zufall und eine angeborne Schlauheit begünstigt haben und der jetzt ein ganz vollkommenes, abgerundetes Ganzes vorstellt, obschon er zu dem Schatten, den er wirft, nicht den Körper hat.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, Mehemed Ali besäße den Enthusiasmus der Bildung. Er ist weit entfernt, ein so großartiger Reformator zu sein, wie es Peter der Große war, welcher in den Strelizen auch seine Mameluken zu vertilgen hatte. Peter hatte von der Natur einen beschwingten Geist erhalten, der sich oft bewundernswürdig aus der Materie erhob. Peter empfand die Freude, welche die Wissenschaften einflößten; er zeigte überall das geniale Erstaunen eines Mannes, dem man Dinge mittheilt, welche

zufällig dem bisherigen Kreise seiner Bildung fremd geblieben waren. Peter der Große bekannte sich zu den Wissenschaften mit einer artigen Schaam, welche er im Namen seines ganzen Volkes empfand.

Mehemed Ali ist weit von dieser Humanität entfernt. Für diesen Pascha sind die Wissenschaften eine Gemäldesammlung, welche sich der Glückspilz anschaffen zu müssen glaubt, ohne von ihr etwas zu verstehen. Er würde vielleicht der Sammlung längst überdrüssig geworden seyn, wenn sie ihm nicht zufällig auch Nutzen brächte. Mehemed Ali sieht ein, daß man ohne Kultur in seinen Gewinnsten immer verkürzt wird und daß es nöthig ist, um ein usurpirtes Land zu besitzen und zu vererben, seiner Herrschaft die Grundlagen zu geben, welche nicht nur alle übrigen Staatsgebäude aufrecht halten, sondern auch von den Eingebornen nicht so leicht weggezogen werden können, weil diese für die fremden Maschinen nicht die Handgriffe kennen.

Mehemed Ali richtet sich Aegypten wie eine große Domaine zu. Er verwaltet sie nach ziemlich türkischen Grundsätzen, durch Erpressungen, Pachtgelder und Privilegien. Er macht den Staat zu einem Ungeheuer, welches Alles verschlingt; er ist der Generalunternehmer aller Gewerbsthätigkeit, der Mäkler des ganzen ägyptischen Handels, das große Wechselhaus, das alle Summen des Landesverkehres trassirt. Die büreaukratischen und Centralisationsgrundsätze Europa's, die ordinaire, alte Hefe unsrer Staatsweisheit, kommen ihm hierbei zu Hülfe und es ist möglich, daß sich Asien nur auf diesem Wege beglücken läßt.

Seitdem die Expedition nach Morea dem Vicekönig keineswegs das wieder eingebracht hat, was sie ihm kostete,

seitdem die Pforte eine Demüthigung nach der andern erfuhr, hat auch Mehemed Ali die Verbindung mit ihr immer loser werden lassen. Der Halbmond von Konstantinopel ist in der That nur noch ein Viertelmond.

Man hat früher gesagt, in seinem Plane läge der Thron von Konstantinopel selbst, wenigstens für seinen Sohn. Diese Katastrophe wäre merkwürdig und kann den politischen Witz verführen, hier schon im Voraus seine Kombinationen zu machen. Aber abgesehen davon, daß eine solche Veränderung ohne Rußland nicht geschehen kann, ohne Rußland, welches über Persien den Rücken der Türkei umschleicht und jede Dynastie, die es hier findet, mit zwei Armen erdrücken wird, läßt sich auch aus der ganzen Physiognomie der ägyptischen Herrschaft, aus dieser besorglichen, zeitvergeudenden Tergiversation Mehemed Ali's und den zweifelhaften politischen Talenten Ibrahim Pascha's keine Zukunft dieser Art voraussehen. Seit den fabelhaften Zeiten des Sesostris war Aegypten niemals ein Sitz der Eroberer, wohl aber solcher Helden, welche von ihren anderweitigen Siegen ausruhten.

Vielmehr möchte Aegypten genug damit zu thun haben, zweien Ereignissen, welche es treffen können, die Spitze zu bieten, entweder der Reaktion der alten muselmännischen Militairherrschaft oder der bürgerlichen Revolution, welche in Folge des Aussaugesystems Mehemed Ali's noch mehr zu befürchten ist. Wie, wenn die europäische Civilisation, die dem Volke eingeimpfte Neuerung, hiebei selbst eine Rolle spielte? Gährungsstoffe sind vorhanden, vom religiösen Fanatismus an bis zu dem Elend des Fellahs, der bei den Ueberschwemmungslaunen des empfindlichen Nil oft da nichts als Sand hat, wo er zur Frist eines kümmerlichen Lebens etwas

Schlamm gehofft hatte. Auch hat sich ein großer Theil des europäischen revolutionairen Geschwürs nach Aegypten hin zertheilt, die Exerziermeister und Renegaten könnte Mehemed Ali nicht vergebens aufgenommen haben. Mehemed Ali fürchtet auch diesen unruhigen Geist und hat sich den Besuch der Polen verbeten. Das sind Elemente, aus welchen der Zufall oder das Schicksal eine Zukunft zusammensetzen wird.

Aber das Genie, der Eroberungsgeist, spielen schwerlich noch eine Rolle in Aegypten, in dem Lande des Stillschweigens und der Todten.

Ihr wollt aus Mehemed Ali einen Philipp, aus Ibrahim Pascha Alexander machen?

Aus Macedonien sind sie beide; doch hat Ibrahim, wie er jetzt ist, schon seine Feste von Babylon gefeiert; und Mehemed Ali glaubt mehr gethan zu haben, als man von ihm erwarten konnte. Er hat Recht, denn nicht aus jedem Sohne eines Polizeikommissarius wird ein Pascha von Syrien und Aegypten.

Nach den neuesten Nachrichten über diesen merkwürdigen Mann wäre es nicht unmöglich, daß er nach jahrelanger Buhlerei mit der Bildung der Christenhunde noch wieder türkisch fromm und wie ein orientalischer Talleyrand als ein Heiliger stürbe.

Wellington.

Man konnte im Jahre 1835 zweifelhaft sein, ob die Hauptrolle bei der damaligen englischen Krisis mehr von einem Manne oder einem Systeme gespielt wurde.

Es schien fast als hätte der König William, in dem noch immer hie und da der leidenschaftliche Seemann durchblitzte, nichts Anderes in seine Nähe bringen wollen, als Kraft. Wie war nicht das kupferbodene Schiff Albion, Kapitain William, bedroht!

Am Steuerruder der Whiggismus; gleichviel; aber welch' ein Repräsentant desselben? Ein Ministerium ohne Einheit, ohne Zusammenhang, eine Improvisation der Verlegenheit, Männer, welche ihrer Stellung so wenig vertrauten, daß sie von einander losließen und an die Nation appellirten, wie an eine Macht, von der sie voraussahen, daß die nächste Zukunft ihr eine Entscheidung abverlangen würde; ein Ministerium, dessen Handlungen nur Entschuldigungen zu sein schienen, ein Ministerium auf der Flucht.

Vorn mit dem Schnabel des Schiffes hatte sich Brougham identifizirt, ein rothes, aufgeblasenes Antlitz, die Augen

hervorquellend, mit dem Uebermuth der Verzweiflung, der lachenden, fast lallenden Ironie der Trunkenheit, ein Original, welches sein Ministerium mit schnöden mephistophelischen Gesten begleitete, Brougham in der That ein Charlatan und sein eigener Spaßmacher geworden.*)

Oben auf den Mast hatte sich ein verwegener Demagog der Salons, Lord Durham, hinaufgeschwungen. Anständiger zwar und gemäßigter als Mirabeau, aber gespornt vom Ehrgeiz und eifersüchtig auf die Koterien der Hauptstadt, signalisirte er die Zukunft, schloß im Voraus mit jener drohenden Wolke, welche über England heranzieht, eine kluge Rechnung und kokettirte von seiner Höhe herab mit den patriotischen Gesundheitstrinkern, welche ihm mit vollen Gläsern und Hoffnungen zuwinkten.

Unten endlich, wo die Vorräthe des Schiffes liegen, am Hühner- und Schweinekoben, grunzte damals Cobett von Kartoffeln, von irländischen Ferkeln, von Menuigkraut für den Winter und andern geheimnißvollen Dingen, welche seither durch den Communismus mehr in den Vordergrund getreten sind.

Der König hatte in diesem Lärm die Besinnung verloren. Es war keine Intrigue, nicht die Ermahnungen einer schmollenden Königin, sondern Verlegenheit und Bedürfniß, was Sir Arthur Wellesley wieder an die Spitze Englands gestellt hat. Die Noth des Augenblicks mußte dem Könige so groß erschienen sein, daß er seine Zuflucht verdoppelte und zu Wellingtons Kraft und Kaltblütigkeit noch die Gewandtheit und Beredtsamkeit Peel's fügte. Er wollte kein

*) Diese Charakteristik dürfte doch wohl sehr zu mildern sein.
Spätere Note.

System, er wollte nur die Namen haben. Ueber die Männer hatte er die Partei vergessen.

Dies ist das Unglück. Wellington und Peel kamen nicht allein; sie selber können die Partei, den Haß und den Unverstand nicht zurückhalten, wenn sie es auch wollten. Es ist ein unvermeidliches Gefolge, das sich an ihre Schritte anschließt; sie können ihre Freunde und ihr Bekenntniß nicht zurückweisen.

Ich gestehe, daß in diesem fast allgemeinen Schrei des Unwilleus, in dieser nationellen Verachtung des Siegers von Waterloo etwas Tiefschmerzliches liegt. Wie? Dieser weltberühmte Glanz des Herzogs, eine so glorreiche Vergangenheit, Lorbeern, welche er den seit Menschengedenken tapfersten Kriegern Europa's entwand, diese glückliche Nebenbuhlerschaft mit dem größten Manne des Jahrhunderts, wirkt nichts auf ein vergeßliches Volk? Es tritt Präcedentien in den Koth, welche damals, als sie neu waren, vergöttert wurden? Es legt den Maßstab einer blinden Parteiung, die politische Krämerelle an ein Leben, das mit so viel Ruhm und Unvergeßlichkeit ausgestattet ist; es mißt mit seinen oft nur zu illusorischen Grillen über Staatsverfassung, mit einer mehr ideellen Voraussicht auf Zeiten, die noch Vieles werden unerfüllt lassen, den blutigen Ernst eines Schlachtfeldes und eine gar fest und bestimmt in der Geschichte angeschriebene Periode? London war wegen des Sieges bei Vittoria drei Nächte hintereinander beleuchtet. Die Züge Wellington, Victory, Vittoria fanden sich tausendfach verschlungen an allen Häusern. Wer vor dem Pallaste des Siegers, den die damalige Marquisin, seine Frau, bewohnte, vorbeikam, mußte, dies war der despotische Befehl des jubelnden Volkes, den Hut abnehmen und die leeren Fenster grü=

ßen, dieselben Fenster, welche nicht zwei Decennien später mit Brettern vernagelt werden mußten, um die Wuth des steinwerfenden Publikums zurückzuhalten. Ein so bald verjährter Ruhm! Eine Grausamkeit, welche einen tiefen Blick in unsere Zeit werfen läßt!

Und doch ist in diesem Falle nicht Alles Egoismus oder das erhabene Interesse der Völkerfreiheit; es ist möglich, daß bei der Gleichgültigkeit gegen den Herzog von Wellington einige andere Triebfedern mit unterlaufen, welche nicht in der Zeit, oder in der Person, sondern in seinem Ruhme selbst liegen. Es ist möglich, daß der Herzog von Wellington in der That kein so großer Mann ist, als sieben Feldmarschallstäbe und drei glückliche Feldzüge uns überreden wollen. Wäre dem so, so verriethen die rücksichtslosen Anklagen des englischen Volkes einen feinen Instinkt oder eine sehr unterrichtete Kenntniß ihres großen verhaßten Helden. Wir wollen sehen, ob sich hierüber eine feste Meinung fassen läßt.

Es gibt eine Anlage zum Ruhm, welche zwar mit uns geboren wird, die aber nicht in unsern Talenten liegt; ein Privilegium der Unsterblichkeit, welches ungleich vertheilt und keineswegs die hoffnungsvolle Jugend, ein blitzendes Auge, ein kraniologisches Symptom ist, sondern eine Mitgift des Standes, die Laune des Zufalls, welche den größten Schwachkopf in hohen Regionen und dadurch zukunftschwanger geboren werden ließ. Auch hat der Soldat (natürlich im Kriege, denn im Frieden gibt es keine Soldaten, sondern nur Müßiggänger) immer ein Formular, eine Scheda des Ruhms, welche er nur auszufüllen braucht, während das größte Genie oft vergessen wird, wenn es kein Terrain hatte. Alle historische Größe besteht darin, daß man mit imposanten Unterlagen

oder Werkzeugen denkt oder handelt, daß man mit Zahlen rechnet, welche so groß sind, wie Völker, Armeen, oder auch nur wie Departemente des Innern und Aeußern, Brigaden und mindestens Divisionen. Solche Rechenexempel sind oft leichter zu lösen, als die Aufgaben z. B. des Schneiders, der bei einem Frack auch die Theile in der Hand hat und wenn er das geistige Band, die Mode, so schön mit ihnen zusammenschmilzt, wie kein General seine einzelnen Positionen, doch nie so viel Unsterblichkeit damit einernten wird, als dieser General. Darum drehet sich Alles, was den Ruhm betrifft. Diese Logik mit imposanten Begriffen gehört dazu, um die Aufmerksamkeit zu erregen, es gehören dazu Geburt, Gunst, Zufall, Anciennetät. Dies wissen die Völker und sind seither so kalt geworden gegen die Größen, welche ihre Situation patentirte; sie wollen nur die noch verehren, welche sich aus ihren angebornen Sphären herausmachen und eigne Welten schaffen. Dies ist der Grund, warum Wellington so unendlich klein gegen Napoleon, mit dem er rivalisirte, erschien: er hatte sich die Begriffe, mit denen er rechnete, diese Unterlagen seines Ruhms, die Armeen und die Kriege nicht selber gegeben, sondern sie waren ein anvertrautes Gut, eine Maschine, die in seinen Händen die Operationen machte, worauf sie abgepaßt und zusammengesetzt war. Das Gewinnen von Schlachten sei etwas Leichtes für Jeden, welcher das Spielzeug einer Armee in Händen hat, für Jeden, der seinen mathematischen Kursus machte, das glauben die Engländer, wenn sie über die großen Siege ihres Herzogs spotten und über seinen Ruhm die Nase rümpfen.

Betrachtet man das Werkzeug, mit welchem sich Wellington in die Jahrbücher der Geschichte schrieb, so scheint allerdings

auf den ersten Blick Alles dazu zu dienen, dennoch seinen Ruhm zu vermehren.

Wer hätte eine große Meinung von der englischen Armee?

Der Krieg ist in Großbritannien außer dem Gesetze, außer der Verfassung. Das Militair, als ein Hinderniß der Freiheit betrachtet, entbehrt jenes öffentlichen Stolzes, welcher auf dem Kontinent die Truppen bevorzugt; das Militair ist in England nicht einmal im Stande, eine sociale Stellung zu behaupten. Zu diesem Nachtheil, den die Art der Rekrutirung, das Kantonnement und die Käuflichkeit der Chargen nur noch vermehren, kommt ein Heer zahlloser Mißbräuche, welches die Bemühungen des Herzogs von York, der am Ende des vorigen Jahrhunderts das brittische Heer reformirte, nicht vollkommen haben abstellen können. Die allgemeine Revolution der Kriegsverfassung, welche seit Napoleons Auftreten die Truppen des Kontinents ganz neu schuf, hat England nur zum Theil berührt, England, das zwar bei allen Kriegen gegenwärtig war, das den Kontinent an allen seinen Ufern und Landzungen mit Kriegern garnirte und gerüstet überall aus den Nebeln des Meeres hervorblickte und doch unberührt von der großen ideellen Umwälzung blieb, welche Napoleon unter seinen und den gegenüberstehenden Herren beschleunigt hat.

Die englische Armee stand, als Wellington anfing, mit ihr seine „Wunder" zu verrichten, noch auf dem Standpunkte der preußischen Truppen, welche vor Napoleon für die klassische Armee Europa's gehalten wurden; ja selbst im gegenwärtigen Augenblicke, wo Wellington mit seinem Spielzeuge, das ihm fast allein angehört, das Mögliche angestellt und seine verfaulten Flecken auch reformirt hat, bleibt die englische Armee noch immer ein Amalgam, welches einen wunderlichen

Eindruck macht. Der Grund dieser Unzulänglichkeit liegt in Dingen, welche sich nicht ausrotten lassen, in der englischen Verfassung, die das Heer nicht beschützt, in der Stimmung der Nation, die es nicht achtet, im Charakter des Landes, dessen Beschaffenheit kriegerische Evolutionen und Vorstudien nicht begünstigt, und endlich im Wesen der Engländer und ihrer Soldaten selbst, das sich nicht tilgen läßt. Die englische Armee hat weder den Instinkt der moralischen Ehre noch Gemeingeist; wenn sie stolz ist, so ist sie es auf Old-England, auf den Porter und die Beefsteaks der Heimath, auf die bürgerlichen Tugenden ihrer Anverwandten, welche zu Hause sind. Die höhere Ehre kann nicht geweckt werden, da das Avancement dem gemeinen Krieger verschlossen ist; der esprit de corps nicht, weil die Armee in ihrer Größe sich niemals gesehen hat, sondern über alle Theile der Welt in kleinen Parzellen zerbröckelt ist. Noch nie haben sich so viel Engländer zusammenbefunden, als unter Wellington auf der pyrenäischen Halbinsel: der Kontinent kannte sie bisher nur als Hilfsdetachements und Bundesgenossen

Die Infanterie ist stark, aber schwerfällig; die Kavallerie schön, so schön, daß die Franzosen sie mit dem romantischen Namen Lindors bezeichneten, aber sie greift an, wie im Wettrennen, sie hält nicht Linie; sie hat außerdem keine schwere Kavallerie und die Pferde haben keine Schwänze, was in heißen Ländern ein fürchterlicher Mangel ist; die Artillerie hat vortreffliches Material, aber in Spanien wußte man sie nicht zu verwenden, höchstens zu Batterien, die unbeweglich waren; endlich haben die Engländer keine Belagerungskunst, keine Fortifikation, kein „Genie", weil sie im Lande keine Festungen haben.

Wenn man Alles dies in Anschlag bringt, so scheint es, als sei von der großen Meisterschaft des Herzogs von Wellington niemals zu viel gesagt worden; und doch hat das englische Heer wieder einige Eigenschaften, mit welchen es alle übrigen Armeen übertrifft.

Diese liegen in der Persönlichkeit des Kriegers, in seiner kalten Unerschrockenheit und Todesverachtung. Dies ist nicht Servilität, wie bei den Russen, nicht Muth, wie bei den Franzosen, sondern Naturell. Die neunsträngige Katze, der Korporalstock, die empörende Behandlung des englischen Soldaten machten ihn nicht feig oder tückisch, sondern dienten nur dazu, ihn in seinem Gleichmuth zu bestärken. Der englische Soldat harrt auf seinem Posten aus, weil er in dem heftigsten Feuer kalt bleibt, weil er von Natur auf der tiefsten Hogarthischen Stufe der Grausamkeit steht und weil er zuletzt als Engländer eine gewisse angeborene heilige Veneration des Gesetzes besitzt.

Der Franzose thut Alles um die Personen, um seinen Feldherrn, um seinen Chef, und zuletzt um sich. Der Engländer haßt diese Alle, auch sich, aber er befolgt das Gesetz. Zum Franzosen kann man vor der Schlacht nicht genug sprechen, nicht populair genug sein, ein lakonischer Chef würde ihn außer Fassung bringen; der Engländer ist froh, wenn er seine Befehlshaber nicht sieht, das Haranguiren ennüyirt ihn, ja die Schweigsamkeit wirkt auf ihn belebender, als eine Rede.

Zu einem angreifenden Gebirgskriege, wie der spanische war, sind solche Eigenschaften kostbar, wenn sie auch zu einem vertheidigenden nicht passen möchten. Die Lebhaftigkeit des Franzosen, welche sich hie und dahin zerstreute, konnte zwar überall sein, aber auch an hundert Orten geschlagen werden,

eine Chance, in die der Engländer seltener kam, weil er fest zusammenhielt, sich schwerfällig bewegte und den Angriff immer so einrichtete, daß er mehr einer Vertheidigung gleicht. Der Stoicismus und das Phlegma des Engländers sind zwei Waffen, welche ihn auf einem günstigen Terrain unüberwindlich machen; dies waren in Spanien zwei Waffen, auf welche sich die Franzosen, gewöhnt an die tumultuarische Kriegführung der Eingebornen, nicht eingerichtet hatten; alle Regeln des Gebirgskriegs scheiterten an diesen Granitkolonnen, welche ein Feldherr nur aufzustellen brauchte, um sein ganzes Geschäft abzuthun.

Wellington besitzt selbst im höchsten Grade diese lächelnde Kaltblütigkeit, welche ihm öfter siegen half, als sein Genie. Er stellte seine Truppen und war gewiß, selbst durch die Fehler seiner Anordnungen zu siegen, da die Entscheidung fast immer verloren geht, wenn Feldherren die Fehler ihres ersten Entwurfes in der Schlacht selbst wieder gut machen wollen: die eiserne Konsequenz des größten Fehlers bringt selbst den gewandten Gegner aus der Fassung.

Wellington siegte überall dadurch, daß seine Landsleute zu stehen und zu feuern verstanden. Große Vortheile konnte er damit nicht erringen; denn in der That wußte Wellington niemals seinen Sieg zu benutzen; er gewann immer das Schlachtfeld; mehr wollte er nicht; er ließ seinem Gegner Zeit, sich zu sammeln, sich aufs Neue aufzustellen und wieder das alte Spiel zu beginnen. Es ist merkwürdig, wie nahe sich die Schlachtfelder der Wellington'schen Siege liegen, wie zahllose Menschen er aufopferte, weil er von seinen Vortheilen und seinem Glücke nicht den rechten Gebrauch zu machen verstand, wie häufig er das wiederholte, was einmal

gewonnen einem Feldherrn von Genie blut- und zeitsparende Vorsprünge gegeben hätte.

Wenn ausgezeichnete Militairs versichern, daß Picton, Crawfurd, George Murray und andere Generale, welche diese Feldzüge mitmachten, dieselben Erfolge gehabt hätten unter diesen Umständen wie Wellington, so muß man ein Glück hochpreisen, das diesem Manne von allen Seiten lachte und ihn unterstützte. Er war der erste englische Feldherr, dem so zahlreiche Streitkräfte anvertraut wurden; alles, was die Geschichte von frühern englischen Heeren erzählt, galt nur von 12 bis 18000 Mann, die von Kontinentaltruppen unterstützt werden mußten, um agiren zu können.

Welche ungeheure Leidenschaften hatte nicht Wellington zu benutzen! Eine allgemeine nationale Verzweiflung, Losungsworte auf Tod und Leben, eine Volksaufregung, wie sie die Geschichte selten gesehen hat. Dazu kamen für unsern torystischen Cid Campeador materielle Hilfsquellen, Mittel, zu verschwenderischer Disposition gestellt; denn ohne Comfort und reichliches Auskommen gibt es keine englische Armee. Entbehrung und Unbequemlichkeit, Hindernisse, welche Napoleons Kolonnen mit dem leichtesten Muthe ertrugen, würden den Engländer getödtet haben. Regelmäßige Mittagsmahlzeiten, vollkommene Portionen, kurz ein Ueberfluß, der die Fleischtöpfe Old-Englands nicht vermissen ließ, waren die Bedingungen, von denen Wellingtons Ruhm abhing. Er wußte dies und kam bei Englands Reichthum nicht in Verlegenheit. Die Pferde der Armee fraßen in den Pyrenäen das Heu, das in Yorkshire gemäht war, und die Soldaten nährten sich mit den Zwiebacken, die in Amerika bereitet waren. Die Hingebung des Parlaments und des Ministeriums, der Haß gegen

Napoleon war so außerordentlich, daß man Millionen nicht scheute, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Wellington war frei von jeder Verantwortlichkeit; selbst von der seines Gewissens. Er verwandelte kaltblütig die fruchtbarsten Gegenden in Einöden, verschanzte sich hinter den Linien von Torres Vedras mit seinen Tonnen Pökelfleisch und richtete, um seinen Feind auszuhungern, eine Verwüstung an, welche jetzt noch sichtbar ist. Wo ihm seine eigenen Pferde im Wege waren, da befahl er den Leuten abzusitzen, den Hahn des Pistols zu spannen, kommandirte und ließ den Thieren vor die Stirn schießen. Hier gab es keine Verantwortlichkeit mehr; alle Dinge waren ihm günstig.

Nun, dies ist, was alle Engländer wissen. Sie wissen, daß sie ihrem Herzoge Alles gestatteten, daß sie selbst für ihn Alles gethan haben und sprechen deßhalb geringschätzig von dem großen Feldherrn der Allianz, der das Glück hatte, in der seit Menschengedenken entscheidendsten Schlacht, bei Waterloo, über die kaltblütigen Vierecke der Engländer zu kommandiren.

Seine ersten Sporen verdiente Wellington in einer Expedition nach Holland, wo seine Bewunderer, obschon er nur eine Brigade befehligte, doch schon einen Cyrus, einen Schulenburg, man kann hinzufügen, einen Moreau oder Dembinski in ihm sehen wollten; denn es handelte sich um einen Rückzug.

Hierauf schiffte er sich mit seinem Bruder, welcher Generalgouverneur von Indien war, nach einem neuen Schauplatze seines wachsenden Ruhmes ein. Er half Tippo Saib, einen Fürsten, der in seinem Hasse gegen England nur von Napoleon übertroffen wurde, in seiner Hauptstadt Seringapatnam belagern und zeichnete sich bei der Erstürmung derselben im Kom-

mando indischer Hilfstruppen aus. Die Maratten boten neue Lorbeern an: Wellington leitete zum erstenmale eine Schlacht, die so originell geliefert wurde, daß seine Truppen über die Feinde, die sich todt stellten, weggingen und im Augenblick der Siegerfreude im Rücken von der wüthenden Maskerade angegriffen wurden. Die Kaltblütigkeit der Engländer rettete ihn; die Schlacht wurde gewonnen und Friedensunterhandlungen folgten. Auch bei diesen blieb die erste Rolle für Wellington, der sein diplomatisches Talent gegen die Maratten zuerst ausbildete. Bathritter, beschenkt mit einer goldenen Vase und einem Diamanten besetzten Ehrensäbel, verließ Wellington Calcutta, wurde bald darauf gegen das brennende Kopenhagen verwandt und erhielt jetzt endlich ein Kommando in der portugiesischen Expedition.

Der Sieg von Vimeira machte ihn zum Obergeneral derselben und von diesem Augenblicke an begann er seine ruhmvollen Erfolge, die mit dem Tage von Waterloo endigten. Von nun an mußte er bei Allem gegenwärtig seyn, was die Schicksale der Welt bestimmen sollte: wenn man ihn zu Allem zog, so wußte man, daß das Glück in der Nähe war. Die Kongresse nahmen ihren Anfang, jene chirurgischen Versuche, die Glieder des europäischen Staatskörpers wieder einzurenken. Wellington, wie ein Prinz von Geblüt behandelt, mußte überall seine Stimme zuerst geben und man kann nicht läugnen, daß er sich dieser Macht mit Mäßigung bediente.

Der Grund war einfach. Während die Alliirten in einer kosmopolitischen Aufwallung handelten und von einer gewissen allgemeinen und gegenseitigen Großmuth geleitet wurden, besann sich der Egoismus der englischen Politik zuerst von den poetischen Illusionen der heiligen Allianz und ver-

folgte sein eignes insularisches Interesse, das nicht verschieden ausgefallen sein würde von der Gravitationspolitik des vorigen Jahrhunderts, wenn es nicht das Bedürfniß eines allgemeinen Kampfes gegen die Revolution wesentlich beschränkt hätte. Man kennt die Protestationen der Castlereagh'schen Politik, Widersprüche, die man von dieser Seite nicht erwartete; aber es geht ja schon lange in England die Sage, daß der Torysmus allein im Stande sein soll, eine imposante auswärtige Politik aufzustellen. Dieser Widerspruch gab zu Mißverhältnissen Anlaß, in welche Wellington verwickelt wurde, die aber die große Verehrung vor seinem Genie und Ruhm nicht verringerten. Er wurde Feldmarschall fast aller Armeen des Kontinents und überall als der glänzendste Gast der Residenzen empfangen.

Seinem Vaterlande gegenüber ist Wellington der Erbe jener Grundsätze, welche Pitt, Castlereagh und Liverpool hinterließen. Wäre der Aristokratismus nicht etwas Angebornes, so hätte schon die Dankbarkeit den Herzog verpflichten müssen, die Rolle jener Staatsmänner fortzuführen. Sie waren es, deren unermüdlicher Eifer gegen Frankreich seinem Ruhme Vorschub leistete, die einer bald schwächern, bald stärkern Opposition gegenüber das politische System vertheidigten, welches Englands Finanzen zu Gunsten einer einzigen ruhmgekrönten Persönlichkeit zerrüttet hat.

Wellington ist kein Redner. Er erschrickt, wenn er der Stimme und dem Antlitze seines großen Volkes gegenübertritt. Die Zunge versagt ihm und seine Drohungen fallen nur leise und gemäßigt aus dem unberedten Munde.

Als das Rasirmesser Castlereaghs das britische Ministerium zerschnitt und Wellington mit Canning seinen Platz

wechselte, entwickelte sich zuerst die politische Meinung des Herzogs und seiner Opposition, zu jenem Schrecken, der sie jetzt für England ist. Es zeigte sich jene alte Wahrheit im neuen Beweis, daß die glücklichen Feldherren gern die Bewältiger der politischen Rechte ihrer Mitbürger werden, wie Camillus ein so großer Krieger und Feind der Volksfreiheiten war.

Doch nach Cannings Tode wieder ins Ministerium berufen, hatte der Herzog nicht den Muth, seine Drohungen zu erfüllen. Die Heiligkeit seiner Stellung übermanute ihn, die Verantwortlichkeit vor Millionen ist schreckhaft, er wurde wider Willen der Emanzipator Irlands.

Was später folgte, ist uns Allen bekannt. Wir haben den Herzog mit zwei Knieen (es bedurfte nur eines) vor Georg IV. sich beugen sehen, als er das Reichssiegel zurückgab, haben die Wuth des Volkes erlebt, die Widersprüche im Oberhause und die unermüdliche Championnerie des Lords Londonderry, den Todesstoß der Reformbill, die zweimal vereitelten Versuche in die Breschen des Whigismus einzusteigen, und dann einen Sieg, welchen wir für unmöglich hielten.

Was folgen wird, liegt im Schooße der nächsten Zukunft und der nächsten Zeitungen. Glückliche Fahrt für Robert Peel! Aber auch Glück dem englischen Volke! Denn was ist der Sieg des Torysmus Anderes, als eine Chance des Fortschritts, als ein Signalruf für die zerstreuten Parteien, welche in ihrer Liebe zum Volke nicht einig werden konnten? Man kann dem Jahrhundert keinen größern Dienst leisten, als wenn man es bekämpft. Die Reaktion hält die Krisis auf; aber sie macht sie reifer.

O'Connell.

Das grüne Erin, dreifach geschützt durch einen Kranz von Untiefen, einen Wall von Klippen und im Innern durch ungebahnte Gebirgsstraßen, war bekanntlich nicht zu allen Zeiten eine Barke, die England ins Schlepptau nahm. Bis zur Eroberung Wilhelms III. gehorchte es seinen eignen Clans und behauptete bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts eine Unabhängigkeit, welche wenigstens illusorisch und formell das besaß, was die Aufhebung der Union ihm heute wieder verschaffen würde. Irland war mit seiner Unruhe, seinen barokken Einfällen, mit seiner glühenden katholischen Andacht immer bereit, die englische Politik zu durchkreuzen. Es war die Station des Papismus, die Freistatt religiöser und politischer Emissaire, welche Frankreich oder Spanien sandte, und die den Adel und Pad mit seinem Irish Bull immer leichtsinnig, beweglich und bereit fanden, oft für den Hauch eines Gerüchtes, für eine leise und improvisirte Demonstration ins Feuer zu gehen. Wie oft sich auch die Irländer getäuscht sahen und die Flotten, die ihren Empörungen zu Hilfe kommen sollten, von den Bergen vergebens

erwarteten, so gaben sie sich doch dem nächsten Priester mit fremdländischer Aussprache leichtsinnig wieder hin und hofften, der heilige Patrik würde ihnen endlich auf einer Armada den katholischen Himmel, von welchem sie sich ganz ausgeschlossen fühlen, zuführen und Alles ins Gleis bringen, was sie dann ohne Plan, tumultuarisch, auf eigne blutige Rechnung begannen.

Die Erschlagenen heischten Vergeltung und die Rache gesellte sich zum Fanatismus. Das religiöse Kolorit des Widerstandes verlor sich in den Hintergrund und die französische Revolution fand Irland reif zur Ansprache politischer Rechte. Die weißen Engel, die es erwartete, kamen nicht mehr aus Loretto und Compostella, sondern die Emigration, die französischen Lilien, welche Irland so geliebt hatte, daß es französisch geworden wäre, wenn man es nur hätte erobern können, wandten sich nach St. James; die Revolution aber und der Atheismus landeten auf seiner Küste, zogen ein Lager zusammen und riefen zum allgemeinen Kampfe gegen England. So hatten die Rollen gewechselt.

Aber die heterogenen Elemente einten sich nicht, die ganze Unternehmung scheiterte und die Folge war für Irland die demüthigendste; denn es verlor den Schatten seiner eigenen Repräsentation und mußte gleichsam Alles das entgelten, was England sich ärgerte, nicht über seine amerikanischen Verluste verhängen zu können.

Mit den beiden letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts hörten die irischen Parlamente auf, deren protestantische Trümmer in das Unterhaus versetzt wurden. Die katholischen Vertreter von mehr als sechs Millionen wurden zurückgewiesen, da sie ja an der Schwelle des englischen Parla-

ments — den antipapistischen und symbolischen Eid nicht leisten könnten!

Aus diesem Gewaltstreiche Pitts und des englischen Parlaments entwickelte sich der gegenwärtige Zustand Irlands, eine Verwirrung, in welcher religiöser Haß, nationelle Vorurtheile, lügenhaft eitler Demagogismus und materielles Elend die ersten Rollen spielen.

Die Geschichte hat es immer bewiesen, daß bis auf einen gewissen, ja vielleicht den äußersten Punkt die Ideen schlagender wirken, als sogar die Fragen der Existenz. Dies hungernde Irland, das sich von den wenigstens für das Volk sparsamen Geschenken eines sonst fruchtbaren Bodens nährt, dies breite Elend, das mit dem Leben wegen einer schmalen Rinde Brodes unterhandelt, um bei aller Noth doch noch dem unwiderstehlichen Zuge des Lichtes und der Luft zu folgen, die ringende Existenz würde vielleicht zuletzt auftreten, um den englischen Namen zu verfluchen; denn das, was im Menschen das Thierische ist, wird durch eine geheime Schaam verborgen gehalten, bis auf den letzten Fetzen, welcher noch hinreicht, die Blöße und das Gestell, worin wir uns thierisch alle gleich sehen, zu bedecken. Aber zur Empörung treibt es, wenn dem glänzenden, genährten Leibe des Unterdrückers eine ideelle Entschuldigung gegeben wird.

Der irische Bauer erträgt den Reichthum neben sich und vermißt in der Lehmhütte, neben seinem einzigen Besitzthum, einem Ferkel und einem Maaß Katoffeln für den nächsten Tag, nichts von dem Glanze, über den sein Vetter oder Sohn, der in London Schuhe putzt oder die Bettlerkunst mit witzigen Impromptus treibt, in ein schüchternes und uneigennütziges Erstaunen geräth. Allein dem Gefühle zugänglich ist die

rechtliche Beschönigung des Elends, dem Gedächtnisse steht da die ganze Vergangenheit offen und sättigt es mit englischem Hasse. Die Zehntenfrage schlägt in das Gebiet der Religion über, wo die kleine politische Reibung zuletzt unversöhnlich wird. So öffnet sich bald der Blick. Ganz Irland sieht sich von Unrecht umschanzt, von einigen wenigen Fremden, welche den Reichthum und die Gesetze in Händen haben, welche früher sogar ihre politischen Interessen vertreten wollten und deren Geistlichkeit, Pförtner eines verschmähten Himmels, noch jetzt die Gefälle ihrer armseligen aber gutkatholischen Thätigkeit eintreibt.

Das Pachtverhältniß, in England das Fundament der Verfassung, ist in Irland die offne Wunde, welche niemals heilt. Die Eigenthümer des Bodens, meist Protestanten, oder der Adel des Landes, welcher seine Ehre darin sucht, in London die dritte Rolle zu spielen und am Glanze der Monarchie Theil zu nehmen, zerstückeln ihre Ländereien, weil sie für große Pachtungen keinen wohlhabenden Mittelstand finden: die Kultur der kleinen Distrikte endet aber immer mit Zahlungsunfähigkeit, mit Auspfändung, kurz mit der Grausamkeit zweier Executoren, eines civilen und eines kirchlichen, welche zur Verzweiflung treibt und die Brüderschaft der „Weißbuben" organisirt hat, einen fortwährenden Krieg gegen die Eigenthümer und die nachfolgenden Pächter, einen Krieg, der, wenn auch zurück geschlagen von den Rothröcken, sich doch immer wieder in den Schluchten der Gebirge zusammen findet.

Diese sogenannte prädiale Agitation ist es, vor welcher die politische, der Demagogismus O'Connell's in gesetzlichen Formen, immer so emphatisch zu warnen pflegt und welche

doch der eigentliche Rückhalt und gefürchtete Bundesgenosse des letztern ist. Wenn auch die politische Agitation immer die Gesetze im Munde führt, so würde sie doch bei Weitem nicht das imposante Ansehen haben, wenn ihre Demonstrationen nicht durch eine ununterbrochene Kette von Excessen gegen die Pächter unterstützt würden. Ihre Verwahrungen sind nur formell und unvorgreiflich: die politische Agitation, welche wir fortwährend mit England öffentlich unterhandeln sehen, ist nichts als der gesetzmäßige Ausdruck dieser halben Insurrektion, der unantastbare Sekundant der Flintenschüsse, welche nächtlich in die Pfarreien und Pachthöfe fallen, der gesicherte Stab einer immer bloßgegebenen Chouanerie. Der erste Sprecher aber und Parlamentair dieses gesetzmäßigen Demagogismus ist Daniel O'Connell.

Wer mit den Begebenheiten, die durch eigne oder benutzte Leidenschaften in der Geschichte hervorgerufen worden sind, vertraut ist, weiß, daß für die Demagogie eine Menge von Regeln vorhanden sind, welche systematisch zu ordnen keine müßige Erfindung wäre. Das Betragen der Pisistratiden, des Perikles, der Antonius und Octavius steht auf einer Seite und wird auf der andern von Cleon, von den Gracchen, Catilina, von Orleans und Mirabeau ergänzt. Hier ist nichts ohne Plan und Methode, hier ist nicht Alles bloße Willkühr und hingestellte Absicht gewesen, sondern die Demagogie hat so gut ihre Machiavellismen, wie die Autorität, welche sich erhalten will.

O'Connell hat die Geschichte mit dieser Rücksicht studirt, kann aber zu dem überlieferten Systeme so viel Neues geben, daß wir einsehen, eine Agitation, wie die seinige, ist noch nicht vorhanden gewesen. Das Neue liegt bei ihm in seiner wun=

derbaren Stellung, in dieser kron- und scepterlosen, aber darum nicht weniger anerkannten Herrschaft über Millionen, in diesem Vertrauen eines ganzen Volkes, das seinen Günstling und Fürsprecher sogar auf eine Civilliste setzt, welche ihm den Schein eines angestammten Herrschers gibt.

O'Connell ist den alten Demagogen schon darin ungleich, daß er bei aller Genugthuung seines persönlichen Ehrgeizes doch nicht darauf denken kann, für sich ein positives Resultat, irgend eine Würde oder erbliches Ansehen, kurz mehr zu erobern, als für sein Vaterland die unbestrittene Möglichkeit, sich bequem und mit Vorsorge für das allgemeine Wohl und die Verkürzung des Einzelnen für die Zukunft einzurichten. Der Zweck seiner Agitation kann niemals die Devise: Dan I. gewesen seyn, sondern das Ganze handelt sich darum, die genannte Zukunft sowohl zu befestigen, als zu beschleunigen.

O'Connell sieht ein, daß sein ganzes System auf drei Grundsätze zurückkommen muß: auf die Nothwendigkeit, die Wunde Irlands immer in eiterndem Zustande zu erhalten, auf den Schein der Gesetzmäßigkeit und endlich auf die Sicherung seiner Person.

Irland weiß, daß es seine Konzessionen nur erzwingen kann und daß das Drohende in der Masse liegt; daher O'Connells unermüdete Aufforderung, Vereine zu bilden und durch Symbole das auszudrücken, was nur durch den Schein der Versöhnlichkeit noch in seinen Schranken zurückgehalten wird. O'Connell drängt in allen öffentlichen Reden, nichts ohne den Schutz der Gesetze zu thun und das Unrecht dadurch zu entkräften, daß man es durch seine Beobachtung aufreibt. Er lockt die englischen Macbeths gleichsam durch eine Unmöglichkeit, daß Birnams Wald auf Dunsinan herankäme,

und behauptet, nur die würden sie besiegen, welche nicht geboren sind vom Mutterleibe, und doch steckt hinter diesen Prophezeiungen eitel delphische Schlauheit. O'Connels Gesetzmäßigkeit und Scheingebung erreicht oft einen Grad, wo sie nahe an Satyre streift. So organisirte er z. B. kurz vor der Emanzipation das katholische Irland in der Absicht, die Aufregung ins Höchste zu steigern; doch drückten seine Statuten gerade das Gegentheil aus von dem was er wollte, so daß er dem Feindlichen Namen gab, die nicht freundschaftlicher klingen konnten.

„Alle katholischen Irländer, sagte er, alle die, welche eine moralische, politische und religiöse Reform wollen, mögen sich — in Haufen von hundert und zwanzig Personen vereinigen. Diese hundert und zwanzig Personen mögen dann unter sich einen Anführer unter dem Namen Friedensstifter wählen, der seine kirchlichen Obliegenheiten treu erfüllt und wenigstens einmal des Monats zur Beichte geht."

Der Contrast dieser Bestimmung mit dem, was sie eigentlich sagen soll, gibt ihr eine lächerliche Wirkung; aber sie bezeichnet vollkommen O'Connells System, der den Einfluß der Gesetzmäßigkeit auf die Masse kennt und davon überzeugt ist, daß man theure und werthe Dinge der Kühnheit nicht opfern dürfe.

Selbst seinen Egoismus hat O'Connell verstanden an das Interesse der Allgemeinheit zu knüpfen. Er legte gerade so viel Werth auf seine Nothwendigkeit für die irische Sache, als zugleich hinreichend ist, seine eigne Person in Sicherheit zu bringen. Während sein Mund mit dem Stachel eines feinen und spitzen Accents nicht müde wird zu verwunden und er mit schonungsloser Härte jenseits in Irland das wie-

der erzählt, was er an Personen und Begegnissen in London erfahren hat, so gibt er nicht einmal die begütigende Formel hinzu, womit so viel untadelhafter Mißbrauch getrieben wird, daß er nämlich Keinen habe beleidigen wollen, sondern gesteht mit leiser Stimme zu, daß die Ausforderung an der rechten Stelle ist; zuckt aber dann die Achseln, sieht gen Himmel und ruft schmerzlich aus: „Ich habe einmal einen Menschen erschossen, den Squire Desterre im Jahre 1812; die Kugel ging ihm mitten durchs Herz und seitdem hab' ich der heiligen Mutter Gottes von Kirkpatrik gelobt, jedes Menschenblut zu schonen!"

Was läßt sich dagegen sagen? Mit diesem seinem scheinheiligen Spiele, hat O'Connell ein Privilegium der üblen Nachrede und Injurien und bedient sich desselben verschwenderisch, ohne seine Haut zu Markt zu tragen. Man muß eingestehen, daß dies eine für den Demagogen unerläßliche Maßregel ist; denn wo sollten seine Invektiven hinaus, wenn er der Klinge jedes Fähnrichs von der Gegenpartei, der ihn insultirte, stehen müßte, oder keine Aeußerung über Personen geben dürfte, ohne dabei fortwährend sein Leben als Siegel und Zeugniß einzusetzen? Das Bequeme und Behagliche dieser Maxime kommt nicht als Feigheit heraus; denn mit dem Herzen des Squire Desterre hat es ganz seine Richtigkeit und Jedermann weiß davon.

Einen großen Vorsprung in der Erfüllung seiner Aufgabe findet O'Connell namentlich in den Resten, welche ihm von seiner ersten Erziehung geblieben sind.

Denn obwohl Advokat seinem Gewerbe nach, so kam doch die Perücke auf ein Haupt, das durch die Tonsur schon für den Priesterstand bestimmt war. O'Connell, der Sohn einer

angesehenen, aber nicht vermögenden Familie, sollte die Weihe nehmen und wurde deshalb, wie fast alle jungen irischen Geistlichen, in dem französischen Seminar zu St. Omer erzogen. Der große Agitator hat einst das Meßgewand getragen und bei den Responsorien sich in der Kunst geübt, zur rechten Zeit einzufallen, eine Kunst, ohne welche man schwerlich ein gutes Parlamentsglied werden kann. O'Connell ging vom Studium des Missale auf die heiligen Väter über, auf Chrysostomus und Augustinus, wo ihm bei der Lektüre des Traktats de Civitate Dei politische Folgerungen noch ganz fern lagen. Man sagt, daß der junge Priester mit voller Hingebung seinen geistlichen Studien obgelegen haben soll, man kann deshalb auch nur in der nächsten Aufregung Irlands, in den Unabhängigkeitskämpfen von 1798 den Grund finden, warum er das weite Gewand des Seminaristen von den Lenden that und sie mit dem Schwerte des Advokaten gürtete.

Diese energische Anlage der Natur, diese glühende Phantasie mußte einen andern Ausweg finden in einer Zeit, wo es für einen Peter von Amiens und Bernhard von Clairvaux keine Kreuzzüge mehr zu predigen gibt. Aber das Priesterliche steht dem Agitator durch Kunst und Natur noch immer zu Gebot und hilft ihm die Gemüther der katholischen Menge zu erobern. Er ist ein Enkel des heiligen Patricius im Glauben des Volks, ein politischer Luther des Katholicismus. Die Parole, welche ihn überall empfängt, ist: Gott und O'Connell! Seine Benutzung des Aberglaubens erweckt die traurigsten Empfindungen.

Die Dinge standen schon oft in Irland so auf der Spitze, daß die organisirte, in Banden und Uniformen das Land

durchziehende Menge nur das Signal der ersten Ordner zu vollständiger Rebellion erwartete. Welches Gefühl, wenn die Vernunft- und die Einsicht in den Thatbestand dem kommenden Ereignisse dann wieder in die Speichen fiel, den Lauf der Dinge zu hemmen gebot und nothwendige Rückschritte nach sich zog, weil es keinen Stillstand in Begebenheiten gibt, die, wie geladenes Feuergewehr drohen und nur der Leute Muth oder Befehl gewärtig sind!

Man sprach auch schon oft davon, daß O'Connel dieser kleinen Schritte rück- und vorwärts herzlich müde sei und sich sehne nach Derrinane, an das Meeresufer und die äußerste Spitze Europa's gegen Amerika hin, in den Schooß einer zahlreichen Familie, die das einsame Kloster und die labyrinthischen Nebengebäude seines Wohnortes — eine architektonische und reizende Vermischung von Feudalismus und Bequemlichkeit — in Karawanen besucht und sich Recht sprechen läßt in Familienzwisten von ihrem Advokaten-Priester, der ein patriarchalisches Ansehen unter ihnen genießt.

Doch die Schürzung des Knotens, der immer verworrener wird in England und Irland, ruft ihn dann wieder zurück auf die Hustings der großen Nationalversammlungen, auf die Präsidentenstühle der politischen Gelage, auf den Sitz im Parlament. In London verwickelt er sich dann in die Intriguen der Parteien, die seine Stimme erobern möchten. In London strauchelt er hie und da auf dem schlüpfrigen Boden der Debatte und Vorberathung: er soll dem Einen zusagen, was er schon dem Andern versprochen hatte, er soll es zuweilen vergessen, da einzufallen, wo man seiner bedarf, er soll bald die Radikalen compromittiren, welche ihm ihre tak-

tischen Angriffe, bald die Minister, welche ihm ihre Geheimnisse anvertrauten.

Das Ministerium Grey, so denkwürdig mehr durch seine Nothwendigkeit als durch seine Individualität, ging an des Agitators Unbedachtsamkeit zu Grunde, da er in Dublin unter den Seinigen immer das zu bereuen pflegt, was er in London zugelassen hat.

Diese Unbehaglichkeit einer unheimischen Stellung ist der Grund, warum O'Connell nie zu einer großen Macht im Unterhause gelangt, in irischen Angelegenheiten ausgenommen, wo er der Kern eines langen Schweifes ist, der ihm treu bleibt, weil er sich zuletzt in die Nebel enger Verschwägerung und Blutfreundschaft verliert. O'Connells Züge klären sich auf, wenn sich das Ende der Session nähert; dann sieht man ihn schneller durch die Straßen Londons schreiten, die breiten Schultern wiegend, den Regenschirm wie ein Feldwanderer über die Achsel gelegt oder damit gegen die Luft fechtend, ein irisches Volkslied summend und begrüßt von seinen Landsleuten, den Savoyarden Englands.

Er fürchtet die Heimath nicht, ob er gleich schon oft ihr versprochen hat, sie in sechs Monaten zu dem glücklichsten Lande der Erde zu machen und im Parlament die kleinste Beschwerde aufzuheben, die den Kleinsten drückt. Die Völker tragen nichts nach: sie tragen O'Connell nicht nach, daß er einst vor Georg IV. kniete, er versichert, daß er sich jetzt dessen schäme: sie tragen ihm die Zwangsbill nicht nach, gegen die er erst stimmte und deren Erneuerung er später zuzulassen versprach; denn sie wissen, daß er es auf Rechnung größerer Zugeständnisse that, zu welchen sich die Verwaltung bereit erklärt hatte. Keine Macht ist gegen den guten Wil=

len nachsichtiger, als das Volk, das sich in seiner Gesammtheit zu stark und zu großmüthig fühlt, die Schwäche eines Einzelnen zu rügen.

O'Connell kennt diese sanfte und linde Moral der Völker und ordnet sich deßhalb der Laune seiner Nation bis zum Abentheuerlichen unter.

O'Connell erreicht sein siebzigstes Jahr; ein Siegeskranz wird dem alten Kämpfer gereicht von einem Volke, dessen Sklave zu sein er sich überwinden konnte. Er ist ein Sklave der Irländer, ein Sklave seiner Stellung, bei aller Freiheit. O'Connell würde durch seine übertriebene Hinneigung zum Volksaberglauben, den ein gebildeter Mann nur schonen, nicht theilen sollte, in letzterer Zeit viel von seinem Ruhme verloren haben, wenn nicht der Unverstand seiner Gegner, als sie ihm den Prozeß machen ließen, seiner Stellung wieder die Glorie der Märtyrerschaft geliehen hätte.

Doktor Francia.

Am glänzendsten entfaltete sich die Macht des Christenthums da, wo es nicht zu dem Schwerte des Kriegers oder den Würden der europäischen Monarchieen seine Zuflucht nahm, sondern zu seiner eignen Naivetät, zu den Nürnberger Spielsachen, durch welche es verbreitet worden ist unter den Indianern der neuen Welt.

Die Missionarien aller Konfessionen gingen auf den Ursprung der Lehre zurück, auf Jesus, den Sohn eines Zimmermanns, auf die Fischer, auf die Zöllner, denen die Gnade der Visionen zuerst geworden war. Das Christenthum warf seine Infuln und Tiaren ab, das bischöfliche Pallium und die sammtenen Mäntel der Kardinäle und zeigte sich praktisch, handwerklichen Ursprungs, in Hemdärmeln, und half, flink und rüstig die Axt schwingend, die Urwälder lichten, der Civilisation Wege bahnen, Hütten bauen und die Felle der Thiere gerben, um sich gegen Pfeile, die Mosquitos und den Regen zu schützen. Jede einzelne Profession der Apostel kam hier wieder zum Vorschein.

Und wie man die Bäume fällte, tödtete man die weinende Dryade und das Heidenthum; wie man an Blöcken schälte,

um Kanots zu bauen, erzählte man von dem See zu Kapernaum und dem wassertretenden Petrus; wie man sein Vesperbrod aß, erzählte man die Wunder der Speisung, die Geschichte von den dreitausend Mann und den fünf Broden, die Weinmetamorphosen; und wenn zuletzt der Abend kam und die Sonne ins Meer tauchte, dann setzten sich die frommen Wilden und ihre neuen Priester unter das Dach einer Baniane und sprachen von Gott, von der Menschwerdung und dem ewigen Leben, indem sie hinaufzeigten auf das Firmament, auf die Sterne, die an dem nächtlichen Himmel auftauchten.

Diese meistentheils römische Propaganda war es, die in Amerika dem Katholicismus Triumphe verschaffte, gegen welche Roms Kämpfe mit Kaiser und Reich, mit Ghibellinen und Ketzern werthlos sind.

Die Schüler Loyolas erkennt man jenseits des Ozeans nicht wieder. Vergessen sind die fürstlichen Beichtstühle, vergessen die Grundsätze machiavellistischer Prinzenerziehung, vergessen die Principien des Königsmordes und ihre Opfer, Ravaillac, Clement, und nichts ist zurückgeblieben, als der wahre Grundsatz der Gesellschaft Jesu, die Aufklärung und das Bedürfniß mit der Tradition und dem Dogma zu verbinden.

Jede andere Ordensregel hätte Südamerika zu Grunde gerichtet: die Dominikaner hätten zu viel Glauben verbreitet und die Benediktiner zu viel Wissen. Die Jesuiten, diese weltlichen, mit dem Konflikt der Zeit vertrauten, man möchte sagen protestantischen Priester des Katholizismus, halfen allein, denn sie waren praktisch, thätig, gingen nicht barfuß, verlangten nicht die ewige Rotation des Rosenkranzes um die Achse einer trägen Hand, sie griffen zu Karst und Spaten und lehrten die

Völker, nicht nur selig, sondern auch glücklich werden. Die Klöster wurden die Stationen der sich Bahn brechenden Civilisation. Der Glaube war nur das Zubrod der erleichterten Existenz, er wurde nur gepredigt durch Beispiel, durch die Verpflichtung zur Dankbarkeit und durch Sitten, welche sich von selbst milderten.

Südamerika ist die Schöpfung des edelsten Jesuitismus, und nur diejenigen, welche kein Heil für die Menschheit sehen, ehe ihr nicht so gepredigt wird, wie in der Leipziger Nikolaikirche oder im Dome von Magdeburg, werden das Bewunderswürdige dieser Thatsache nicht zu schätzen wissen.

Ein großer Theil des Unterschieds der südamerikanischen Revolutionen von dem Befreiungskampfe und der gegenwärtigen Stellung der Vereinigten Staaten entwickelte sich auch zunächst aus der kirchlichen Verfassung der spanischen Kolonieen.

Ueberall wo keine Vertheilung des Eigenthums herrscht, wo unermeßliche Länderstrecken von dem Winke eines Einzigen abhängen, hat die Revolution leichtern Vorschub; aber sie greift auch nicht tief hinunter in die Masse, welche von den Parteikämpfen der Aristokratie nur insofern berührt wird, als sie von der letztern abhängig ist. Das Geheimniß der polnischen Insurrektionen, die sich so schnell auffsattelten, liegt in dieser Verfassung, so wie man auch in England eine kompakte, rebellirende Majorität sehen würde, wenn die Revolution ausginge von der Aristokratie.

Eben so ist das Verhältniß auf der negativen Seite. Der Widerstand ist leichter organisirt bei großem Besitz, und die katholische Kirche da, wo sie in Südamerika nicht civil und wie der Jesuitismus blos pädagogisch geworden ist, konnte aus dieser Rücksicht nur störend auf den Gang der Begeben-

heiten einwirken. Ihr großes Ansehen ist ihr geblieben und die neue Ordnung der Dinge hatte sich ihr erst da versöhnt, als der Katholizismus in allen diesen schnell etablirten Staaten als offizielle Religion anerkannt wurde.

Man schließt hieraus, wie unvorhergesehen die ganze südamerikanische Emanzipation war, wie vieler äußerer Umstände sie bedurfte, um sich zu entwickeln, und wie lange es währen kann, ehe die untern Elemente jene Konturen ausfüllen werden, welche für Südamerika in einer genialen Improvisation gezogen worden sind.

Nordamerika hatte an einer langen Vorbereitung zur Revolution erstarken können: es hatte durch Journale und die veröffentlichte Opposition freisinniger Beamten sein Urtheil bilden können; es war in politischer Rücksicht befestigt und hatte das Prinzip der Republik überall schon anerkannt, ehe man an einen Namen für die freien Verhältnisse dachte.

Dagegen war in Südamerika das neue Ereigniß ein Facit der verschiedensten Umstände, ja sogar das Facit einer Menge von augenblicklichen Verlegenheiten, für welche sich keine andere Abhilfe finden ließ, als eine revolutionaire. Die Erschütterungen des Mutterlandes waren in den Kolonieen ohne Berechnung, so daß die Pflicht der Unterthänigkeit an sich selbst irre werden mußte. Die Schiffe, welche von der Halbinsel kamen, brachten die verschiedenartigsten Nachrichten. Wenn sich die Junten kaum für Ferdinand gegen Carl erklärt hatten, so vernichteten die Traktate von Bayonne wieder ihren besten Willen und zwangen sie, für Joseph Partei zu nehmen. Entschied nun die Gährung, die allerdings nicht fehlte, dennoch für die entsetzten Könige, so war hier die Revolution Folge des legitimsten Signals und mußte zuerst

damit enden, daß man die Autorität der Cortes anerkannte. Bald waren aber auch diese, bei ihrer heillosen, karthaginensischen Politik, die Kolonieen in Fesseln zu halten, wieder eine Parole der Regierungsgewalten, eine offizielle Berufung; aber wie lange? Bis die Restauration Luft geschöpft hatte, die Cortes abschaffte und jene Behörden in den Bann erklärte, welche doch legitim handelten und aus Verzweiflung, dem Gange der Ereignisse auf der Halbinsel zu folgen, jetzt sich ohne Weiteres der erstarkenden republikanischen Prinzipienrevolution in die Arme warfen.

Hier ist es, wo wir wieder kirchlichen Boden unter uns spüren und zwar mit Früchten, welche unglaublich scheinen, denn Alles, was an Tendenz, an Prinzip sich in Südamerika vorfindet, was aus dem Enthusiasmus neuer Ideen dort entstanden ist, war die Folge des Jesuitismus und jener Bildung, die man auf den Universitäten von Cordova, Cartagena und Mexico erhalten konnte.

Das kosmopolitische Prinzip des Loyolismus bildete sich allmählich zu einer freien Weltansicht aus, zu einem System der Menschenrechte und zu einer Verehrung jener Literatur, welche auch in Europa die morschen Fundamente des politischen Gebäudes zu benagen anfing. Obschon so weit von Rom und Sparta entfernt, schwärmte man doch für Montesquieu; der feurige, leidenschaftliche Creole wurde elektrisirt von dem Rousseau'schen retournons à la nature, und die Werke von Robertson und Raynal studirte er mit um so größerer Hingebung, als sie für Amerika selbst geschrieben waren.

Aber hier ist es auch, wo wir stehen bleiben müssen, um den Schlüssel zu einem verschlossenen Charakter und einem verschlossenen Lande zu finden. Bis auf die Encyklopädie,

vielleicht noch bis zur Deklaration der Menschenrechte, reicht die Bildung, deren genialste und originellste Repräsentation wir in Don Jose Gaspar Rodriguez Francia wiederfinden. Die Schreckensherrschaft ist bei diesem wieder angebrochen; Robespierre schreitet wieder stolz einher mit dem Blumenstrauß am Fest des höchsten Wesens; der Despotismus der Tugend und „Bescheidenheit" ist die blutige Ordnung des Tages. Die Gironde ist schon hingeopfert — Doktor Don Cornelio Saavedra; — Marat starb in seinem Blute — Doktor Don Mariano Moreno; — Danton ging unter, weil er den Gott im Laster suchte — Doktor Castelli. Die todtbleiche, grausame Mäßigung Robespierre's herrscht — Doktor Francia — denn wie Francia würde Robespierre geherrscht und geglaubt haben, die Menschen glücklich zu machen.

Hier hat die Militairherrschaft noch nicht begonnen; der kriegerische Ruhm gibt noch keine Ansprüche, Napoleon ging noch nicht über den Simplon.

An Paraguay jagten Siege und Niederlagen vorüber — San Martin, ein jugendlicher Held, noch ein keuscher und aufrichtiger Revolutionair, wie die Kellermann und Marceau, die gegen die Vendée kämpften; dann die drei Heldenbrüder Carrera, schon angesteckt von dem Beispiele Napoleons, aber Napoleons so, wie er noch Bonaparte hieß, knabenhaft langes Haar trug und so schüchtern war, daß sich erst Weiber in ihn verlieben mußten, um seine Tapferkeit an den Tag zu bringen; dann Bolivar, Sucre, la Mar, Gamarra, alle napoleonisirend und eifersüchtig, der auf den ersten Konsul, der auf die Nebenbuhlerschaft Klebers und Moreau's, der auf den grauen Oberrock und den kleinen Hut, der auf die Krönung, und zuletzt Iturbide, eifersüchtig auf den Gipfel des

Unglaublichen, auf die Hoffnung n von 1812 und so früh geknickt, wie diese.

Alle diese unermeßlichen Reiche mit ihren dreifachen klimatischen Zonen, mit ihren Goldadern, Krokodilen, Riesenschlangen und Mosquitos, zerschellen an einander und die Freiheit siegt nur negativ, indem ihre Anwalde unterliegen und die Zonen, die sie beglücken will, kleiner werden. Fahrt hin!

Wir stehen noch am Rio de la Plata und seinen Nebenflüssen, an den Zweigen der Andes, welche silberne Wurzeln haben, in den mannshohen Pampaswiesen und den unermeßlichen Stromebenen, an deren Horizonte eine Wolke fliegt, bergend den Gaucho auf dem muthigen Rosse und den amerikanischen Strauß, den Jaguar, im Sturmfluge, in dem Lande der „guten Lüfte," in Buenos=Ayres, in der silbernen, argentinischen Republik.

Die Direktorialregierung von Paraguay entwickelte sich schon aus den ersten Kämpfen der spanischen Kolonieen mit dem Mutterlande, auf demselben Wege, welchen wir schon nannten, dem der Verlegenheit, wie man sich bei den Umwälzungen der Halbinsel zu verhalten habe.

Paraguay war eine Provinz vom ehemaligen Vicekönigreich von Rio de la Plata und riß sich von der spanischen Herrschaft los, indem es ruhig den Ereignissen folgte, welche von der Hauptstadt dieser großen Statthalterschaft, von Buenos=Ayres, ausgingen. Man klärt sich deshalb am besten über den Ursprung der Herrschaft des Doktor Francia auf, wenn man im Stande ist, sich über die Revolution von Buenos=Ayres eine richtige Vorstellung zu machen.

Von der argentinischen Republik ging die Befreiung Südamerika's aus: ihr erster Versuch gelang und die In=

tereſſen kreuzten ſich hier gerade ſo wunderbar, daß die Freiheit auch gleich für die Zukunft geſichert war. Denn nicht nur, daß die ſpaniſche Beſatzung geringer war als auf der weſtlichen Küſte, in den goldhaltigen Königreichen; auch die Einmiſchung Englands und Portugals, welche beide nicht ohne Treuloſigkeit und Intereſſe verfuhren, leiſtete der Revolution den glücklichſten Vorſchub. Von den erſten Kämpfen gegen den König der Fluren, den ritterlichen und kühnen Artigas, bis zu dem Augenblick, welcher für die Unabhängigkeit der rechte ſchien, verwickelten ſich die Intereſſen unauflöslich.

Die Vicekönige löſten ſich ab, während die alten Befehlshaber ſich kaum befeſtigt hatten; und die nachfolgenden kamen ohne Vollmachten, da ſich der Zuſtand der Parteien fortwährend veränderte. Der Franzoſe Liniers vertheidigte eine Zeit lang die Anſprüche Europa's und während man glauben mußte, daß er die Kolonie für die Uſurpation ſeiner Landsleute retten wollte, ſtellte ſich weiter heraus, daß er Bourboniſt war und an den alten ſpaniſchen Thron dachte, ja ſogar an Braſilien, von wo aus die intriguante und leidenſchaftliche Mutter der beiden feindlichen Brüder von Oporto ihre Minen ſpringen ließ.

So wirrte ſich Alles in einen labyrinthiſchen Knäul zuſammen, aus welchem die Staatsklugheit keinen Ausweg mehr fand, nur die Freiheit, welche die Rückſichten durchhieb, da ſie nur der Zukunft und ſich ſelbſt verantwortlich war.

Zu gleicher Zeit, am Schluß des erſten Decenniums unſers ſtürmiſchen Jahrhunderts, traten in Caracas, in la Paz, Quito, Bogota und in Chile Regierungsjunten zuſammen, und in Dolores ſtand der Märtyrer der mexicaniſchen Freiheit, Hidalgo, auf, um bald auf dem Blutgerüſt Zeugniß zu

geben von dem, was die Zukunft an seinem Tode rächen würde.

In Buenos-Ayres aber, wo nun die zweifarbige, blau- und weiße republikanische Fahne wehte, ging die Revolution einen gemächlichen und bequemen Gang. Die Militairherrschaft war über Südamerika noch nicht angebrochen, weil weder die Propaganda der Losreißung noch der spanische Widerstand recht organisirt waren. Hier lag noch Alles in den Händen einzelner von der öffentlichen Stimme bevorzugter Advocaten: nicht einmal die Kaufleute, wie in Bolivia, mischten sich ein, das System aber, das man bei diesen civilen Bewegungen befolgte, war jenes, das Fouché einst zum großen Aerger des Kaisers und zu seinem eignen Nachtheil bezeichnet hatte. „Wenn ich sterbe, Fouché," fragte Napoleon vor der Geburt des Königs von Rom, „was werden Sie thun?" „Sire," antwortete zweideutig der Chef der geheimen Polizei, der sich hier selbst verrieth, „ich werde so viel Gewalt an mich reißen, als mir nur möglich ist."

Das that man in Buenos-Ayres: man theilte sich in die Revolution und Francia bewies, daß er die Grundsätze herrenloser Zeiten vortrefflich inne hatte. Er schnitt die nördliche Provinz von Buenos-Ayres, Paraguay, gänzlich von dem weitern Verlauf der Begebenheiten ab und beeilte sich, seine Eroberung innerlich zu befestigen.

Die Bewegung in den andern Provinzen war immer noch civil: immer noch begleiteten bürgerliche Bevollmächtigte, wie die ehemaligen Konventsdeputirten in Frankreich, die Kriegerhaufen, welche den spanischen Heerführern die glücklichsten Treffen lieferten, revolutionirten das Land und leiteten den Prozeß der Gefangenen ein, welches immer ein kurzer war.

Francia überließ die Vertheidigung seines Erbtheils den Doktoren und Advokaten von Buenos-Ayres, seinen Universitätsfreunden aus Cordova und studirte ruhig in Assumcion den Macchiavell.

Erst als die thätigen Provinzen ausruhten und man der spanischen Unmacht im Lande so gewiß war, daß man den ächten Libertador Südamerika's, San Martin, über die Anden und den Desaguadero in die Goldländer schicken konnte, da sah man in Buenos-Ayres ein, daß die prokonsularische Herrschaft von Paraguay eine schlechte Konsequenz der neuen Dinge sei und schickte den General Belgrano ab, diese Provinz mit Waffengewalt der Centraljunta einzuverleiben.

Noch hatte Francia kein Blut gesehen und fürchtete die blinden Entscheidungen des Mars; deshalb griff er zu alten historischen Listen, forschte in Roms Geschichte vom Trasimenersee bis zu den Tagen von Capua und leitete eine humane, unblutige Mystifikation ein.

Er stellte dem anrückenden Zuge keinen Widerstand entgegen, Tage lang nicht, bis derselbe in einer Nacht dicht vor Assumcion stand und sich überall von Feuerzeichen auf den Bergen umgeben sah.

Waren dies Mährchen aus Cornelius Nepos? Waren dies die glühenden Stiere des Hannibal? Oder die zahllosen Aufgebote eines allgemeinen Landsturms?

Der Exekutionsgeneral erschrak, nahm den Rath des Doktors an, der ihm lächelnd Proviant und Geschenke für die Junta in Buenos-Ayres und seine terroristischen Schulkameraden anbot und zog sich bis an die Gränze von Paraguay von der Illumination der Berge ringsum begleitet, in seine Kasernen am Rio de la Plata zurück.

Die Mutterrepublik hatte inzwischen ihren langwierigen Kampf mit dem rivalisirenden Montevideo begonnen, sie mußte alle ihre Streitkräfte gegen Brasilien wenden, welches Ansprüche machte auf die Banda Oriental. Diese Zwistigkeiten währten bis zum Jahr 1828, wo endlich der Friede von Rio de Janeiro der jungen Republik Athem schaffte.

Rechnet man die Anstrengungen hinzu, welche die Propaganda nach Westen hin kostete, so begreift man, wie viel Zeit die Usurpation von Paraguay gewann, sich zu befestigen, sich chinesisch gegen das Ausland und die schwankende Tagesgeschichte abzuschließen und einen Zustand zu erhalten, der uns für den vulkanischen Boden von Südamerika unmöglich scheinen möchte.

Paraguay selbst ist einer der fruchtbarsten Binnenstriche von Südamerika. Reichthum der Vegetation, wie überall in diesem gesegneten Welttheile. Die großen Ebenen begünstigen die Zucht der Stiere und Pferde, deren Häute nebst dem berühmten Paraguaythee die Handelsartikel des Landes bilden. Warum mußte auch Bonpland so neugierig sein und die Theepflanze so sorgfältig beobachten! Man hielt ihn für einen Feind des Nationalreichthums und des persönlichen Einkommens des Diktators; denn er selbst, der Doktor, ist erster Theehändler und Staatsgerber. Man glaubte ihm nicht, daß er nur die Akademie, die Verbesserungen Linnó's und die Wissenschaft im Auge hatte, und kerkerte ihn ein.

Die Bewohnerzahl ist gering und geht kaum über eine halbe Million hinaus; Creolen, Mestizen, Farbenschattirungen aller Art begegnen sich in Assumcion; der Rest auf dem Lande sind Indianer, zahme, halbzahme und wilde. Diese letztern können, wie die Darmstädter das R, das F nicht

aussprechen, wobei also das Staatsoberhaupt immer um einen Buchstaben zu kurz kommt und somit keineswegs an die Freiheit, die in seinem Namen liegt, erinnern kann.

Die Wilden von Paraguay haben einen großen Theil der barokken Natursitten Amerika's: ihre Frauen essen kein Fleisch, gleichsam um nicht zu verwildern, sie lassen nur ein Kind aus ihren Ehen leben, eine Gewohnheit, welche der Malthusschen Klage abhilft, aber für den Flor und die Statistik des Staates wenig günstig ist.

Viele dieser Stämme sind noch nicht einmal mit dem Christenthume bekannt, woraus man auf den Bekehrungseifer der Jesuiten schließen kann. Diese ehrwürdigen Väter wollten die Völker erst glücklich machen, ehe sie ihnen erlaubten, mit dem Rosenkranze zu spielen. So kommt es, daß Paraguay der Antipode von Tibet ist, daß der Doktor hier nicht bloß für einen Doktor der Theologie, sondern für die Theologie selbst gehalten wird.

Und welche Ironie! Francia ist Atheist; keine Seltenheit für Amerika. Lebte doch einer der geschäftigsten Gotteslängner der Revolution, Billaud=Varennes, nachdem er proskribirt war und auf den Azoren sich geübt hatte, Papageien abzurichten, lange Zeit bis zu seinem Tode unter den Indianern, welche ihn, den frühern Atheisten, als Schöpfer des Himmels und der Erde verehrten!

Man sieht, welcher Maaßstab an jene hermetisch verschlossenen Wunder von Paraguay gelegt werden muß.

Ist Francia ein Tyrann? Ein Usurpator wie Cromwell? Nein, er ist ein kalter Philosoph, der mit der Menschheit experimentirt.

Ihr seid immer gewohnt, nach Euch die Menschen zu beur=

theilen, und spricht von Francia wie von einem Verräther an Euern eignen Grundsätzen. Klingen nicht Eure Vorwürfe, als verginge sich jener Doktor an seinem Diplom und an seinem Hute, als glaubtet Ihr, man könnte doch Schiller und Goethe oder den deutschen Liberalismus auch wohl besser verstehen, als so!

Nein, wir kennen Francia: es ist Robespierre, der plötzlich unter die Menschen Rousseau's versetzt wird: es ist Robespierre, der Lockes tabula rasa neu beschreiben und füllen soll. Es ist eine Herrschaft, von der Ironie präsidirt, und grausam nur dann, wenn sich die Langeweile oder hypochondrische Laune des geistreichen Geistlichen regt.

Oder wollt Ihr in ihm keinen Mann der Revolution und Jesuiten sehen, dann nehmt ihn als Philosophen! Ich rede nicht von Seneca, der den Mord einer scheußlichen Mutter (aber einer Mutter!) gut hieß; nicht von dem flammenden Scheiterhaufen des Servet in Genf; denkt an Plato und die Republik mit ihren Grundzügen für jede Tyrannei; denkt an seinen Verkehr mit Dionys, oder an jenen andern Dionys, der von Blut troff und doch so viel Kenntnisse besaß, in dem genialen Korinth noch Schulmeister werden zu können, oder an Phalaris und seinen glühenden Ochsen und die Pythagoräische Philosophie! Denkt an Macchiavell und den Sprung von den Diskursen über Livius zum Fürsten! Oder an Baco von Verulam, den Verfasser des Organons — und den englischen Kanzler! Ich thue nichts als die Ahnen Francia's aufzählen.

Francia's Herrschaft ist das ernsthafte Mittel zu einem Scherz. Francia lacht unter seinen Wilden, die das F nicht aussprechen können, und wenn die frommen Mestizen eine

neue Kirche bauen wollen, nur dann ist er unglücklich und ruft aus: „Wann werden die Menschen aufhören blind zu seyn! Eine Reihe von Geschützen an der Gränze ist besser, als alle Heiligen. Ich erinnere mich nur noch dunkel jener Zeit, wo ich wie Ihr ein Katholik war!"

Dies ist Francia, von welchem man geneigt ist zu sagen, seine Herrschaft wäre priesterlich und ein Triumph der Bigotterie. Nein, Anacharsis Cloots ist Diktator eines Naturstaates geworden und fordert die Langmuth des Himmels heraus, dessen Blitze er seinen Unterthanen — aus physikalischen Ursachen erklärt.

In der That man muß gestehen, wenn jene Weiberrepublik am Amazonenstrome eben so erwiesen ist, wie diese humoristische Herrschaft des Doktor Francia, dann wird Amerika nicht nur der Sitz der Freiheit, sondern auch der der Wunder werden.

Francia fürchtet nur Einen Feind: die Macht des Beispiels, die unwiderstehlich ist in schwach organisirten Staaten und unter rohen Naturvölkern, welche den Instinkt der Masse haben und durch fremde Entschließungen gern die eigenen entschuldigen.

Die neuen Republiken rings um Paraguay her schritten ihrer innern Vollendung immer näher, wenn man die blutige Reaktion der Demokratie und der Creolen gegen Militairherrschaft so nennen darf. Francia fühlte es, daß er vor diesem Miasma nicht sicher war und entschloß sich schnell zu Konzessionen, die aber so schlau und widerhakig angelegt waren, daß sie ihm ein Mittel zum Gegentheil dessen, was sie schienen, werden mußten.

Mit der Verschlagenheit eines Menenius Agrippa ging er hinaus zu dem Volk, das er im Geist schon auf dem Mons sacer versammelt sah und gab eine allgemeine Repräsentation zu, welche aus Urwahlen hervorgehen sollte. Statt des bisherigen kleinen Senats, der seine Macht unterstützte und die Last der Geschäfte theilte, berief er tausend Abgeordnete aus allen Theilen seines Landes in die Hauptstadt. Hier bewillkommte er sie wie ein Mann von Welt, redete sie mit Höflichkeiten an, durch die sie in Verlegenheit gesetzt wurden, sprach von dem Beruf der Regierung, wie von einer Prädestination des Genies und dann wieder wie von dem Resultate solcher Kenntnisse, die freilich daheim in seinem Urwalde Niemand erlangt haben konnte. Er legte ihnen Traktate vor in den ausländischsten Sprachen, citirte die ökonomischen Schriften Xenophons, um einen kleinen Geldposten des Budgets zu erläutern und verlangte von ihnen, daß sie über Adam Smith und den Physiokratismus ihre Stimme abgeben sollten. Dazu kam noch, daß sein drittes Wort Uneigennützigkeit war und er von den Deputirten so viel Patriotismus verlangte, daß sie keine Entschädigung in Anspruch nehmen durften.

Da sehnte sich denn Jeder aus der theuern Hauptstadt nach seinem Meierhof zurück. Jeder fühlte, daß ohne Diäten und Kenntnisse auch die Demokratie eine unvollkommene Verfassung wäre, und in einer der schönen südamerikanischen Nächte, beim Scheine der Laternenkäfer und goldglänzenden brasilianischen Nachtfalter, waren die Deputirten, die Revolution und die Unbequemlichkeiten des Philosophen von Assumcion verschwunden.

Wir wollen uns wohl hüten, zu scherzen, wenn Francia seine Indianer erschießen läßt, die sich unterstehen ihn starr

anzublicken. Man erzählt dies. Wir können nur nicht zugeben, daß Francia eine angeborne Grausamkeit besitzt.

Solche Erscheinungen, wie Nero und Francia, führen tief in die Schlupfwinkel der menschlichen Seele ein, wo das Ausgezeichnetste in Bildung und Phantasie oft mit Leidenschaften gepaart ist, für welche sich keine andre zureichende Erklärung finden läßt, als oft nur böse Laune der Einsamkeit und der Kitzel, gerade das zu versuchen, was die tägliche Gewohnheit unversucht läßt. In der Vorstellung Hamlets, bei gesunder Vernunft den Narren zu spielen, lag eine geheime Wollust für den dänischen Prinzen.

Allerdings ist ein so arbitraires, launenhaftes Regiment, wie das von Paraguay, ein Unglück für die Menschheit; aber man verberge sich nichts: eine Alleinherrschaft, vorübergehend wie die von Paraguay, eine Herrschaft des Genies und der Kraft, ist zur Zeit noch die glücklichste Chance der jungen Freiheit Südamerika's. England lernte seine Magna Charta erst durch die Tyranneien der Heinrich, Elisabeth, Jakob und Karl schätzen, erst durch langjährige falsche und ungerechte Citate wurde die Freiheit aus einer Abstraktion eine juristische Gewohnheit.

Südamerika hat das Interesse einer dauernden Zerspaltung: die Freiheit beglückt nur kleine Kreise. Diese unermeßlichen Länderstrecken müssen sich in kleine Distrikte theilen, wo sich die Freiheit anbauen läßt, wie der Kohl, den man unter seinem Fenster wachsen, blühen und gedeihen sieht.

Francia haßt die Monarchie als Prinzip; er haßt die Aristokratie; er ist ein Repräsentant jenes sonderbarsten aller Despotismen, der die Welt frei machen will mit Gewalt und glücklich mit Zwang. Er wirkt in seinem Lande Vortreff-

liches, Vorbereitungen für die blaue Zukunft, er betreibt die Kultur des Landes und der Geister, er will Menschen schaffen, welche der Freiheit würdig sind. Francia experimentirt. Er hält mit seinem Lande Schule.

Schon rückte es eine Klasse höher; denn der Handel mit dem Auslande ist seit einigen Jahren freigegeben: solche Konzessionen sind hier wie Noten, welche bei der jährlichen Prüfung dem Fleiße eines Schülers gegeben werden. Francia wäre glücklich, wenn er stürbe und könnte seine Schüler sich selbst überlassen; aber so fühlt er, daß sie noch immer nicht reif genug sind und mußte sich entschließen, noch in seinen hohen Tagen, in seinem siebzigsten Jahre, ein junges Mädchen zu freien, um einen Nachfolger erzielen zu können.

Man denke sich hier den alten Spanier, wie den Doktor Bartolo, mit rothen Strümpfen, lockiger Perücke und im langen Mantel: oder wollt Ihr einen edleren Vergleich, wie den alten Dogen Marino Falieri von Venedig, der als siegesmüder Löwe noch mit einer frischen jungen Gazelle spielt!

Er starb im Jahre 1840 in Folge einer überhandnehmenden Wassersucht.

Armand Carrel.

Athemlos, in einer ewigen Bewegung, drängen sich die Aeußerungen des politischen Lebens in Frankreich, so daß selbst der Umfang von Paris nicht groß genug zu sein scheint, für jede derselben einen hinreichenden Raum zu lassen.

Nichts ist dort vollständig: weder der Sieg noch die Niederlage. Jener muß darauf verzichten, Triumphe zu feiern; diese hält nur in der Stille ihre Leichenbegängnisse.

Auch für den Contrast ist nicht Raum genug da. Die Masse der Interessen, innerlich verwandt, oft nur ein Mehr oder Weniger, schattirt sich ineinander, so daß die Extreme durch eine lange Kette von Mittelgliedern das Unversöhnliche ihres Abstandes zu verlieren scheinen.

In jedem andern Lande würde eine Erscheinung, wie der große Prozeß des National vor der Pairskammer, entscheidende Folgen gehabt haben; überall, wo Raum ist, wo man noch athmen kann und nicht gedrückt wird von zahllosen Intriguen und Bestrebungen, hätte dies Schauspiel die öffentliche Meinung besiegt; denn im Contrast liegt für die Gemüther eine unwiderstehliche Wirkung, weil sie poetisch ist.

„Wir — die Männer des National!“ welche Brücke führt zu dieser stolzen Emphase, die Armand Carrel aussprach? Welche Verbindung gibt es, um mit dieser kalten Resignation zu unterhandeln? Namen, welche als Parlamentaire kommen wollten, werden durch diese Phrase, zusammengesetzt aus Stolz, Verachtung und Drohung, zurückgewiesen; Ereignisse, welche jenes schroffe Jenseits erobern möchten könnten es nur, wenn sie der Zukunft angehören.

„Wir — die Männer des National!“ ein Contrast, der überall siegen würde, der aber in Paris durch öffentliche Blätter, durch gesellschaftliche Berührungen und tausend Seiden der Freiheit gebrochen wird und nichts zurückläßt, als die Ordnung eines Tages und eine Besorgniß, welche leichtsinnig der Strudel der Begebenheiten wieder fortspült.

Man sahe damals wirklich einen Tag lang die Männer des National als eine repräsentirte Macht; umgeben von Bundesgenossen und Sympathieen, welche überraschen; eingerichtet, schlagfertig, nur des Augenblicks, der nicht fehlen kann, harrend: man sahe diese schroffen Verneinungen vor den Schranken des höchsten Gerichtshofes, die rechte Hand im Brustlatz, die Linke vornehm über den Rücken geschlagen; man sahe diese bleichen Antlitze, welche die Farbe der Kerkerwände, ihrer Heimath, trugen; diese scharfen und gepreßten Lippen, um welche hundert Verdicte serviler Geschwornen ein ironisches Lächeln unvertilgbar eingegraben haben; diese Relais und Vorposten einer Zukunft, die, wenn man sie nicht zu Fuß haben will, wie Mirabeau sagte, zu Pferd kommen wird; man sprach von diesen geheimnißvollen Physiognomieen einen Tag, tröstete sich, daß was kommen mag, unvermeidlich ist und kehrte zurück zu seiner Boutique, zu seinem Kinde,

das sich auf die Weihnachtszeit freute, zu seinen Gönnern, zu seinen Kunden, zu dem ganzen Statusquo des Augenblicks, der sich fortwälzen muß bis zu irgend einem großen Stegreifereigniß oder einem entscheidenden Zufall.

Für die Tausende, welche davon gewinnen wollen, ist das große Terrain so klein: der Eine hängt sich wie an einem Bergabsturze an den Andern, um sich wechselseitig fortzuschleudern; Jeder fühlt, daß der Boden unter seinen Füßen brennt und daß nur der fest steht, welcher sich bewegt; der Besitz ist fortwährende Eroberung oder Vertheidigung; die Existenz ist ambulant; noch ist die Zeit der Aufopferung nicht gekommen; die Contraste siegen nicht in Paris.

Der Kampf des Tiersparti und der Doktrinäre kann niemals zu positiven Resultaten führen, wenn nicht Unvorsichtigkeit wie bei geladenen Flinten aus dem Spiele Ernst machen sollte. Der Tiersparti mag von der gelehrten Miene der Doktrin belästigt sein; er mag es beleidigend finden, wenn die Doktrin bei jedem Streit erst eine Weile schweigt und sich dann vornehm erhebt, um die Frage auf ein ganz anderes Feld zu schieben; in Frankreich entscheidet aber nicht die Manier, sondern die Gesinnung.

Was könnte wohl der Tiersparti wollen, das die Doktrin nicht unterschriebe? Hat die Doktrin gegen den Tiersparti etwas Anderes im Schilde, als einen andern Ausdruck für dieselbe Sache? Kann der Tiersparti mit seinen halb napoleonistischen, halb bürgerlichen Manieren, mit seinen linkischen Complimenten, mit seinen Röcken von zwei Reihen Knöpfen, seinem kurzgeschnittenen, ungelockten Haar, mit seinen benägelten Stiefeln und der Unbeholfenheit, die ihn bei einem vornehmen Diner, wo er kleine Pasteten mit der Gabel ißt, lä-

cherlich machen — kann er mit diesem formellen Ingrimme irgend Etwas im Sinne haben, was die neue Dynastie in Verlegenheit setzte?

Ach, bei Leibe nicht! Nein, beide vereinigen sich in der Ansicht, welche sie von einer parlamentarischen Opposition haben; beide, Tiersparti und Doktrin, halten die Opposition für etwas nothwendig Bitteres, aber für den bittern Magensaft, welcher dem Staatskörper verdauen hilft. Radikal ist keiner von beiden gesinnt. Hier ist ein Kampf ohne Muth; ein Kampf, welcher die Sieger in Verlegenheit setzt. Die Doktrin täuscht sich hierüber nicht; sie erklärte längst, daß der Tiersparti nicht wagen wird zu siegen.

Die Doktrin spielt dem Tiersparti gegenüber eine Rolle, welche plötzlich für sie ein Interesse erregt hat. Wer sähe nicht mit Theilnahme auf Thiers, diesen geistreichen Roué, der das ganze Königthum in seiner Hand zu haben scheint, und der dennoch ihm so verhaßt ist, weil er seinen demokratischen Ursprung nicht abstreifen konnte, weil er alte burschikose Ausdrücke und Formen beibehielt und sich noch immer so benimmt, wie ein junger Schüler des Collège, der plötzlich einen Wechsel von Hause bekommen hat, sich mit seinen Kameraden einschließt und einige Tage lang seine Orgien feiert!

Es gab eine Zeit, wo Armand Carrel mit Thiers und dem Staatsrath Mignet die Namen der Freundschaft austauschte, wo ihre Schwüre gemeinschaftlichen Feinden galten, wo sie zusammen Luftschlösser bauten und sich wechselsweise belauschten, wie mit den wachsenden Barte die Illusionen schwanden.

Mignet, ruhig und gesetzt, von ängstlicher Besonnenheit, der pedantische Gegenstand der Späße des kleinern Thiers,

immer aufgezogen von seinen beiden Freunden, aber ein Mann von weiser Vorsicht, ein Meister des Styls, ganz plastischer Natur, ein Mann zu gut für die Dinge, denen er später diente.

Thiers, lebhaft, Räsonneur, Poltron, immer Widerspruch, heute das Gegentheil von dem, was er gestern war, nicht so tief und ergründend, wie Mignet, auch nicht so marmorn im Styl, aber empfänglich, ein leichter Arbeiter, mit einem genialen Instinkt für das Wahre oder auch nur für das Glänzende.

Carrel, vielleicht nicht so unterrichtet wie Mignet, nicht so geistreich wie Thiers, aber consequent, ein Mann der That, energisch, Meister seines Ideenkreises, Meister der Menge, imponirend durch den Willen und die moralische Macht der Wahrheit, welche elektrisirt, keines Menschen und keiner Meinung Sklave, auch nicht einmal Sklave der Republik, und doch auch ein Sklave — ein Sklave seiner selbst, ein Sklave seines Charakters!

Die Ereignisse lösten diesen Bund. Die Freundschaft verhüllte ihr Haupt und nahm weinend von ihren Jüngern Abschied: wie sich der edle Rüdiger von den Nibelungen wendet und sein Schwert verflucht, das er im Dienste Chriemhildens gegen seine Freunde und Schwäher führen muß.

Das Unglück dieser Tage macht unsre Herzen kalt und mit todten Mienen gehen wir aneinander vorüber, die wir uns liebten, damals, als es noch keine andre Partei für uns gab, als die der Freundschaft.

Armand Carrel wurde mit dem beginnenden Jahrhundert geboren. Seine Kindheit nahm die glänzenden Eindrücke der Kaiserherrschaft auf; die Phantasie mußte sich bei ihm früher

entwickeln, als die Meinung. Die Anbetung des Kaisers stei gerte sich mit der Reife der Jahre, denn das Schicksal Frankreichs fiel bald mit der sinkenden Größe des Mannes zusammen: die Liebe des Vaterlandes hatte keinen andern Ausdruck, als die Vergötterung einer unsterblichen Person.

Glanz der Nation, die Größe des Kaisers, die Begierde nach Ruhm, Alles fiel in Eins zusammen und auch in eine Thatsache zuletzt, welche die Wunder der Vergangenheit Lügen strafte und großen Anfängen ein kleines Ende gab.

Als Armand Carrel, wie viele tausend Jünglinge, sich stark genug fühlte, die Bahn der Ehre und des Todes zu betreten, waren die Adler der Nation zerbrochen, fremde Banner wehten im Lande und die Knaben, welche neben ihren Brüdern am Ebro und der Beresina liegen wollten, wurden abgewiesen; die Musketen, welche hinfort in Frankreich getragen werden durften, hatten die Sieger gezählt.

Doch wandte sich bald die Perspektive; es schien eine geraume Zeit hindurch nicht unmöglich, daß Frankreichs zerstampfter Boden eine neue Invasion zu fürchten hatte; die Jugend eilte zu den Waffen; auch Carrel entlief seinen Aeltern und ließ sich bei einem Regimente als gemeiner Soldat anwerben.

Seine Aeltern hätten ihn gern hinter ihren Ladentisch gestellt und ihn mit Maaß und Gewicht zu ihrer und der Kundschaft Diensten ausgerüstet; denn es waren ansehnliche Krämer, welche bei einem Tumulte ihre Boutique verschlossen und das Heil der Welt in guten Preisen des Indigo und Pfeffers suchten.

Die guten Leute waren untröstlich, sie schickten sich schon an, das ordinäre Mittel des Enterbens anzuwenden, als ihr

Ehrgeiz der Sache eine andre Richtung gab. Der Oberst des Regiments sprach von den vortrefflichen Anlagen des jungen Mannes, von Eigenschaften, welche ihn ganz für den Tod auf dem Felde der Ehre eigneten: der geschmeichelte Stolz widerstand nicht mehr. Carrel bezog die Militairschule von St. Cyr.

In diesem Institute sog die französische Jugend jene Grundsätze ein, welche später bei den Regimentern in Verschwörungen ausbrachen. Die alten Fechtmeister und Ingenieuroffiziere sprühten noch von bonapartistischen Ideen; die jungen Männer griffen sie auf und versetzten sie mit der Liebe zur Freiheit und Republik, welche in unserm Jahrhundert angeboren wird. Man verschmähte nicht den phantastischen Schmuck der Verbrüderung auf Leben und Tod, man hatte seine Erkennungszeichen, seine Symbole, seine eigene Art, die Hand zu geben, seine Stichwörter, wenn man Eingeweihten zu begegnen vermuthete. Es war ein Geist der Unruhe, um so gefährlicher, als sich zur Poesie noch die Einflüsterungen und das Gutheißen von Männern gesellten, welche durch ihr graues Haar das Unwahrscheinliche möglich zu machen schienen und das Verbrechen heiligten.

Auch war nicht Alles Unbesonnenheit, nicht Alles gekränkter Stolz, was die Jungen und Alten zusammenbrachte; sondern schon historische Einsicht in Frankreichs betrogene Geschichte, eine Ueberzeugung, welche theoretischen Ursprungs war und sich nur der Leidenschaften bediente, um Sympathie und Märtyrer für sie zu wecken.

Armand Carrel wurde Offizier des 29sten Regimentes. Die Militairverschwörung von 1820 verzweigte sich auch in diesem Corps; die Entdeckung derselben ging aber diesmal

noch schonend über dem jungen Republikaner hinweg, welcher früh die Vorsicht des Mannes entwickelte und von weisen Combinationen einen Vortheil zog, der der guten Sache immer zu Gute kommt.

Carrel wurde versetzt; doch brach seine Geduld zuletzt an der fortwährenden Vereitelung der patriotischen Absichten. Die geheimen Gesellschaften waren vom Verrath untergraben: die Decimationen verringerten ihre Streitkräfte und Carrel sahe ein, daß ein der Freiheit geweihtes Leben nicht unterhandeln müsse mit Hindernissen; wie so viel scheinbare Freunde der Unabhängigkeit ihre Unthätigkeit durch das Unmögliche zu beschönigen pflegen.

Seine Seele dürstete, den oft vorbereiteten und immer wieder von den Ordnern abgesagten Kampf gegen Tyrannei endlich zu bestehen, er verachtete den Egoismus der Freiheit, schwang sich auf einen kosmopolitischen Standpunkt und beschloß der spanischen Sache seinen Arm und seinen Tyrannenhaß zu weihen. Er ging nach Barcelona, kämpfte gegen die Glaubensarmee und ertrug unter Mina die Mühseligkeiten des spätern katalonischen Feldzugs.

Als diese Dinge scheiterten, wurde Carrel, obgleich in eine Kapitulation einbegriffen, doch in Toulouse zum Tode verurtheilt.

Die Schicksale haben in diesen Kämpfen oft wunderbar schnell gewechselt. Noch heute trifft es sich wohl auf der pyrenäischen Halbinsel, daß, nachdem an eilf Unglücklichen das Todesurtheil vollstreckt ist, für den zwölften die Flinte versagt und im ganzen Bereich so wenig Pulver vorhanden ist, daß man kein frisches auf die mörderische Pfanne schütten kann.

Ein prozessualischer Fehler rettete Carrel, seine Sache wurde revidirt und mit der Erfahrung, schon einmal mit dem Leben abgeschlossen zu haben, ging er nach Paris.

Wer sich nicht daran gewöhnt hat, in der nächsten Viertelstunde guillotinirt zu werden, wird in unserer gefahrvollen Zeit nie eine große Rolle spielen.

Nur diejenigen, deren Wandel eine ewige Verzichtleistung ist, sollten das Kreuz des heiligen Kampfes nehmen.

Die Censur und die imponirende Stellung des Ministeriums Villèle hatten die Revolution eine Zeitlang zurückgeschreckt in die Schlupfwinkel einiger Geheimbünde, noch mehr aber in die Museen der Gelehrsamkeit, wo an fremden Studien der Ueberdruß sich zerstreuete und an Geschichtsdarstellungen, welche Vergleichungen mit den laufenden Dingen zuließen, die Verzweiflung eine Art stiller Genugthuung fand.

Carrel schrieb eine Geschichte Schottlands und eine Darstellung der Contrerevolution in England unter Karl und Jakob II., von welchen die letztere eine Parallele seiner Zeit schien und vom Parteigeiste empfohlen wurde.

Die erstere veranlaßte bloß das Bedürfniß zu leben, wie auch Thiers damals seine Revolutionsgeschichte ohne großen Plan begann und nichts im Anfang damit liefern wollte, als eine kleine Nebenarbeit, welche der spekulative Buchhandel bei ihm bestellt hatte.

Trotz der beschränkten Presse erreichte die Journalistik ein seltnes Ansehen. Alles, was Kenntnisse und Geist hatte, trat in ihre Schaaren ein. Eine Aufopferung dieser Art, daß das Genie sich zersplitterte, sich dem kleinen Partisanenkriege anschloß und alle Tage wieder mit frischen Artikeln, welche

nur bis zum Abend Werth hatten, zur Hand war, sahe man jetzt zum ersten Male.

Die Journalistik, durch keine Niederlagen entmuthigt, lernte zuletzt auch siegen; denn die gesetzmäßige Opposition, welche unter Polignac in der Kammer bald die Oberhand erhielt, machte mit ihr gemeinschaftliche Sache, so daß die Journale in den Julitagen eine Macht waren, so positiv, wie Ragusa's Kanonen.

Der National, von Carrel, Mignet und Thiers abwechselnd redigirt, wagte noch nach den Ordonnanzen zu existiren; er lieferte die Protestationen der Kammer, heftete sich mit seinen begeisterten Aufrufen an die Straßenecken und gab sein Büreau als Ort der Berathung her. Carrel, der von seinen beiden furchtsamen Collegen verlassen war, entwickelte in dieser denkwürdigen Krisis ein seltenes Talent, Gegenwart des Geistes, Umsicht und einen militärischen Muth, welchen man der Literatur nicht zugetraut hätte. Der National war immer in der ersten Reihe, er schien aufzufordern, daß man ihn erst läse und dann zu Patronen benutzte. Er war noch bis in den August thätig, die Aufregung lebendig zu erhalten; bis zuletzt diejenigen hervortraten, welche sich bis jetzt fern vom Schauplatze gehalten und von den Siegen, die fremdes Blut gekostet hatten, für sich die Vortheile zogen.

Man muß sagen, der National war eine Zeitlang von dieser Wendung der Dinge überrascht; er hielt sich noch immer für den Schöpfer der Ereignisse, als sie schon ein fremdartiges Gepräge trugen, und erwachte von seiner Täuschung erst da, als die Zügel seiner Hand entfallen waren. Er verbiß seinen Schmerz, erholte sich von seinem Aerger, sich überlistet zu sehen, schlug Präfektur und Julidekoration aus, ver=

sagte dem neuen Königthum den Eid und begann gegen den 7. August und den 13. März einen Kampf, der noch dauert.

Die Zukunft Frankreichs, die Republik, trug bei ihren verschiedenen Propheten im Jahre 1834 nicht dieselbe Physiognomie.

Die Republik der „Tribüne" war keine Perspektive der Combination, sondern eine Tradition, eine blutige Erinnerung, eine ambulante Guillotine, welche mitten in das Gewirr des Tages hineinfährt. Es waren die alten Carmagnolen und Wohlfahrtsausschüsse, vielleicht ohne Blutgier, vielleicht nur Formen, die den Mangel neuer Begriffe ersetzen sollten. Die Republik der Tribüne war noch nicht constituirt, ihre Gesetze waren noch ungegeben, es war mehr ein historischer Enthusiasmus, der sie verkündete, ein Andenken, berauscht von dem großen Revolutionsprozesse früherer Tage, berauscht von den erhabenen Phrasen, welche damals noch unter dem Beile gesprochen wurden, berauscht von der Kunst des Todes, welche seit den christlichen Märtyrern nicht so meisterhaft gelehrt wurde wie damals. Die Tribüne fing keine Grillen über die Zukunft, sie war nichts, als eine Reaktion des Jakobinismus; sie spielte mit den alten Kokarden, Mützen, mit den Tages- und Monatsbezeichnungen, mit dem Dekadi und ähnlichen Nebensachen, welche bei ihr die Stelle dessen vertraten, was der Zukunft anheim liegt und ihr noch keine Sorge macht. Die Tribüne hat sich nicht halten können.

Der National beruht auf einem andern Calcul. Er hält die Zeit der Republik, wie sie in Frankreich schon gewesen ist, nur für einen transitorischen Zustand. Die damalige Republik war nichts als Revolution; sie stand unter der Tyrannei des Augenblicks; ihre Gesetze starben, wie in werdenden

Zeiten, immer schnell ab, sie hatte noch keine, sie war noch keine Republik. Das Todesbeil und die Proscription, für die „Tribüne" so nothwendig, weil sie die Republik mit der Revolution verwechselte, sind für das System des National unwesentlich. Es ist nicht Grausamkeit, wenn er bei den nothwendigen Opfern neuer Zustände stumm die Achseln zuckt: er vergleicht das Werdende wie Mirabeau mit den Kindern welche mit Schmerz aufwachsen unter **tranchées, maux de dens et rugissemens.** Der Uebergang vom Schlechten zum Guten ist oft übler, als das Schlechte selbst, aber er ist unvermeidlich.

Die Philosophie des National verbietet ihm auch zu konspiriren. Er überläßt den Durchbruch der Zähne, um in Mirabeaus Bilde zu bleiben, den Leidenschaften, dem Unverstande und vor Allem der heiligen Nothwendigkeit, welche nichts ungeschehen lassen wird und welche noch Niemanden betrogen hat, der sich auf die Höhe des Entwickelungsganges der Menschheit zu stellen wußte. Das wahre Geschäft des National fängt erst da an, wenn die Straßen vom Schutt der Zerstörung gereinigt sind, wenn die Tafel der Vergangenheit rein ausgelöscht ist und die Sehnsucht der Völker erwacht, an die Stelle des Alten Neues, für die zerbrochenen Formen andre und solche zu geben, welche die unabweisliche Glaubenslust der Gemüther befriedigen können.

Der National spricht nie von Trümmern, von Untergang, diesen gefährlichen Ausdrücken für Ereignisse, die auch seiner Positivität voran gehen müssen; er schiebt nichts auf die Bank einer künftigen Berathung, er schildert das Neue weder so, wie es gewesen ist, noch als etwas Unerhörtes, wovor die Menschheit erschrecken könnte, sondern als einen Zustand, in

welchem wir uns Alle so gleich stehen, wie jetzt, in welchem wir unsre kleinen Neigungen befriedigen mögen, wie immer, in welchem wir vom Leben alle die Vortheile ziehen, die uns so oft mit dem Schöpfer versöhnen, wenn wir nicht begreifen können, warum wir sind.

Sogar die tägliche Opposition des National, dieser ewige Widerspruch, der sich an jede halbe Maßregel der Regierung, an jeden Verrath der Vaterlandsehre, an die Tagesordnung in Paris anknüpft, ist nie ohne Position; jedem Ungeschick werden die Handgriffe vorgemacht, wie sie die Zukunft, wenn sie schon ihre Rechte hätte, zeigen würde. Nicht aus einer weiten Abstraktion, aus einem idealen Jenseits, für welches es keine Brücke gibt zum heutigen Leibgericht des Bürgers und zur guten Hoffnung seiner Ehehälfte, winkt der Vorwurf mit nebelhaften Contouren, sondern der National ist überall gegenwärtig, ist unterrichtet, ist Staatsmann auf eigne Hand, ist anständig und zulässig in gute Gesellschaft: er hat die Präcedentien des gegenwärtigen Ministeriums in Händen; er wird auch den zukünftigen so viel Seiten zeigen, daß ihnen es nicht unwünschenswerth scheinen würde, ihn an ihre Verlegenheiten anzuketten.

Wollt Ihr die stärkste Waffe wissen, welche im Kampf gegen die Autorität die Stelle der Kanonen vertritt, die uns nicht zu Gebote stehen?

Dies ist das Genie und die Unbequemlichkeiten für Jene, welche das Bedürfniß fühlen, alles Ausgezeichnete an die Spitze des Staates zu stellen und von dem Genie, das man gern den Gegnern abwendig machen möchte, abschlägige Antworten zu bekommen.

Wie fühlbar ist schon in Frankreich dieser Mißstand, wo

sich zwar Alles zu beeilen scheint, der zahlenden Autorität seine Dienste anzutragen; aber zugleich Dienste, welche nur im Vorüberflug dem Leistenden Vortheile abwerfen sollen, bis zur zwölften Stunde, so lange bis ihn das Gespenst der Impopularität vertreibt und er so viel gewonnen hat, daß er sein ferneres Glück der Börse anvertrauen kann!

Wie fühlbar in Frankreich, wo die höchste Gewalt mit so vielen abgenutzten Werkzeugen umgeben ist, wo die Juristen für die Marine und die Contreadmirale für die Diplomatie sorgen sollen!

Beurtheilt man den National nur nach dem Maßstabe der französischen Revolution, so wird man sehr rasch zur Hand sein, ihn nur eine wiederholte Auflage des Feuillantismus zu nennen. Dies ist eine große Ungerechtigkeit; denn die Gironde verbrach nicht an der Republik, sondern an der Revolution; der National aber übersieht die Revolution, weil es in menschlicher Berechnung nicht liegt, die Dinge zu bestimmen, wie sie werden und wodurch sie kommen.

Der Sache des „National," mit der wir seiner bonapartistischen Richtung wegen als Deutsche uns nicht besonders verwandt fühlen können, schadete unermeßlich der frühe Tod Carrels. Seine Nachfolger haben ihn nicht ersetzen können. Armand Carrel fiel im Jahre 1836 im Duell von der Hand Emile de Girardins.

Ancillon.

Selten bietet das Leben deutscher Staatsmänner einen biographischen Reiz dar. Es ist aus zu gleichmäßigen, zu nüchternen Elementen zusammengesetzt, es kommt erst dann in die Strömung der Zeit und des öffentlichen Lebens, wenn es das Greisenalter erreicht hat; ja oft ist selbst der höchste Rang, mit welchem ein deutscher Staat seine Diener bekleiden kann, gänzlich herausgerückt aus der Sphäre des allgemeinen und geschichtlichen Interesses, wie groß auch die stillen und bescheidenen Verdienste sein mögen, welche man sich mit ihm erwerben kann.

Ein heller Kopf, gute Studien, Protektion, wirkliche Vorzüge, welche der höhere Beamte bemerkt und uneigennützig belohnt, allmäliges Hinaufrücken, zuletzt die Altersprärogative; das ist der loyale Gang, welchen die deutschen, im Gehorsam gegen ihren Herrn ergrauten Staatsdiener fast alle gemacht haben. Dieser Gang ist friedlich, ohne Stürme, man hat Zeit, sich einen Privatcharakter für den Umgang nach beliebigem Gefallen zu bilden und darf darauf rechnen, für sein geduldiges Fortziehen der Staatsmaschine eine Menge geräuschloser,

kleiner Freuden zu genießen, seine Söhne heranwachsen zu sehen, seine Töchter an solide Eidame zu verheirathen, seine Wittwe zu versorgen und sonst die Zukunft und alle ihre Wechselfälle mit ruhiger Gewißheit abzuwarten.

Nimmt diese politische Idylle einmal einen Aufschwung, so hat man eine Commission in kürzerer Zeit beendet, als die Diäten gezahlt worden wären; man entdeckt ein Complott oder einen finanziellen Rechnungsfehler, mit welchem über das ganze System der vaterländischen Büreaukratie auf einen Monat hätte Verwirrung kommen können; man hat gesunde Staatsschuldentilgungseinfälle, geistreiche Reduktionspläne; man hat feine Manieren, diplomatisches Talent, man erhält eine zarte Mission an einen benachbarten Hof, um für hohe unverheirathete Personen eine Lebensgefährtin zu werben; dies sind die bedeutendsten Epochen und Einschnitte in das Leben eines deutschen Staatsmannes im Frieden.

Es kann sich lange von einem solchen Ereignisse in einer Familie eine Tradition erhalten, man kann die Orden und Geschenke aufweisen, welche bei solchen Gelegenheiten von den Ahnen verdient wurden; doch lächelt dazu die Geschichte, deren Gedächtniß bestürmt wird von den großen Begebenheiten, die nicht einmal an dem Rande ihrer ehernen Tafeln viel Raum übrig hat für das, was doch immer nichts Anderes ist, als Erfüllung seiner Pflicht und Ausführung dessen, was Niemand auszuführen unterlassen darf.

Sie thun alle, was sie müssen; und dies ist angeschrieben ohne Zweifel im Buche des Lebens, auf welches das Buch der Geschichte zu verweisen pflegt, wenn man in diesem etwas vergeblich sucht.

Die kleinen constitutionellen Staaten fordern allerdings jetzt das Talent heraus und geben Raum für Kräfte, welche die Anciennität überspringen. In Oesterreich wird nur eine glänzende Aristokratie an die Spitze der Verwaltung gestellt: alte, historische Namen, bei denen es immer eine Auszeichnung ist, wenn ihre Talente das Privilegium der Geburt einholen und sie das in der That sind, was sie zu sein — keine Verpflichtung haben. Hier lauscht die Geschichte und zeichnet sich manche Thatsache auf. Die preußischen Staatsmänner konnten früher selten größer sein, als ihre Verhältnisse, da die letztern unverrücklich vorgeschrieben sind: eben die liberale Zulassung aller Stände in die Carrière schwächt die Vorsprünge, welche Einer vor dem Andern gewinnen konnte; weil Preußen auf der einen Seite keine im Vorgrunde stehende, reiche und massenhafte Aristokratie hat, so gibt es keine natürliche, mit der Geburt gegebene Prädestination für das Verdienst und den Ruhm; und weil es auf der andern Seite ohne Oeffentlichkeit, Verfassung und Repräsentation ist, so gibt es auch dem talentvollen Emporkömmling, dem Genie keine Anwartschaft, wenigstens nicht eher, als bis mit dem grauen Haar und der langen Entnervung durch die Büreaukratie und Collegialverwaltung das Feuer abgekühlt und das Außerordentliche in eine gemäßigte, wenn auch manchmal geistvolle Auffassung seiner Dienstpflicht verwandelt ist.

Neben diesen jüngern Staatsmännern finden sich noch zahlreiche Reste von Preußens historischer Vergangenheit; Namen, deren Anfänge sich in verworrene, dann unglückliche und zuletzt glänzende Begebenheiten verlieren, von welchen einige schon damals Hauptrollen übernommen hatten, andre durch den Conflikt der Umstände in Stellungen gekommen

sind, die ihnen das Fortschreiten auf einer sonst verschlossenen Bahn ungemein erleichterten.

Hier fehlt es nicht an manchen charakteristischen Zügen, an kleinen überraschenden biographischen Wendungen, an Lebensschicksalen, welche man mit Theilnahme verfolgt, weil sie die Erwartung spannen, das Unglaubliche wahr machen und mit so vielen Ereignissen zusammenhängen, an welche die Erinnerung mit einem angenehmen Wohlbehagen, mit einer gewissen stolzen Genugthuung und dem Gefühle, wie das Gegenwärtige dem Vergangenen überlegen ist, heraustritt.

Die Schicksale dieser Männer verlieren sich zuletzt in die Regierung Friedrich Wilhelms II., welche ihres unparteiischen und unterrichteten Geschichtsschreibers noch harrt; in eine Zeit, wo der preußische Staat eine Verlassenschaft des Ruhms und des Genies war, wo man zum ersten Male in der Monarchie anfing, die Personen von der Maschine zu emanzipiren, das Talent von der Cabinetsdiktatur Friedrichs II., den Geist von der todten und starren Form.

Die Geschichte weiß, daß von dieser erwachenden Freiheit diejenigen den meisten Gebrauch machten, welche sie nicht verdienten: es war damals die Zeit der Rotüre, der Gunst, der Hintertreppe, die Zeit des Sieges einer glücklichen Stunde; man kann darüber im Urtheil nicht so streng sein, denn die Wiedergeburt des preußischen Staates, die Auflösung der alten knöchernen, tyrannischen Formen von Sanssouci ließ sich durch diese Periode der Günstlinge am besten an. Welche Menschen sind damals an das Ruder der Gewalt gekommen! Sie verdienten es nicht; aber sie rissen das Herkommen ein, welches Preußen an das Militair und den Adel verkauft hatte, sie halfen das Vorurtheil gegen ihren Willen bekämpfen und

machten dem demokratischen Elemente Raum, welches später den Staat gerettet hat.

Es war damals leicht in die Geschäfte zu kommen; die Minister waren zum großen Theile Militairs, welche sich die Kenntnisse, die sie selbst nicht besaßen, von Andern leihen mußten; die Freiheit der Presse kam dem Talent und der Vaterlandsliebe zu Hilfe; die Literatur hatte noch ein imponirendes Ansehen, einen Reiz der Neuheit, eine Herrschaft über die öffentliche Meinung, welche die politische Autorität verführte, sich mit ihrem Glanze zu bekleiden; man hörte, da der Zusammensturz des Ganzen immer näher kam, auf die Vorschläge des Privatmannes; ein geistreiches Memoire, das man heute wie aus der Luft gegriffen betrachten und vornehm zurückweisen würde, fand damals Theilnahme und beschäftigte die Aufmerksamkeit der höchsten Personen.

Als die Schlacht bei Jena das Schicksal des Staates entschieden hatte, steigerte sich diese Achtung vor der Oeffentlichkeit immer mehr; denn wer hätte damals, als die schwatzhafte preußische Literatur von 1806 aufkam, nicht behauptet, daß wenn Er am Ruder gestanden, die Dinge eine bessere Wendung genommen hätten? Jetzt glaubte man, daß der Lieutenant, Jakobiner, Schauspieler und Glashändler Heinrich von Bülow ein großer Feldherr geworden wäre und beklagte es, ihn im Gefängniß von Riga haben sterben zu lassen. Jetzt wurde sogar Julius von Voß aufgefordert, Preußen zu retten, indem er Berlin durch die Moräste von Wusterhausen unter Wasser setzen sollte. Man suchte das einzuholen, was man glaubte versäumt zu haben, die Appellation an die Masse, an das Talent, an den Zeitgeist.

Unter dem Ministerium Stein feierte die Humanität einen

ihrer seltensten Triumphe. Man sahe einen Staat, erschöpft in den alten wurmstichig gewordenen Mitteln der Regierungskunst, sich der Natur und dem lebendig strömenden Volksgeiste hingeben; eine Verjüngung im frischen Blute der Demokratie, eine Huldigung, die bis zu dem zweiten Einzuge in Paris dauerte. Unter Hardenberg noch war es möglich, gegen sein Alter und seinen Stand bevorzugt zu werden. Hardenberg brachte noch eine Anzahl von Satelliten der Gunst in die Verwaltung; seitdem aber ist wieder Regel und militairische Gewohnheit auf alle Ressorts der Maschine übergegangen. Die Staatsmänner dieser neuen Schule bieten vielleicht einmal später Stoff zu einer besonderen Charakteristik: jetzt aber nur die Männer, deren Jugend in das alte Regime fiel, und zu welchen, wenigstens dem Alter nach, jener Namen gehört, dessen Talenten und Lebensschicksale diese Skizze gewidmet ist.

Jean Pierre Frédéric Ancillon wurde in Berlin als ein Nachkomme ehemaliger hugenottischer Refugiés geboren. Seine Familie stammte aus Metz und zählte in ihrem Schooße einige Männer, welche gegen die Intoleranz des Zeitalters der Dragonaden und der Tartüffes sich mit Nachdruck stemmten und sich unter den Genossen ihres Glaubens und ihrer Schicksale ein ausdauerndes Gedächtniß erworben haben. Wer den besondern Geist dieser jetzt in deutsche Sitte immer mehr übergehenden Kolonie kennt, kann für den jungen Frédéric eine Constellation seiner Zukunft stellen, welche damals in der Situation und den Zeitumständen für einen Sprößling der Kolonie immer die günstigste war.

Man denke sich eine durch gleiche Erinnerungen und gleiche Interessen zusammengehaltene Landsmannschaft, welcher es gestattet blieb, in ihren eigenen Manieren und Hausgesetzen

fortzuleben. Diese Emigranten hatten einen Vorsprung vor dem neuen Vaterlande voraus, in Wissenschaften und Indüstrie, welche ihnen schnell die Reichthümer verschafften, die ein anderer Theil von ihnen aus Frankreich mitgebracht hatte und welche, durch Verheirathung und Wohlthätigkeit fast zu einem Gemeingut geworden, die Unterlage und Rechtfertigung einer Achtung wurden, die ihnen von allen Seiten entgegen kam. Aus dem Geburtslande des feinen Anstands hatten sie eine Convenienz herübergebracht, mit welcher sie sich unter einander auszeichneten und welche doch niemals in die Frivolität der französischen Mode ausartete, da sie von dem eigensinnigen, etwas mürrischen und aschgrauen Geiste des Calvinismus gemildert wurde. Der Begriff eines saubern und reinlichen Charakters, einer spiegelblanken Glätte des Gemüthes und einer von aller Excentricität entfernten, immer mäßigen Spannung der Seele ist niemals so vollendet ausgebildet gewesen, als ehemals in den Cirkeln der Berlinischen Hugenottenkolonie. Niemals hat man die Gegenseitigkeit conventioneller Pflichten so glücklich abgewogen und in den Umgang zugleich so viel Freiheit und Gesetz gebracht, wie damals. Noch heut unterscheidet sich ein junger Mann aus der französischen Kolonie auffallend von jedem andern Berlinischen Jüngling. Dort Erziehung, hier Dilettantismus; dort ein gewählter, bestimmter, etwas altkluger Ausdruck, der sich früh in der Familie bildete, hier endlose Geschwätzigkeit oder blödes und unbeholfenes Benehmen; dort immer etwas Pedantismus, ein gewisses Calvinistisches Air aus dem Collège, feine Manieren, Unterordnung gegen das Alter und Tendenz nach dem Vornehmen hin; hier die Eigenschaften, welche oft gänzlich entgegengesetzt sind.

Unter Friedrich II. waren die Aussichten für die Kolonie noch glänzender, da die Neigung des Königs mit ihren Landsleuten sympathisirte und sie noch immer den Stolz besaß, sich für ein verlornes und verschlagenes Stück von Frankreich anzusehen, mit demselben Ruhme, mit derselben Aussprache, mit derselben Literatur, welche der undeutsche Friedrich vergötterte. Seit der König sogar den später so einflußreichen Cabinetsrath Lombard als einen jungen schüchternen Menschen, der die Fähigkeit hatte einen französischen Brief zu schreiben, aus dem Collège herausnahm, mußten sich die Hoffnungen der Kolonie steigern. Lombard, wenn er weniger frivol und ausschweifend gewesen wäre, würde vollkommen den Charakter der Kolonie repräsentirt haben; denn er war ehrgeizig, er beneidete die französische Literatur um ihre Heroen, dichtete Chansons und kannte keinen größern Stolz, als eine Tragödie zu schreiben, welche mit Voltaire wetteifern sollte und die er, nach seinem Unglück in Stettin, vielleicht wirklich Muße gehabt hat, zu vollenden.

Ueber alle diese Dinge sahe aber Frédéric Ancillon hinweg; er erhielt von seinem Vater, einem geistvollen und gelehrten Manne, die trefflichste Erziehung und bildete sich für das geistliche Fach aus, das von seinen Landsleuten noch jetzt immer für einen Lebensberuf gehalten wird, den sie mit Wärme und Eifer bei den Ihrigen unterstützen zu müssen glauben.

Man kann die Einrichtung des französischen Seminars, in welchem die künftigen Lehrer der Kolonie ihre Bildung erhalten, nicht von allen Seiten lobenswerth nennen. Sie schließt ihre Zöglinge von der lebhaften Theilnahme an dem

wissenschaftlichen Progreß des Landes, das jetzt ihre Heimath geworden ist, mehr als billig aus; sie wacht über eine alte Tradition von den theologischen Wissenschaften, die enger mit dem orthodoxen Katheder von Genf zusammenhängt, als die lange Entfernung der Zeit gut heißen möchte; man kann nicht sagen, daß durch eine hinter verschlossenen Thüren gegebene, dem Auge des Lehrers überall so nahe Unterweisung die Selbstständigkeit im Denken und Forschen bei jenen jungen Männern besonders begünstigt wird.

Doch befreite sich ein heller Kopf wie Ancillon bald von diesen beengenden Schranken und fragte sich, ob denn die Zeit nicht hinausgekommen wäre über Pascal, Bossuet, Mabillon und Malebranche? Er kämpfte mit der angeborenen Verehrung dieser hohen Geister, die um so natürlicher ist, je weniger die Theologen und Philosophen in Deutschland je eine solche Meisterschaft der Darstellung erreicht haben, wie jene. Einem Franzosen, begabt mit so feinen Geschmacksnerven für die Reize des Styls, mußte die hölzerne Ausdrucksweise der Deutschen, wie sie auch noch die kritische Philosophie entstellte, Ekel verursachen: noch mehr, wenn er die Beredsamkeit für ein der Theologie nothwendiges Studium hält, wie konnte er Vertrauen fassen zu jenen hohlen aus Zelotismus und Ungeschmack zusammengesetzten Lehren der orthodoxen lutherischen Geistlichkeit oder selbst zu der deistischen Gewandtheit Tellers, Zöllners und Spaldings, deren Leistungen nicht auf Gesetze und Kunst, sondern auf ein glückliches Naturell sich gründeten oder die doch immer eingestehen mußten, daß für sie der klassische Ausdruck des Bischofs von Meaux unerreichbar blieb? Ancillon horchte mit Theilnahme in die philosophische Revolution hinein, welche

mit Kant über Deutschland kam und entschied sich für die Gironde derselben, für die Philosophie Jakobis.

Das Princip der Unmittelbarkeit mußte einem Geiste zusagen, der sich von dem kalten Deismus seiner Zeit mit Unbehagen abwandte und von Dogmen, welche er auf sich beruhen ließ, wenigstens an die lebendige Kraft des Christenthums und die Wahrheit, welche sie für das Gemüth haben, appellirte. Jene wunderliche Zeit, wo die Leute ihre Köpfe so anstrengten, daß Mendelssohn gestand, er müßte nach seinen schweren Forschungen manchmal die Ziegelsteine auf den Dächern zählen, um sich nur wieder zu sammeln, ging mit allen ihren Erscheinungen an Ancillon nicht ohne Revolution vorüber; doch war er Feind des Formalismus und scheute sich vor den Systemen, die sich blutige Schlachten lieferten und in einen unerträglichen philosophischen Terrorismus ausarteten.

Noch mehr aber, als die Philosophie, wirkte auf den jungen Geistlichen die Geschichte.

In welche stürmische Zeit fiel hier eine Jugend, welche so viel versprach! Die französische Revolution konnte für den aufgeklärten Theil Deutschlands nicht aus den Wolken fallen; schon ihre ersten Erscheinungen mußten ein höheres Interesse aufregen, als das einer bloßen Neuigkeit. Die Revolution war in ihren Prinzipien wahlverwandt mit jeder freien Ansicht des damaligen europäischen Staatssystems, mit den Ahnungen der Humanität. Sie riß die öffentliche Meinung von ganz Europa hin und die stärksten und lebhafteren Geister verfolgten sie auch da noch mit Ergebung, als die Interessen sich in ihr schon so durcheinander wirrten, daß nur

die physische Gewalt der Leidenschaft die ihrigen zu retten vermochte.

Nirgends herrschte so viel Sympathie für die Ideen, welche jenen großartigen Ereignissen zum Grunde lagen, als in der Hauptstadt Preußens, wo selbst die höhere Gewalt (ich erinnere nur an den Minister Hertzberg) der Revolution mit Theilnahme folgte, ihrem Prinzipe huldigte und selbst da noch, als der Schrecken statt des Gesetzes zu regieren anfing, diese blutigen Bewegungen mit weiser Mäßigung würdigte, die Unüberwindlichkeit des demokratischen Prinzips anerkannte und jede bewaffnete Intervention, jede Unterstützung der Rache bei den Ausgewanderten nachdrücklich widerrieth.

Man kann sehr bestimmt die Gränze angeben, bis zu welcher die französische Revolution von den mäßigen und aufgeklärten Männern Deutschlands, von einer so philosophischen Weltansicht, wie die Ancillons war, gebilligt wurde. Sie sahen ja die Tendenz Frankreichs zu einer blutigen Zukunft schon mit der glorreichen Regierung Ludwigs XIII., mit der Ausbildung der souverainen Gewalt durch Richelieu und Mazarin anbrechen; sie gaben in der allmählig sich vorbereitenden Gährung dem bestrittenen, dann abgeschafften, dann wieder eingesetzten Remonstrationsrechte der Parlamente seine rechte Stellung und berechneten, ohne der Geschichte einen fatalistischen Calcül aufzuzwängen, alle die bewiesenen Thatsachen während der Regentschaft und der Regierung Ludwigs XV., die Thatsachen der Politik, der Literatur und der Sitten, welche das zündbare Fundament der großen zeitgenössischen Begebenheit wurden.

Wir streiten hier nicht über Ancillons fernere Ansicht der Revolution, nach welcher ihm zwar der Ausbruch derselben

unvermeidlich schien, aber ihre Folgen nur durch den Fehler, den man beging, indem man sie zu regeln unterließ, herbeigeführt sein sollen; erwähnen sie aber, weil sie deutlich die praktische Richtung, welche Ancillons Geschichtsstudium nahm, erkennen läßt. Seine Ansicht von der Revolution ist mehr die eines Geschäftsmannes und Publizisten, als die einer philosophischen, fast möchte man sagen, superstitiösen Abstraktion, welche die Dinge geschehen läßt und nichts in ihnen sehen will, als eine blinde Nothwendigkeit.

Ancillon schloß sich frühe jenen Schriftstellern an, welche nicht wie Burke mit einem gewissen Instinkt des Abscheues und mit Leidenschaftlichkeit gegen die neue Ordnung der Dinge in Frankreich auftraten, auch nicht wie Barruel und Robinson welche in Allem, was jenseits des Rheins geschah, Machinationen einiger Privatmänner, der Freimaurer und Illuminaten sahen; sondern welche, wie Gentz, die Revolution in ein Werk der Geschichte und der Leidenschaft, in blinde Nothwendigkeit im Anfang und moralische Imputation am Ende theilten. Die historische Schule von Koch in Straßburg begann zuletzt eine Art von vergleichender Revolutionsgeschichte. Man kann sagen, daß Ancillon dieser Ansicht, aus welcher auch Schöll hervorging, am verwandtesten ist.

Er bereiste in den Schreckensjahren die Schweiz und Frankreich, nachdem er schon vorher als Lehrer der Geschichte bei der Militairschule in Berlin angestellt war. Es ist nicht seine Schuld, wenn die jungen Fähndriche und Cadetten einst nach dem Tage von Jena Leonidas und Curtius vergessen hatten, wenn sie statt Türenne und Friedrich dem Großen auf der Karte zu folgen, sich lieber von dem Geiste der Insubordination anstecken ließen, welcher durch die Gendarmerie=

offiziere in Berlin verbreitet und von einigen hohen Personen damals aus übel verstandner Genialität genährt wurde.

Die Auflösung nahte sich schnell: sie hatte schon die Sitten ergriffen, sie griff jetzt auch die Institutionen, den Ruhm und die glänzenden Traditionen eines ganzen Jahrhunderts an. Preußen mußte bei der Wendung, welche die Revolution genommen hatte, bei den Siegen, welche die Adler einer neuen Nation und die Entwürfe eines jungen militairischen Genies krönten, ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale der Geschichte legen.

Aber wo es hernehmen? Aus einer Vergangenheit, für welche die Gegenwart keine Beweise mehr hatte? Der Abgrund öffnete sich und übermüthig, blind, pochend, schwatzend, unbedacht und drohend stürzte man hinein.

Von der Armee war am wenigsten zu hoffen, obschon die alten Generale derselben glaubten, Napoleon wäre nur in die Welt gekommen, um sich von ihnen schlagen zu lassen. An Tapferkeit oder wie man es damals nannte, Bravour fehlte es nicht. Ancillon verkehrte selbst in dem Hause eines Prinzen, den die Natur zu ihrem Liebling geschaffen zu haben schien, der tapfer wie ein Held der Sage und auch gebildet wie ein Ritter der Tafelrunde war, aber jene Mäßigung und Sophrosyne nicht kannte, welche allein fähig macht, zu siegen oder das Unglück mit Würde zu ertragen, beim Prinzen Louis.

Ancillon sah von dieser Zeit an wohl ein, daß alle diejenigen, welche sich anheischig machten, den Staat zu retten, nur entweder für ihre Leidenschaften einen glänzenden Vorwand suchten oder in den andern Sphären von einer hohlen, im Räsonniren begriffenen Verbesserungsmanie getrieben wurden. Er wählte den richtigsten Weg und schloß sich mit der

Achtung, welche man dem Unglück schuldig ist und der Loyalität, welche an die Schicksale des Königs das Loos des Vaterlandes knüpfte, an die Familie des Herrschers an, welche sich der Ergebenheit der alten Provinzen anvertraute. Ancillon wurde Staatsrath und Erzieher des damals eilfjährigen Erben der preußischen Monarchie.

Es gab damals in Berlin eine Philosophie, welche durch Kiesewetter repräsentirt wurde. Kiesewetter gab sich damit ab, die Kantische Philosophie zu trivialisiren, und behauptete in den Straßen Berlins eine Reputation, welche er mehr seinen bequemen Manieren und seiner Stellung verdankte, als einer besondern Fähigkeit, welche seinen flachen Geist ausgezeichnet hätte. Kiesewetter milderte den Ernst der Philosophie, er lehrte, wie Seneka, eine Wahrheit, welche zuweilen an den Scherz und die Leidenschaft ein kleines Zugeständniß machte; er zog es vor, statt am Hofe den kategorischen Imperativ zu vertreten, für kleine Vergnügungen zu sorgen und arrangirte Bals masqués, Pompzüge und dergleichen, wobei ihn Hofrath Hirt, gleichfalls Hofpädagog, unterstützte.

Der Ernst der Zeit machte diesen Resten des alten Regimes ein Ende; Ancillons puritanische Strenge stach gegen die Vergangenheit grell ab; Prinzenerziehung wurde wieder ein Ideal, über das man mit Enthusiasmus und Entsagung nachdachte. Die Hoffnung des Vaterlandes war in des Erziehers Hand gegeben und die Zukunft Preußens, wenn sie an Ancillon die stumme aber beredte Frage richtete, ob er die Wissenschaft und Geschichte, die Achtung vor Herrscherpflichten und den Beruf, Nationen zu beglücken, in ein Herz, das der Welt schlagen will, gepflanzt hat, kann ihn für alles das ver-

antwortlich machen, was in der Erziehung nicht aus dem Naturell hervorgeht.

Ancillon, nachdem er zum Mitgliede der Akademie ernannt war, begleitete seinen Zögling in den spätern Jahren des Ruhms nach Paris, wo er die Genugthuung hatte, von französischen Gelehrten collegialisch begrüßt zu werden, so daß er als Theilnehmer zweier Literaturen gelten kann.

Mit dem Frieden zurückkehrend trat er endlich in die Dienste des frischen und erneuten Staates und wurde dem auswärtigen Ministerium, später auch dem Staatsrathe beigesellt.

Ancillon trat darauf in jene Commission, welche die Verfassung, die Preußen noch bis 1840 zu erwarten hatte, entwerfen sollte. Die Resultate derselben sind noch unbekannt und wir zweifeln, ob Ancillons persönliche Meinung in ihr das Uebergewicht erhalten hat. Später hat Ancillons Ansicht gesiegt. Ancillon achtet die Constitutionen, welche auf einem historischen Fundamente liegen, wie die englische; doch als Anhänger einer unbeschränkten Souverainität mißbilligt er es, wenn die Regierungen eine Gewalt, die sie historisch besitzen, aus eigner Großmuth theilen und einer Repräsentation aus dem Stegreife davon abgeben. Was wir Forderung des Zeitgeistes und öffentliche Meinung nennen, kümmert ihn nicht; denn er sieht, wie er ausdrücklich sagt, in jener nur den unnützen Neuerungstrieb sogenannter „unbefugter Schreier", die Unruhe einer Hand voll Menschen, welche eine schlechte Erziehung genossen haben; an dieser aber achtet er nur ihre negative Seite, wenn die Zurechnungsfähigen in einer Nation durch ihr Stillschweigen die Handlungen der Regierung zu mißbilligen scheinen. Wenn

von einer preußischen Constitution die Rede ist, so will Ancillon nichts darunter verstanden wissen, als was schon da ist in jener Monarchie, und versteht sich nur zu einer Zugabe von gleichsam freiwilligen Beamten, welche das Volk ernennen und in die Hauptstadt schicken mag. Dies Supplement der Regierung solle die Behörde unter dem Namen von Ständen constituiren und ihm einen consultativen Antheil an der Gesetzgebung gestatten, ohne Initiative.

Natürlich war dies nur eine persönliche Ansicht, welche das Gesetz über die allgemeinen Reichsstände, statt zu vollziehen, umging, die Ansicht eines Gelehrten, welcher seine eigne Theorie des Staatsrechts hatte, die Ansicht eines Beamten, welcher Gelegenheit hatte, in den schönen Mechanismus der Regierung einzusehen und keine Lebensäußerung für zuverlässig hielt, als die mit Controle und im administrativen Sinne. Zur Erhärtung seiner Stimme kam allerdings das Zweikammersystem, das in Deutschlands kleinen Staaten improvisirt wurde und in Preußen keinen Beifall fand, weil man es für sonderbar hielt, auf kleinem Terrain von einem erhaltenden und einem bewegenden Prinzipe zu sprechen; ferner die Unmöglichkeit, dem preußischen Staate eine Vergangenheit, welche er nicht besitzt, eine Aristokratie, welche mit ihrem Grundbesitz eine imposante Stellung einnähme, einen gewissen gothischen Modergeruch zu geben, welchen die Aufklärung Friedrichs des Großen schon vertrieben hatte. Doch haben sich alle diese Dinge seither geändert. Ancillons Ansicht war wirklich keine bloß wissenschaftliche, sondern die Prophezeiung künftiger Fakta, die zwar für den gothischen Modergeruch hinlänglich gesorgt und doch keine Verfassung gegeben haben.

Die Restaurationsperiode von 1815 — 1830 forderte

die auswärtige Politik der Staaten wenig heraus. Es war das Zeitalter der Polizei: die Diplomatie konnte ruhen in einer Zeit, wo die Staaten einen neuen Gegner, statt Napoleons die Revolution, kennen zu lernen anfingen, wo man nicht nöthig hatte, Vergrößerungssucht, den Ehrgeiz eines Nachbars oder die Intrigue der Allianzenpolitik zu beaufsichtigen oder zu überlisten. Dieser Zustand ermunterte Ancillon wieder zu schriftstellerischer Thätigkeit.

Die damalige philosophisch-theologische Aufregung bestimmte ihn, in den heftigen Debatten des Tages seine Stimme abzugeben. Die Philosophie nahm ihre Fragen da wieder auf, wo man sie vor zwanzig Jahren gelassen hatte; und in Berlin erhob sich die Hegelsche Lehre mit so vielem Glücke, daß Alles über Seyn und Nichts philosophirte. Jung und Alt that es der Mode nach; man fing an, sich als sich selbst zu setzen, sich zu negiren, dann sich wieder zu vermitteln und dies logische Kopfüber etwas länger fortzusetzen, ehe man wieder zu sich selbst zurückkehrte.

Ancillon nahm seine Modifikationen der Jakobischen Philosophie wieder auf. Seine Resultate haben keinen systematischen, wohl aber einen polemisch-negativen Werth. Er nahm die Existenzen unter das Prisma der Vernunft und begnügte sich damit, die mannichfache Strahlenbrechung desselben wiederzugeben und die Farbenschattirungen zu verfolgen. Ancillon's Prinzip ist das der Wechselseitigkeit in der Methode; er wägt die verschiedenen Erscheinungen der Existenzen ab und findet die Wahrheit gleichsam in einem juristischen Prozeß, in der wechselseitigen Gerechtigkeit des Einen gegen das Andere. Was bei Jakobi unmittelbarer Glaube ist, das fixirt Ancillon als einen intellektuellen Instinkt,

welcher durch mannichfache Bewußtseyns-Zustände zur Vernunft sich erhebend die Philosophie macht, indem die Vernunft mit den Existenzen gleichsam multiplizirt wird.

Jakobi philosophirte, um gewisse Dinge, welche für ihn primitiv waren, zu retten; Ancillon läßt nichts in dem Zustande, wo die Dinge so zu sagen nur der Wunsch sind, daß sie wären, sondern sucht sie zu beweisen. Er verachtet die Natur nicht, wie Jakobi; wenn sie diesem eine Verdunkelung Gottes ist, so ist sie bei Ancillon eine Hülle desselben; sie hat bei Jakobi in ethischer Beziehung negativen, bei Ancillon aber positiven Werth.

Ein außerordentliches Ereigniß der Zeit brach plötzlich diese Untersuchungen ab. Ancillon, welchen sie wieder in das Gebiet der Geschichte und Politik zur Vermittelung der Extreme geführt hatten, mußte sich dem politischen Schauplatz mit aller Energie zuwenden; er übernahm in dem ersten Jahre nach der Julirevolution das Portefeuille der auswärtigen preußischen Politik.

Nur wer in den faktischen Folgen der neuesten Bewegungen unsrer Zeit nichts sieht, als die Erfolge einiger verbrecherischen Leidenschaften, oder sich dem Glauben hingeben kann, alle Thatsachen des Augenblicks könnten durch die Reaktion einer nähern oder entferntern Zukunft rückgängig gemacht werden, nur der wird läugnen, daß ein großer Theil von Ancillons politischen Behauptungen durch die Erfahrung **nicht** bewiesen worden ist. Die Einwendungen der Conservativpartei gegen die der Bewegung waren so gut Hypothesen, wie ein großer Theil der Träume, mit welchen sich die letztere schmeichelte, auf Rechnung ihrer Einbildungskraft kommen mag. In der Stimmung und Laune, welche die

Freude über gelingende Coercitivmaßregeln veranlaßt, entfällt selbst der Besonnenheit und tiefern Einsicht in den Lauf der Geschichte oft ein Urtheil, gegen welches schon die nächste Zukunft eine Protestation einlegt, die um so siegreicher, je faktischer sie ist. Kein Faktum steht aber sichrer, als das, welches von beiden Partheien anerkannt wird. Und die preußische Politik hat somit anerkannt, was ihre Partheigänger, die berufenen wie die unberufenen, vorher in die heftigste Abrede gestellt hatten. Die Stellung, welche Preußen seit der Julirevolution nach Außen annahm, war als eine friedliebende zwar zunächst aus persönlichen Stimmungen hervorgegangen; allein noch mehr wurde der Friede geboten, nicht durch das Prinzip, mit welchem der Friede stritt, sondern durch die Situation und eine Verrechnung der Umstände, deren Schuld die Vergangenheit hätte bezahlen müssen. Ganz Europa hat gestanden, daß es von den Ereignissen in Frankreich überrascht worden ist. Wird Preußen allein sagen wollen, daß die Dinge ihm nicht neu waren?

Die Mäßigungspolitik war, dem Monarchen gegenüber, damals eine Huldigung, dargebracht seinem milden und versöhnlichen Sinne; den preußischen Publizisten aber gegenüber eine Demüthigung, welche zu verrathen schien, daß man sich auf einer falschen Combination ertappt hatte und durch Temporisiren nur Zeit gewinnen wollte, seine frühern Meinungen zu berichtigen.

Die auswärtige preußische Politik seit der Julirevolution läßt sich in drei Perioden eintheilen: zuerst die Ueberraschung, dann ein endliches Orientiren in den Begebenheiten, Festigkeit und Takt, welche Vorzüge um so leichter zu erringen waren, je mehr die Umstände eine Allianz mit dem Norden

zu gebieten schienen; später, wo die neue Ordnung der Dinge in Frankreich sich mit der alten assimilirt hatte, wo der eine revolutionaire Schlauch, welchen Aeolus auf Europa öffnete, in seinem Inhalte so vertheilt ist, daß er nirgends mehr wolkenartig präponderiren konnte, später eine geistreiche Taktik gegen Deutschland, von welchem die Staatsmänner einsehen mußten, daß es für Preußen ein natürlicheres Fundament ist, als jede andere Allianz.

Ancillon starb mehre Jahre vor der Zeit, die ihn vielleicht auf den höchsten Gipfel seines Glückes gestellt hätte. Eine Menge in ihm schlummernder Ideen würden dann erst zu ihrer vollen Geltung gelangt sein, als sich die unter Friedrich Wilhelm III. etwas starr gewordenen Dinge in Fluß setzten und zu neuen Schöpfungen und Gestaltungen nicht nur die Nothwendigkeit sich offenbarte, sondern auch der Wille des Nachfolgers, dessen Geist und Herz ihm so nahe standen.

Rothschild.

Wenn es schwer ist, von dem Finanzgetriebe unserer Zeit eine gewissenhafte Meinung zu fassen, so ist es deßhalb, weil das Ganze so wunderbar der Phantasie imponirt. Trügerische Begriffe durchkreuzen sich hier mit offiziellen Thatsachen, Fiktionen mit wesentlichen Resultaten, Hypothesen mit erwiesenen Schlußfolgen, kurz es ist ein neuer Nominalismus und Realismus, der über die Völker gekommen ist, eine Identität des Idealen und Realen, welche schlagender ist als die der Hegel'schen Philosophie.

Was ist Geld? Die Alten glaubten, Geld wäre Silber oder Gold. Sie glaubten, Geld wäge die Gegenstände auf, welche man aus der gleichen Quantität Metall verfertigen kann. Die Alten machten aus dem Gelde eine Waare. Erst Adam Smith sagte: Geld ist das Triebrad der Cirkulation. Das ist die Formel, welche alle Geldbeutel der Welt revolutionirt hat. Was Cartesius mit cogito ergo sum im Reiche der Geister wirkte, das hat für die materielle Existenz, für Luft und Athem die Phrase gethan: Geld ist das Triebrad der Cirkulation. Man riß sich los vom Begriffe Geld als

eines daliegenden Mammons, man war hochherzig wie Curtius, man sagte: Geld ist keine Waare, Geld ist Nennwerth, Geld ist die Formel einer Idee, Geld ist nur Chimäre. Man sagte: Schüttet die Schachten von Potosi zu! Laßt den Nymphen am Rio de la Plata des Flusses Silber, daß sie damit ihr feuchtes Haar schmücken! Kredit — das ist das rechte Bergwerk, Kredit ist das eigentliche Amerika, die krediteinflößenden Mienen unsers Antlitzes sind ohne Wortspiel die rechten Goldminen des neuen Jahrhunderts!

Und so kam es, daß das Papiergeld geschaffen wurde. Das Geld hieß nun Werthbestimmung und konnte somit ins Unendliche vermehrt werden; denn wer vermöchte den Werth aller Dinge in Zahlen auszusprechen! Geld sollte nur noch ein Umsatzmittel sein, nichts, als eine Erleichterung der Cirkulation. Das aber was cirkulirte, war im Grunde das unaussprechliche Kapital an Industrie, an Handelsthätigkeit, an Agrikultur und geistiger Production.

Wie stolz, wie groß ist dieser Gedanke! Wie würdig eines philosophischen und genialen Jahrhunderts! Aber der Irrthum lag wie immer darin, daß man für die Wahrheit keine Gränze wußte.

Statt zu sagen: Geld ist der Ausdruck eines momentanen und wahrscheinlichen Werthquantums, aber nicht Ausdruck der ganzen Werthmöglichkeit, kurz statt sich zu beschränken und in der Papieremission vorsichtig zu sein, grub man immer mehr ideelles Gold aus den Schachten der Phantasie. In einem Augenblicke, wo die Menschheit plötzlich Lust bekam, prosaisch, nüchtern, mißtrauisch zu werden, wo die Banken von Menschen, die ihr Papier in klingende Münze umtauschen wollten, bestürmt wurden, mußte man beschämt, weil

mit leeren Händen, dastehen. So fallirten die Banken und die Regierungen. Der Idealismus hatte einen empfindlichen Stoß erlitten.

Aber schon die Philosophie an sich ist unermüdlich; um wie viel mehr, wenn es sich um den Nerv der Dinge, um das Geld, handelt!

Eine neue Phase des Idealismus entwickelte sich reeller, d. h. vorsichtiger, als die frühere und man kann es nicht läugnen, auf auffallende Weise fast noch ideeller. Denn ist es nicht das luftigste Phantom, welches über Europa schweben muß, wenn man weiß, daß die Schulden aller Staaten zusammengenommen die Masse des vorhandenen Geldes bei weitem übersteigen! Wenn es nur dies wäre, daß die Borgenden mehr borgten, als sie kurz darauf besitzen, so kommt es alle Tage vor; aber daß selbst die Gebenden mehr gegeben haben, als überhaupt Geld in der Welt ist, das ist ein Widerspruch, der unglaublich scheint.

Sehet hier wieder den Satz von Adam Smith; aber nun haben sich beide Theile vorgesehen; denn die Schuldenmasse kann nie aufgekündigt werden: ihr reeller Werth ist nur das, was sie an Zins beträgt. Jetzt haben wir eine reelle, wahrhaftige Poesie, deren einziges Unglück ihre Gegner sind. Denn es giebt rauhe und empfindungslose Menschen, welche für ein so romantisches Gedicht, wie das Anleihesystem ist, gar kein Ohr haben. Sie behaupten, daß es unverantwortlich wäre, wenn die Völker die Spaziergänge der Kapitalisten bezahlen müssen. Sie sind damit noch nicht einmal zufrieden, daß bloß von einer Verzinsung fremder Imaginationen die Rede ist, nicht von einer Heimzahlung des ganzen Kapitals. Sie glauben sich aus finanziellen, moralischen und politischen

Gründen gegen das herrschende System erklären zu müssen. Sie haben keinen Sinn für den transcendentalen Idealismus des Geldes, diese Nüchternen, Prosaischen, diese Volksverführer!

Lasset heute das Wohl der Völker bei Seite liegen, sprecht nicht von den Einflüssen der Geldaristokratie auf Sitten, Meinungen und Ereignisse, nicht von den Kapitalien, die dem Gewerbe und dem Ackerbau entzogen werden, nicht von Drohnen, die von Renten leben und ohne Verhältniß gering besteuert sind, nicht von der Immoralität des Börsenspieles. Die Anleihen sind einmal da, das große Schuldbuch der Nationen zeigt Namen, Datum und Jahreszahl, das Geschäft ist im besten Gange. Fünf Brüder kenne ich, welche den Ruf der Ehrlichkeit genießen, die originell, liebenswürdig, wohlthätig und reich sind und die sich Niemanden aufgedrängt haben. Die Verpflichtungen sind eingegangen, wir können nichts thun, als einen Riesenbau von Dukatensäulen mit Piasterkapitälern und flatternden Couponsguirlanden umgehen und das blitzende Wunderwerk anstaunen. Naiv, neugierig, ganz unbetheiligt lehnt sich der Autor an seine bescheidene Honorarsäule im Vierundzwanzigguldenfuß und betrachtet das Gewühl und Rennen, das sich vor seinen Augen aufthut.

Aphroditens Vögel fliegen in der Luft von Paris nach Amsterdam und haben die Kurszettel aus der Coulisse unter ihre Fittige gebunden; ein Telegraph fingert von Paris nach Brüssel hinüber, wie hoch die 3prozentige Rente gestiegen ist; Kuriere eilen über die Landstraßen auf keuchenden Rossen; die Abgesandten der wirklichen Könige markten mit den ideellen Königen und Nathan Rothschild in London zeigt Euch, wenn Ihr ihn besucht, ein Kästchen, das aus Brasilien mit ganz

frischen, eben aufgefischten Diamanten angekommen ist, um damit die Zinsen der brasilischen laufenden Schuld zu decken. Ist dies nicht interessant?

Ist es nicht interessant, daß Nathanael, des Londoner Rothschilds jüngster Sohn, bei seiner Audienz in Konstantinopel vom Sultan als Sonne unter den europäischen Bankiers begrüßt wird; daß Karl Rothschild dem Papst die Hand küßt und Lionel, der älteste Sohn des Londoner Rothschild, in Madrid zum Ritter Isabellens der Katholischen ernannt wird?

Beschäftigt Euch einmal gläubig einige Minuten mit diesem wunderlichen Systeme! Ihr werdet noch immer Zeit genug finden, es zu verdammen. Spindlers Bendavid und der Ghetto von Frankfurt sind bekannt. Schon hat die Flamme einen großen Theil dieser antiken Ueberlieferung zerstört; doch der größere blieb zurück und öffnet die Perspektive einer Zeit, die noch nicht lange verflossen ist. Reicht das Mittelalter der Juden nicht noch hinauf in das Jahrhundert der Aufklärung?

Die Frankfurter Judengasse! Zwei schmutzig rothe Häuserreihen, gebaut auf alten Urblöcken, die so schwer sind, wie der Stamm, den Christus auf Golgatha tragen mußte, ziehen sich in einer ängstlichen, finstern, schlecht gekehrten Parallele neben einander hin, von einer unvollendeten Synagoge bis zu dem jenseitigen Thore, das ehemals nächtlich geschlossen wurde.

Welche Charaktere verstecken sich hier hinter den originellsten Mienen! Hier lernt man, daß die Juden noch immer einen innerlichen Zusammenhang unter sich haben, daß sie eine geschlossene Kette mitten in der europäischen Gesellschaft bilden. Dort der mit dem Ränzel auf der Landstraße wan-

dernde Hausirer, die Herberge der nächsten Stadt, die Kundschaft am Orte — o man lernt hier eine planmäßige Existenz, wie sie hinter unserm Rücken von einem ganzen Volke gelebt wird, zusammenreihen. Seht jenen Sack, in dem auf der Frankfurter Judengasse der Hausirer einen Trödler hineingucken läßt; ist es nicht, als stäcken Dinge darin, die in Polen und Ostpreußen vermißt werden? Gewiß ist dieser Glaube grundlos, aber die Stille des Ortes nährt ihn. Mitten unter Auskehricht, Resten kauscherer Mittagsmahlzeiten, mitten unter Gerüchen, welche für ein Land berechnet scheinen, wie der Orient ist mit seinen Rosenwäldern, um sie zu unterdrücken, tönt hier Alles fast wie eine geheime Verabredung, wie ein nächtlicher Ueberfall, wie die eben aus Portugal erhaltene Nachricht von des wahren Messias endlicher Erscheinung. Stechende Blicke begleiten ein lakonisches, mit humoristischer Freiheit gesprochenes Deutsch. Die Gesichtsbildungen mit ihren barocken Unregelmäßigkeiten, die mir aus einem unerklärlich wuchernden Triebe der jüdischen Natur zu entstehen scheinen, das nachlässige, die Hand in die Inexpressibles gesteckte Hinlehnen an die rußige Mauer, das wie von Siegellack-Roth prunkende Antlitz der Kattun-Verkäuferin mit ihrem angeschwollenen Leibe, kurz alles jüdisch Charakteristische trägt in sich einen vielleicht ganz harmlosen Ausdruck, aber dem bösen Gewissen des Christen, einer jahrtausendjährigen Verschuldung, dünkt er wie mögliche Rache. Den Kopf haben wir voll von abgezapftem Blute, vom Feuertod, von der mittelalterlichen Servitut der reingekehrten Gasse und den jährlich 14 Brautpaaren; darum versehen wir uns nichts Gutes hier in dem Quatiere Israels.

Aber großmüthiges Volk! Nichts als leben willst du,

nichts als jenes unblutige, vor Moses gerechte Fleisch, das der Schächter seinen Kunden zuträgt, nichts als die duftende Zwiebel und Menschen, welche Lust zu handeln haben, Menschen, welche gute, heilige Kronenthaler auf Pfänder nehmen! Hier ist keine Rache und ich verdamme meine Phantasie, wenn ich auf dem Gemüse-Markt stehe, wo die alten grauhaarigen Rebecken und Rachel mit den Hökern um den Frühling handeln und ich mir über Eurer dunkeln Gasse, über diesem von allen Nebengebäuden und den Beistraßen isolirten Exil den rothen Hahn des Zigeuners unwillkührlich malen muß, als sei diese ganze romantische Antiquität dazu bestimmt, in Kurzem ein Raub der Flammen zu werden. Erschreckt nicht! Ich bin keine Cassandra.

In der Frankfurter Judengasse nun wurde der alte Herr geboren, welcher der Stifter des Hauses Rothschild war, Mayer Anselm Rothschild. Es war einige Jahre früher, ehe die Frau des Patriziers Goethe in die weltberühmten Wochen kam. Mayer Anselm hatte vielleicht auch einen Traum erlebt, wie der junge Wolfgang an der schlimmen Mauer; doch waren es nicht die verführerischen Lockungen der Poesie, welche ihn umgaukelten, sondern die heiligen Schnörkel des Talmud, die glänzenden Urim und Thumim des Hohenpriesters blendeten seine Phantasie, er wollte auf dem Stuhle der Synagoge stehen und einst die Thora predigen, das Gesetz der Gerechten.

In Fürth holte er sich aus alten, schweinsledernen Büchern, aus urweltlichen, ungedruckten Pergamenten das lautere Wort Jehovahs und was Maimonides und Rasche beigebracht haben, um es zu erklären. Er lernte was Keri und Ketiph ist und folgte der Weisheit Mayer Hallevis, des gro-

ßen Rabbi von Toledo, der zuerst den Werth der Masora aufgedeckt hat. David Kimchi und David ben Jechiel, die Dictionaire der Sprache Gottes, kamen nie aus seiner Hand; noch dachte er nicht an Dividenden und Loose, er suchte statt der Wahrheit der Erde die Wahrheit des Himmels.

Als sich das Projekt, im Violettkleide ein Priester zu werden, zerschlug, da war Mayer Anselm noch immer nicht auf die Praxis des Lebens gestellt, auf die klingende Münze, auf die Vierundzwanziger Marien Theresiens und den Unterschied der preußischen Viergroschenstücke von den falschen Ephraims Friedrich des Großen; sondern er blieb noch stehen bei einer Verbindung der Wissenschaften mit der Praxis, nämlich bei alten Münzen, mochten sie nun von Gold, Bronze oder Kupfer sein.

Mayer Anselm war bewandert in jeder Centurie, in persischen und byzantinischen Münzen, er war geschickt, das Werk des Professors Eckhel in Wien zu rezensiren, wenn ihn die Salzburgische Literatur-Zeitung dazu aufgefordert hätte. Er trieb in Hannover das Komptoir-Geschäft (denn der Vater wollte nicht glauben, daß der Münzenhandel ein Geschäft wäre); aber er that es wie Moses Mendelssohn, der auf der Burgstraße in Berlin das große Buch einer Seidenwaarenhandlung führte und nebenbei in dem noch größeren Buch der Natur und des Geistes blätterte.

Nur war der Unterschied der, daß Mendelssohn für Kant, Mayer Anselm für Winkelmann schwärmte. Jener unterschied das Räumliche von dem Zeitlichen in der Erscheinung, dieser einen Caracalla von einem Heliogabal. Jener wußte, wie sich das Gute von der Güte, das Schöne von der Schönheit, Aristoteles von Plato und beide wieder von Sokrates

unterschieden; dieser, wie weit die Römer in Deutschland vorgedrungen sind, wo sie ihre Todten begruben, wo man ihre Münzen fand. Mayer Anselm war ein Antiquar, der für die Thatsachen der Geschichte schwärmte.

Der Landgraf von Hessen (später Kurfürst) theilte diese Liebhaberei seines Nachbars und kaufte ihm Münzen ab, obschon Germanicus oder Domitian, die darauf abgeprägt waren, keine Zöpfe trugen.

Und wie sie beide so unterhandelten und wie sie sich beide so belehrten über die Nacht der alten Zeiten und die wenigen aus ihr herausblinkenden Münzsterne, da bemerkte der Landgraf in seinem Antiquar einen guten Geschäftsmann und eine Ehrlichkeit, die gerade so weit ging, als das erlaubte Prozent seines Verdienstes. Er fing an statt von alter Bronze auch über neues Silber mit ihm zu sprechen und übertrug ihm manches kleine Geldgeschäft, bis er 1801 mit der Hofagentur Mayer Anselms Verdienste belohnte.

Seither blieb diese Verbindung ohne Unterbrechung und war eine Garantie für andere Fürsten, sich in Verlegenheiten ohne Scheu an das aufblühende Frankfurter Haus zu wenden. Das Verdienst, welches sich Rothschild unter Napoleon um das kurfürstliche Privatvermögen erwarb, ist bekannt genug. Er befestigte sich immer mehr in der öffentlichen Achtung und konnte davon unter Dalberg die Beweise sehen; denn dieser machte ihn zum Mitglied des Wahlkollegiums.

Eine schlechte Empfehlung der Republik liegt in der Reaktion, welche in Frankfurt nach Napoleons Sturz gegen die Emancipation der Juden wieder eintrat. Rothschilds ältester Sohn harrte noch vor Kurzem vergebens darauf, nur in das Frankfurter Casino aufgenommen zu werden. Während Dalbergs

sanfter Monarchie dagegen durfte der Vater den Stab über unzuverlässige und bankbrüchige Christen brechen, Börne durfte wandernden christlichen Handwerksburschen Pässe ausstellen.

Mayer Anselm erlebte die Reaktion der Intoleranz nicht. Er starb im Jahre 1812, nachdem er seine Söhne am Sterbebette versammelt und ihnen vielleicht die persische Fabel von dem Bündel Pfeile erzählt hatte. Vielleicht hatte er einen holländischen Dukaten in der Hand und zeigte ihnen die Pfeile und sprach leise in sich hinein: „concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur.“ So starb er als ein Gerechter, als Vater, als Gelehrter, als Münzkenner. Sein Tod wurde allgemein betrauert; denn er spendete überall Wohlthaten mit patriarchalischer Uneigennützigkeit.

Erst den fünf Söhnen Mayer Anselms war es überlassen, das in Ausführung zu bringen, was der Vater vorbereitet hatte. Sie fanden ungemeine Geldmittel vor, aber dazu zwei Dinge, die dem Kaufmann noch höher stehen müssen: Kredit und Konjunkturen.

Napoleon war keine Konjunktur. Unter Napoleon hatte das System der Kontributionen geherrscht, welches für Frankreich die größten Verlegenheiten deckte. Und die, welche sie zahlen mußten, stießen überall auf englische Subsidien und darin eine Zudringlichkeit, die den Kontinent an den Rand des Abgrundes brachte. Auch flößten die innern Zustände der vorzüglichsten Staaten den Kapitalisten kein Vertrauen ein; denn nach den Schlachten von Jena und Wagram hatte das Papier in Preußen und Oestreich seinen Werth verloren. Erst nach dem Pariser Frieden, nach dem in Wien für Eu-

ropa punktirten status quo konnten Private zu den Regierungen Vertrauen fassen; der Wechsel = Verkehr zwischen Fürsten und Völkern schien reell, Jeder sah sich nach den besten Mitteln um, seine Wunden zu heilen, die Entschädigungs-Gelder bewiesen, daß noch ungeheure Summen aus den europäischen Truhen konnten aufgebracht werden, und im Rücken wußte man die noch immer nicht versiegenden Adern der Gebirge, Ströme, auf welchen der Handel seine lustige Hoffnungsflagge wehen ließ, fruchtbare Thäler, gewerbseifrige Städte und zuletzt die blaue, liebe Luft, in welche die Spekulation viele ihrer Schlösser hineinbaute. Jetzt hatte man Lust zum Geben und zum Nehmen: Einer suchte an der Verlegenheit des Andern zu gewinnen und beide lachten; denn beiden war geholfen.

So entstanden nach Napoleons Sturz Anleihen, welche sich zu einem förmlichen Systeme ausbildeten und jetzt in den Lehren der National = Oekonomen ihre festen, sehr komplizirten Kapitel haben. Die Gebrüder Rothschild wurden die Hierophanten einer neuen Religion, welche ihre Fanatiker so gut wie ihre Ketzer hat.

Als die Gebrüder Rothschild zu „operiren" anfingen, mußte zuerst ein Vorurtheil zerstört werden, nämlich die freiwillige Abhängigkeit, in welche sich der Kontinent von England zu setzen pflegte. Sollte die Moneyeracy eine Autorität werden, so mußten von ihr Fürsten und autorisirte Gesellschaften ausgeschlossen werden. Hätten die Umstände nicht fast ununterbrochen seit vierzig Jahren das Bündniß Englands mit Preußen und Oestreich begünstigt und die politischen Maßregeln dieser Staaten zu gemeinschaftlichen für wenigstens zwei Theile gemacht, so wäre die Verschuldung

der beiden Kontinentalmächte an den Staat England tausend Irrungen preisgegeben gewesen. Die Geldmänner wollten keine Gemeinwesen zu Rivalen haben, sondern es sollte ein geschlossener Bund, eine Adelskette des Geldes unter Privaten werden, die ihr geheimes Netz um Europa spann. Die Anleihen wurden ausgeboten und an den losgeschlagen, welcher die geringste Provision nahm.

Aber freilich die Bereitwilligkeit des Borgens ist wohl immer die schwächste Garantie des Wiederbezahlens: es mußten neue Regierungsakte hinzukommen, um den Privaten Vertrauen einzuflößen. Dies war nach dem Kriege von 1815 einestheils die Errichtung der Tilgungsfonds, sodann die Anerkennung des repräsentativen Systems. Denn man irrt sich, glaubte man, die Geldaristokratie sei in jedem Stücke mit der absoluten Monarchie verschworen. Die Geldaristokratie hat die stärksten Augen und eine nervöse Sensibilität, die sie, man möchte sagen, in den Zustand des Hellsehens versetzt. Sie lebt von einem Handel, den man, als noch mit Tulpen statt mit Aktien gehandelt wurde, schon den Windhandel nannte: sie weiß, daß man über den Wind der Politik nicht physikalisch bestimmen kann, von wannen er kommt und wohin er fährt. Die Wahrscheinlichkeits-Rechnung schließt keine Chance aus. Deshalb mußte ein System in ihre Berechnungen passen, welches von der Zukunft das Gefährlichste vorwegnimmt und die Demokratie selbst, dies Schreckbild der Kapitalisten und Staatsgläubiger, in ihr Interesse zieht. Die Börsenmänner gehören alle zum Juste-Milieu, zu einem Glaubensbekenntniß, das es mit Niemanden verderben will und das überall unterliegen muß, wo es Doktrin ist und mit positiven Zwecken umgeht, da aber die Ober-

hand behält, wo es nur eine Maßregel der Schlauheit und kluger Berechnung eines Einzelnen ist. Stände sagten aber gut für die Schulden der Regierungen oder mit andern Worten, jene wahrscheinliche Thatsache, daß unsere Enkel die Verpflichtung ihrer Väter nicht überall mehr anerkennen werden, wurde durch das constitutionelle System noch auf eine ziemlich ferne und nebelhafte Zeit hinausgeschoben.

Weit illusorischer als das Repräsentativsystem ist die Fundirung eines Tilgungsfonds. Diese Maßregel diente nur dazu, einen ungefähren Maßstab des besten Willens zu geben. Denn jedes neue Ereigniß, das plötzliche Bedürfnisse der Regierungen hervorruft, wird alle vorangegangenen schönen Tilgungsentschlüsse zerstören. Wir erinnern an den Sinking-Fund in England. Dennoch ist es für Regierungen vertrauenerweckend, wenn sie sich wenigstens den Anschein geben, als vermieden sie, leichtsinnig zu sein.

Das erste Beispiel, in seinem Staatshaushalte zu ordnen und zu lichten, gab Oestreich. Nicht nur, daß dieser Staat, der unter Napoleon in Geldsachen fast seinen ganzen Kredit verloren hatte, an Tilgung seiner Schuldenmasse dachte, sondern es wurde namentlich die Errichtung einer Nationalbank von wesentlichem Interesse. Auf die Tilgung und die Bank folgte die Emission der Metalliques, eines Papiers, das gleichsam alle bösen Säfte des östreichischen Schuldenwesens in sich absorbirte; denn mit ihm wurden die meisten kursirenden Schuldverschreibungen Oestreichs in Rapport gesetzt. Die Metalliques hatten in sich Schrot und Metallwerth genug, um von den ihnen beigefügten Elementen nicht angerostet zu werden. Sie bleiben der rechte Nennwerth von Oestreichs unerschöpflichem Nationalreichthum, seinen ungarischen Bergen,

welche oben das Gold der Rebe, unten das Gold Fafners hüten, von seinen steierischen Eisenhämmern, seinen gesegneten sonnenhellen Erblanden, von all den Naturadern, die Oestreich zum zähesten und unvertilgbarsten Staate der Erde machen. Die Metalliques sind der leitende Kompaß auf den Wogen der deutschen Börsen. Wären sie nicht zu schwer, als daß sie jeder Wind herumwerfen könnte, so verdienten sie den Namen der deutschen Börsengirouetten. Mit ihrer Emission datirt sich in Deutschland der geregelte Verkehr mit Staatspapieren.

Die Gebrüder Rothschild waren bald in das Interesse der östreichischen Finanzen aufgenommen. Bis zum Jahre 1840 liefen die im April 1823 emittirten kleinen Rothschildschen Loose; 1835 waren schon abgelaufen die Pariser Rothschild'schen Metalliques, welche für originalöstreichische fungirten. Im Jahre 1821 wurden für eine Rothschild'sche Anleihe die Partialobligation creirt. Preußen hatte schon im Jahr 1817 von dem Frankfurter Hause 5 Millionen Gulden geliehen.

In Paris und London trat allerdings die Konkurrenz bedeutender Kapitalisten ein, Aguado, der für Spanien, Lafitte der für Frankreich und Hayti negozìirte, Ardouin, Parish u. A. Doch blieben die Brüder bei keinem Geschäft unbetheiligt: sie bilden einen unbesiegbaren Phalanx. Selbst, oder durch ihren Agenten beherrschen sie die vorzüglichsten Plätze und da sie gewohnt sind, nichts ohne Verabredung und Uebereinstimmung zu unternehmen, so können sie dabei nach eines Systeme verfahren.

Die Orden und Titel der Brüder sind nur zur Hälfte ein Maaßstab der Achtung, welche sie bei den europäischen Sou-

verainen genießen. Man hat gefragt, ob die Rothschilds direkten Einfluß auf die Politik haben? Hängt überhaupt die Geldaristokratie energisch mit den Ereignissen der neuen Geschichte zusammen?

Die Phantasie und der Haß haben in dieser Rücksicht viel Fabelhaftes ersonnen. Ihr kennt den Roman von Sealsfield, in welchem die Fiktion eines Bundes von zehn der reichsten Erdengötter, die Krieg und Frieden schließen und die Welt nach Gutdünken regieren, auf höchstanziehende Weise durchgeführt wird. — „Zehn sind wir — sagt einer von ihnen — und über die ganze Welt zerstreut und doch täglich, ja stündlich beisammen; durch keine Bande und doch wieder durch die innigsten Bande verschlungen, die des gemeinschaftlichen Interesses, das der Welt eine neue Gestaltung geben soll, früher oder später geben soll, wird, muß. In London sind wir fünf. Alle Wochen versammeln wir uns, vergleichen Noten und bestimmen den Gang der Weltverhältnisse. Die Mysterien der Finanzen aller Reiche und ihre Existenz liegen klar vor unsern Augen. Kein Reich, keine Familie, kein Stand ist unserm anatomischen Messer entgangen. Wir halten die Bindungsfäden unserer Existenz, jedes Standes, jeder Familie, von der allerhöchsten bis zur niedrigsten in unserer Hand. In unserm Soll stehen Milliarden, stehen Staaten und Familien, Könige und Kaiser; es sind Noten wie die im Buche des ewigen Richters. Der öffentliche Kredit und das häusliche Wohl, das Glück aller Reiche der civilisirten d. h. der schuldenden Welt, des Handels und Wandels hangen von unserm Wink und Willen ab. Was ist die geheime Polizei des Kontinents gegen die, welche wir bezahlen! Das tanzende und in seinen Fesseln knirschende Frankreich

und das phlegmatisch-mondsüchtige Deutschland und das träg-bigotte Spanien und das elende an den Knochen seines dreitausendjährigen Ruhmes nagende Italien müssen sich beugen und fügen und alle Länder der Erde müssen folgen, denn unsere Mineurs sind thätig."

Dies ist eine Allegorie. Sie drückt das als Machination aus, was die unwillkührliche Thatsache unserer modernen Verhältnisse ist. Ist hier etwas unvermeidlich, so fürchtet nicht, daß es nicht besiegt werden könnte! Glaubt ihr, daß die ganze Zukunft des Menschengeschlechts, daß das wahrhafte Welthistorische sich werde umspinnen lassen von den Metall- und Papierinteressen eines schwindelhaften Jahrhunderts? Ein französischer Minister, der den Telegraphen hat, kann sich Unredlichkeiten zu Schulden kommen lassen, aber schon müssen die von ihm fabrizirten Ereignisse fürchten, entlarvt zu werden: nur auf ein Gerücht dürfen sie sich beschränken oder wenn sie wirklich thatsächliche Wurzel haben, so gedeihen sie nicht länger, als bis ein günstiger Kauf abgeschlossen ist und der Telegraphen-Minister soviel erübrigt hat, daß er sich damit in Zukunft für seine Dimission und seine ruinirte Popularität entschädigen kann.

An solche Manoeuver, an einen Einfluß auf die Politik so heilloser Art denken wir nicht, wenn von Männern die Rede ist, die wie die Gebrüder Rothschild im Angesichte der Welt handeln und ganz Europa ihr Komptoir nennen.

Manches Anderweitige aber, das in die Politik eingreift, möchte wohl oft bei ihnen mit unterlaufen, eine Idee, ein Vorschlag, eine Mission. So ist es unbezweifelt, daß das Frankfurter Haus der preußischen Regierung den Vorschlag einer Nationalbank und einer daraus folgenden sublimen Fi-

nanzmetaphysik nach dem Muster Oestreichs gemacht hat. Doch hat die preußische Regierung die ansehnlichen Vortheile, die in gewissen Prozenten von dem ganzen Geschäft bestehen sollten, großmüthig von sich gewiesen. Charakteristisch war es, daß der Widerstand gegen das Projekt vom damaligen Kronprinzen von Preußen ausgegangen und von Niebuhr, einem gelernten Finanzier, heftig bestritten worden seyn soll.

Sodann mochte auch die Julirevolution, als die Legitimität und das souveraine Volk, das de jure und de facto in Kollisionen geriethen, der Geldaristokratie, als der einzigen unangetastet gebliebenen Macht, oft eine Vermittlungsrolle übertragen haben. Wenigstens scheint es erwiesen, daß die Gebrüder Rothschild von östreichischer Seite her kurz nach jenem Ereignisse dazu gebraucht worden sind, die beanstandete neue Ordnung der Dinge in Frankreich zu vermitteln und eine Anerkennung vorzubereiten, welche die Klugheit längst zugestanden hatte.

Die große Krisis in den Jahren 1824 bis 1826 erschütterte das Rothschildische Haus nicht. Während durch die Aussicht auf lange Friedenszeiten sich die Papierspekulationen zu einer schwindelnden Höhe gehoben hatten, während die Noten der englischen Bank den Markt überflutheten und der Handelsgeist sich mit unermeßlichen Kreditgestattungen überbot, während endlich die Rentenreduction Villèles, welche dieser Minister zuerst versuchte, scheiterte und die plötzlich konstituirten Staaten Südamerika's, eines Welttheils, den man für ein unerschöpfliches Eldorado hielt, große Summen Geldes aus Europa entfernten, wankte die Firma der Brüder nicht. Ein günstiger Zufall wollte, daß um jene Zeit fast gar kein Wechsel auf Rothschild zirkulirte. Die bedeutendsten Hand-

lungshäuser (besonders B. A. Goldsmith in London) fallirten, in Frankreich stellten zwei der angesehensten Häuser ihre Zahlungen ein, in Berlin war Benecke ruinirt. Was ist? sagten die Rothschilds.

Sie ertrugen die hessen-darmstädtische Finanzkrisis; sie ertrugen eine noch größere von neuerm Datum, die spanische. Dreizehn Millionen standen hier auf dem Spiele, die sie der Regierung vorgeschossen hatten. Zwar ließ sich Lionel in Madrid das Anlehen selbst entgehen, aber die Vorschüsse wurden gerettet.

Fast alle diese Glückszufälle und Kombinationsresultate kommen auf gemeinschaftliche Rechnung. Nichts von größerem Interesse wird isolirt betrieben. Sie leisten, was sie können; doch drückt keiner den Andern, Niemand ist dem Bruder verantwortlich. Sogar ihre Firmen giriren sie gegenseitig; mit einziger Ausnahme des Londoner Hauses, dessen ausschließlicher Chef Nathan ist; eine Anomalie, welche ihren Grund in der großen Sorgfalt findet, die auf jenen ersten Platz verwandt werden muß. Die Brüder leben der Mahnung ihres Vaters eingedenk. Es ist anziehend, das in ihnen Gemeinsame, was die Folge des Interesses und der Verwandtschaft ist, mit der besondern Physiognomie des Charakters zu vergleichen, die ihnen, fast möchte man glauben unwillkührlich, von ihren getrennten Lokalitäten aufgeprägt worden ist.

Anselm, der älteste Bruder, gibt in sich alle die Eigenschaften wieder, welche den Frankfurter kleiden. Er findet seinen Stolz in einer fast bürgerlichen Wohlbehäbigkeit, die mit der Diplomatie an seinem „Platze" nicht kokettirt und nicht einmal rivalisirt.

Dem Salonstone weit näher steht Salomon in Wien, der mit einer gewissen Kälte des äußern Benehmens negative Formen verbindet, welche ans Diplomatische streifen. Nichtsdestoweniger soll er den großen Blick theilen, welcher namentlich den ältesten Bruder auszeichnet.

Nathan in London repräsentirte vortrefflich Sitte, Gesinnung und Reichthum der City. Er packte seine Unternehmungen mit einer Riesenfaust. An ihm war Alles kolossal. Jemand sagte über diesen Mann: „Geht er auf die Jagd, so müssen es wenigstens Elephanten sein, die er erlegt.“ Kann man dem Bilde trauen, welches Fürst Pückler in leisen Zügen von Nathan Rothschild entwirft, so war es ein jovialer Mann, der im Stande ist, sich über seine Stellung zu erheben und eine Unbefangenheit zu äußern, welche sogar über sich selbst scherzt. Nur läßt es der sarkastische Fürst unentschieden, ob Nathan, wenn er sich etwas breit mit seinem Reichthume entfaltete, mehr der unbewußten naiven Freude über sein Glück sich ergab oder ob er sich, wie wohl große Männer und Genie's thun, aus Bonhommie selbst wie ein wunderbares Objekt betrachtete.

Karl, der Neapolitaner, soll der zugänglichste seyn. Denn wie vorsichtig und italienisch maskirt auch sein Benehmen in Geschäftsverhandlungen, so zeichnet ihn doch ein hervorstechender Zug des Herzens aus, der ihn gut und weich erscheinen läßt.

Jacques in Paris ist Pariser, d. h. ein Charakter, worüber „hundert und ein“ Schriftsteller nachdenken konnten, ohne ihn dennoch in zwölf Großoktavbänden gründlich erschöpft zu haben.

Noch lebt die Mutter der Brüder. Sie ist der Genius

der über sie die Wache hält, ein fast unsichtbarer Genius; denn noch immer wohnt sie in der Frankfurter Judengasse. Sie kann sich nicht trennen, die alte Frau, von dem Elend ihres Volkes und freut sich in dem schmutzigen Viertel die Einzige zu sein, welche alle vier Wochen weiße saubere Gardinen an ihre kleinen Fenster aufsteckt. Das ist ihr Stolz! Sie verläßt die liebe Heimath nur, um einmal in Anselms Prachtgärten die Königin der Nacht blühen zu sehen oder ein neues Gemälde zu betrachten, das der Sohn neben Oppenheims berühmte Susanna placirt.

In neuerer Zeit haben sich die Rothschilds viel zu nachdrücklich in die innern Angelegenheiten des Judenthums gemischt. Wer durch seine gesellschaftliche Stellung so der durchschnittlich unglücklichen Existenz des Judenthums entrückt ist, wie diese Geldkrösus, denen überall geschmeichelt wird, der kann sich auch nicht mehr im natürlichen Zusammenhange der Bedürfnisse fühlen, die sich im Schooß der jüdischen Gemeinde mit der Zeit herausstellen. Erst wenn die baronisirten Rothschild's nachweisen können, daß sie unter der Stellung der deutschen Juden leiden, erst dann hätten sie ein Recht, jüdische freisinnige Entwickelungen zu verhindern. Wir leben in einer Zeit, wo der Gott der Reichen nicht mehr der Gott der Armen ist. Es sollen andre Ausgleichungen zwischen dem Diesseits und dem Jenseits stattfinden, als die früher geglaubten. Dahin strebt Alles! Zäh am Alten sich zu klammern, mag Denen sehr leicht fallen, die in der Fülle des Glücks leben! Der Unglückliche muß sich einen tiefern Lebenstrost suchen, als den ihm der Aberglaube mit seinen knöchernen, herzlosen Formen darbietet. Ist das Religion, im Armensünderhemd mit der brennenden Kerze in der

Synagoge seinen Reichthum abzubüßen und gleichsam die Dämonen des Unglücks zu beschwichtigen? Aberglaube ist es, Furcht vor dem „Dalles", Furcht vor dem Dämon der Armuth. Wenn die Rothschild's es für zweckmäßiger halten, selbst bei jenem Glauben zu bleiben, in welchem der Vater reich geworden ist und bei dem sie seither ihre Güter vermehrt haben, so sollen sie sich nicht in geistige Entwickelungen mischen, die sie nicht verstehen und ihren Einfluß, ihre Güter, ja ihre Börsenverbindungen sogar nicht dazu mißbrauchen, daß sie eine Bewegung unterdrücken, die von Gemüthern ausgieng, welche ihrem leidenden Volke einen tiefern Lebenstrost geben wollten, als der aus stumpfer Beruhigung bei abgestandenen und überlebten Vorurtheilen quillen kann.

Sultan Mahmud.

Jene Zeit soll vorüber sein, wo der Beherrscher der Gläubigen, um einen Traktat zu besiegeln, mit der ganzen Hand ins Tintefaß griff und unten am Fuße des Pergaments seine fünf Finger abdruckte. Darf man Berichten trauen, so wäre die Türkei auf dem besten Wege, die Civilisation Europas einzuholen. Der alte, aus Caschemirshawls gewundene Turban, die Zierde des Gerechten, soll einer kleinen flachen Mütze, welche hart auf dem Schädel liegt, haben Platz machen müssen, der schöne lockige Bart, die heilige Tradition des vielbeschwornen Bartes des Propheten, soll ganz kurz geschnitten werden unter den jetzigen Verhältnissen, kurz und starr, schaufelartig, wie Buttler von Hudibras Barte sagt: „Dachziegeln gleich an Art und Schnitt, reißt er wohl schnellen Beifall mit.“ Die weiten, bauschigen Gewänder verschwinden gegen enge und straffe Kleider, welche die Geheimnisse des Harems, krumme Beine, verrathen. Kurz man ist so voll glänzender Hoffnungen über die Türkei, daß man jenseits und diesseits der Dardanellen, hier wo Hero, und dort wo Leander wohnte, bald im Triumphe europäische Sitte und Meinung gefeiert sehen will.

Wer nur den Glauben hätte! Wer nur so leichtsinnig den Kern der europäischen Kultur in der Schaale fände und noch leichtsinniger von einigen mehr theatralischen, das Kostüme und die Coutüme betreffenden Metamorphosen auf die innere Revolution des Moslems, auf das alte Vermächtniß einer glänzenden Vergangenheit, ja noch mehr auf die Prophezeiung einer glänzenderen Zukunft schließen könnte! Unsre Philanthropie sieht immer mit illusorischen Augen, kuppelt Feuer und Wasser zusammen, den Sultan mit der Republik Venedig, wie das Sprüchwort sagt, und möchte in einer gerührten Stunde einen Streit beilegen, welchen zu schlichten Jahrhunderten nicht gelingen wird.

Ich glaube nicht daran, daß die Frage des Ostens eine Kulturfrage ist, sondern sie muß eine historische Lösung finden, was man historisch nennt, eine Lösung durch Siegen oder Unterliegen.

Was wir schon von Mehemed Ali sagten, den Enthusiasmus der Bildung hat auch Mahmud II. nicht. Seine Civilisationsversuche blicken nur auf das hin, was Europa besitzt durch sein anständiges Benehmen und seine Industrie; denn wie könnte man dem stolzen Padischah so wenig Einsicht zutrauen, daß er glauben sollte, Europa's politisches System käme her von den knappen Beinkleidern und den metallenen Steigbügeln! Nein, die Humanität spielt hier gar keine Rolle, sondern das was man in der Türkei unter dem Namen Nizam=Dschedid verflucht, die Neuerung, das hat einen ganz historischen Grund und soll ganz bestimmten, ächt türkischen und muselmännischen Absichten als Erleichterung dienen. Man muß sich deßhalb über die Geschichte der Osmanen seit zweihundert Jahren aufklären.

Bajazet, der Blitz, wollte den Erdkreis in Flammen setzen und seine und Amurats Siege bahnten zuerst im türkischen Reiche den Aschenweg des Unterganges. Bei einem solchen Widerstand, wie ihn Hunyad und Matthias Corvinus leisteten, mußte der Islam auf eine Befestigung seines Besitzes denken. Die Kugel, welche bei der Belagerung Wiens in den Stephansthurm fiel, war die letzte der alten Schreckenszeit, wo man die Türken fürchtete wie den Antichrist. Seither ist die Pforte auf ihre Grenze beschränkt; aber da der Islam eine Religion der Unruhe und Ausdehnug ist, da der Türke überall, wo er sich niederläßt, nur gewohnt ist, wie im Feldlager zu leben, so mußte mit dem schwindenden Kriegsglück auch innerlich der Verfall hereinbrechen. Die Türkei wollte aus ihrem improvisirten, durch die Wechselfälle der Eroberung bestimmten Besitze jetzt einen dauernden Zustand schaffen und so gründete sich aus halben, gährenden und gänzlich fremdartigen Verhältnissen eine Herrschaft, welche sich rächen und auf Genuß und Vertheidigung sich beschränken wollte. Während Kriegshauptleute und Günstlinge auf eine tumultarische Weise mit den Provinzen des Reichs belehnt wurden, zogen sich die Sultane in die Serails zurück und drängten die osmanische Geschichte von jetzt an zusammen auf das kleine Terrain häuslicher Intrigue, auf jene Gefängnisse, in welchen Söhne Väter, Brüder ihre Geschwister erdrosseln ließen, auf einen ganz kurzen Raum vom Serail bis zu einem Kiosk am Meere, wo unter Rosenhecken Mord und Verrath ersonnen wurde und Alles so still ist, daß man nichts in der Ferne hört, als das Plätschern der in einen Sack genähten und ins Meer geworfenen Sultaninnen des schwachen und grausamen Herrschers.

Das Sultanat gab die grünseidne Glaubensfahne des Propheten, sein oberpriesterliches Ansehen, die Würde, ein Schatten der Gottheit zu sein, an einen höchsten kirchlichen Patriarchen, den Staatsmufti ab und das Schwert Mohammeds, das ein neuer Sultan noch an seinen verweichlichten Lenden duldete, war eher Talisman als der in die Schlacht winkende Blitzstrahl; denn den Krieg zu führen übernahmen Miethlinge und Kreaturen der Hofkabale.

Das Sultanat war nichts als eine Repräsentation geworden. Die Mütter der Fürsten warfen sich ihren Söhnen in den Weg, wenn sie in den Krieg ziehen wollten, nicht aus zärtlicher Vorsorge und banger Ahnung, sondern weil ihre Macht und ihr Leben mit dem Leben des Sohnes stand und fiel, weil keine neue Herrschaft denkbar war, ohne erst die Trümmer, und wären es Blutsverwandte gewesen, der alten aufzuräumen. Die feigen, berauschten Sultane waren der Spielball der Intrigue, welchen sich immer drei Parteien, die Favoritinnen, die Mutter und die Eunuchen zuwarfen. Wie mancher türkische Herrscher siechte von der Wiege her an heimlicher Vergiftung und mußte doch noch früher, als die gütige und nachgiebige Natur es gewollt hatte, an einer seidenen Schnur sterben, welche ihm sein eigener Sohn schickte!

Das ganze Ansehen, welches die Pforte Europa und ihren eigenen Satrapen gegenüber noch behaupten konnte, entwickelte sich aus zwei Ursachen, aus dem Zufalle und einer Kaste: aus dem Zufalle, welcher zuweilen kräftige und weise Veziere an die Spitze des Reiches stellte und aus einer Kaste, welche das Privilegium des Krieges an sich gerissen hatte, aus den Janitscharen.

Diese stehende Miliz, welche sich erst nur aus den Ge-

fangenen rekrutirte, dann aus einer bestimmten von den Griechen zu liefernden Menschenzahl und welche deshalb einen so unbesiegbaren Korporationsgeist bekam, weil sie von Kindheit auf für ihre Stellung erzogen wurde, riß eine Gewalt an sich, welche, obschon sie die eigentliche Stütze des schwankenden Staates war, Niemanden fürchterlicher wurde, als dem Staate selbst. Den römischen Prätorianern gleich, welche außerhalb der Stadt ihr Lager hatten, zogen sie oft mit der Fahne des Aufruhrs vor die Wohnung des Kaisers, „stürzten ihre Kochkessel um," was immer das Zeichen einer großen Erbitterung war, und verlangten die Köpfe der Minister und Günstlinge, welche sie ihren Interessen entgegen glaubten. Sie machten Krieg und Frieden, ohne ihre Stimme kam keine Thronfolge zu Stande und wenn Mord und die im Holz von Konstantinopel wüthende Brandfackel ihren Weg gezeichnet hatte und die Köpfe der verlangten Opfer an den Minarets des Serails blutig starrten, so konnte wieder die Furcht des Sultans Alles verdorben haben, was er eben gewonnen glaubte; denn er hatte vielleicht mehr hinrichten lassen, als die meuterischen Cohorten wollten, er hatte vielleicht irgend einen Mann des Gesetzes, einen guten Reiter, einen populairen Soldatenfreund seiner blinden Furcht geopfert, für welchen dann der eigensinnige Haufe wieder neue Genugthuung verlangte.

Die Türkei ist ein jammervolles Land. Der Geist des Opiums, die höchst und ausschweifend potenzirte Offenbarung des Traumes, liegt schwer auf dem sonnenhellen Himmelsstriche. Hier Ermattung, Furcht und Indolenz, dort Raserei und die Wuth des Tigers, und das Alles oft in denselben Seelen! Wer sollte glauben, daß es in dieser verworrenen

und erstickenden Atmosphäre in der That einige Tugenden gibt, welche uns mitunter mit dem türkischen Namen versöhnen könnten; vorzüglich jene innere Gerechtigkeit, die weit mehr ist, als das, was man in Europa Ehrlichkeit nennt! Es ist eines der vielen Probleme unsrer Zeit, beweisen zu können, wie in der Türkei Wahnsinn, Grausamkeit, Schwäche doch oft noch mit Tugend im Umgang, Mannhaftigkeit und schönen Sittensprüchen zusammen wohnen können. Ich glaube, das Erklärungsband dieses Widerspruchs liegt nicht weit ab von einer Tugend, welche nicht nur den Europäer vorzugsweise trifft, sondern ihn auch übertrifft, in des Türken unbeugsamem Stolze, in seiner großen Verachtung, die er Hunden und Europäern zollt.

Es ist eine ganz falsche und hochmüthige Erklärung der Europäer, wenn sie die türkischen Neuerungen, das was man die Emancipation des Orients nennt, aus einem humanistischen Interesse für die Idee oder aus der Scham, etwa hinter der europäischen Civilisation zurück zu bleiben, herleitet. Der Nizam=Dschedid ist nichts, als eine durch die Noth aufgedrungene politische Maßregel, welche keinen andern Zweck hat, als gegen die Macht der Janitscharen ein Gleichgewicht zu schaffen. Unsre Philanthropie wird überall auf Schwärmereien ertappt. Gewiß ist der Orient nicht abgeneigt, einige kleine Bequemlichkeiten des Lebens, welche der Occident in Folge seiner Industrie voraus hat, sich anzueignen; aber kann man die Einführung z. B. der Hähne bei den Badewannen, ja immerhin auch die Einführung einer neuen, kostenersparenden Tracht, mit dem stolzen Namen einer Revolution der Sitten und Meinungen belegen?

Nicht um die europäische Kriegführung zu überflügeln,

ließ Mustapha III. den Baron Tott zu sich kommen und sich von ihm belehren, wie man Pontons, Gußöfen, Bohrmaschinen und mathematische Schulen errichtet und Bomben à ricochet wirft, sondern um die Janitscharen mit den neuen Handgriffen auch neue Pflichten zu lehren und sie in eine steife und disziplinirte Haltung zu bringen, welche der meuterischen Ueppigkeit dieser Truppen ein Ende machen sollte.

Warum sollte Achmed III. die Buchdruckerkunst nicht einführen? Er wird immer geglaubt haben, daß die Werke, welche seine Pressen lieferten, Alles übertrafen, was die französische und englische Literatur nur bieten konnte. Er wird nie Anstand genommen haben, zu lächeln, wenn man von Montesquieu und Montaigne hätte sprechen und sie vorziehen wollen zuerst dem Koran, dann den Dschihan-Numa oder dem Belvedere der Welt dem Ussulül-Hikem oder den philosophischen Grundsätzen und zuletzt den „ausgewählten und wohlangereihten Perlen," welche Werke alle früher oder später in Konstantinopel gedruckt worden sind.

Der einzige Selim III. scheint nicht freigeblieben zu sein von den Aufklärungsideen, welche das Zeitalter Gustavs von Schweden und Josephs von Oestreich charakterisirten.

Alles Andere aber, was vor und nach ihm war, reformirte in unmittelbarer Beziehung auf die Janitscharen. Ihr Untergang war nicht die Losung der Civilisation, sondern der Autokratie des Sultans. Die Sultane wollten weiter herrschen als innerhalb der engen Mauern ihres Serails.

Erst im gegenwärtigen Augenblicke, wo die gefahrvolle Stütze der türkischen Alleinherrschaft vernichtet ist, müßte sich etwa die Rolle entwickeln können, welche der Orient dem Occident gegenüber zu spielen gedenkt. Wir sehen das stolze

Vermächtniß der Khalifen, eine Herrschaft, welche die schönsten Striche der Erde umfaßt, einen Staat, dessen Wächter der europäische Schrecken war, dem unvermeidlichen Untergange nahe. Während die Pforte zwei Feinde, die Satrapen und die Janitscharen, durcheinander vertilgen wollte, während sie sich in Konstantinopel einen festen Willen schuf, um den Provinzen Gesetze vorschreiben zu können, hat sie wiederum die Hilfsmacht verloren, welche sie dabei unterstützen mußte. So ist das beste Blut der Türkei verspritzt worden, einem Phantom zu Liebe, einer Idee, welche ohne Haltung ist, der Souverainetät des Sultans.

Diese Souverainetät bahnte sich ihren Weg über die Leichen der Janitscharen, welche den Statthaltern der auswärtigen Politik gegenüber sie erst möglich hätten machen können. Die Pforte besitzt eine Autorität, für welche sie keine Hände mehr hat. Kann hier noch die Civilisation ein Surrogat werden, welches, von unten auf heilend, den siechen Staatskörper rettete? Werden kleine Mützen und kurze Bärte für die Pforte das werden, was in Rom einst allerdings Gänse waren? Ist eine originelle Persönlichkeit vorhanden, welche mit nervigter Faust das Ruder ergriffe, um das Staatsschiff wieder auf die hohe See zu bringen? Wir wollen vor das kaiserliche Thor treten.

Erschreckt nicht vor den Seitennischen der Säulen, welche es tragen; es sind nur die Köpfe der Verbrecher, welche der Sultan hinrichten ließ, und die noch ganz frisch von Blut träufeln! Tretet in den ersten Hof, laßt die Kirche der heiligen Irene liegen, schaudert nicht vor dem Mörser, in welchem die widerspenstigen Häupter der Ulemas zerstampft werden, weil den Mufti keines Menschen Hand berühren darf; lasset

den ach! so leeren Schatz, den Marstall, den Betsaal. Jetzt tretet leiser. Wir sind in der Nähe des Harems. Lauschet nicht, was die cirkassische Odaliske von ihrer Heimath singt, — das Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen dort am Fenster setzt eine grüne Brille auf, um eure Mienen zu prüfen! Stumme verfolgen euch und Zwerge; ein fürchterliches Schweigen liegt auf den großen Höfen, deren Mittelpunkt ihr erreicht habt; dort hinter jenen Vorhängen wohnt der Sultan — ein verstohlener Blick — dort ruht er, er trinkt Wein, er lacht, er lallt, er ist betrunken!

Keine Pendanterei! Nur aus Verzweiflung, wie man zu sagen pflegt, übertritt er das Gesetz des Propheten: sehen wir, wie er es früher befolgt hat!

Mahmud II. kam in Folge einer Revolution auf den Thron. Der einzige philanthropische Reformator, der der Pforte zugestanden werden muß, Selim III., beschäftigte sich in seiner Gefangenschaft, während draußen Mustapha IV. herrschte, dem jüngern Bruder des Sultans, seinem Neffen, Unterricht zu geben. Er lehrte ihn türkisch und arabisch; doch blieb Mahmuds Bildung immer nur äußerlich. Er warf sich zuletzt auf die Kalligraphie, welche er als jene Profession trieb, die die Sultane immer noch neben ihren Regentenpflichten lernen müssen. Mahmud war auf die Schnörkel seiner schönen Handschrift so eitel, wie ein Kommis oder, man erzählt es, der Marschall von Treviso.

Er übte sich gerade in seiner Kunst und ertrug unwillig die Vorwürfe Selims, der ihn zu Philosophie und Mathematik antrieb, als der Lärm eines kriegerischen Aufstandes an sein Ohr schlug. Das Feldgeschrei war Selim, den Taher Pascha und die disziplinirten Truppen wieder auf den Thron

setzen wollten; aber bald erschien der zitternde Mustapha mit seinem Oberstallmeister und würgte den Greis, den sie heimlich überfielen. Mahmud raffte seine Kalligraphieen zusammen, und versteckte sich vor dem Blutdurst und der Furcht seines Bruders so lange, bis ihn die Meuterer selbst aufsuchten, und ihn an des gefangenen Mustapha Stelle setzten.

Sein Patron war Bairaktar, gewiß einer der kräftigsten Charaktere in der neuen türkischen Geschichte. Das Resultat einer blutigen Verwirrung von vielen Wochen war allerdings der günstige Tod Mustaphas, die ungestörte Umgürtung Mahmuds mit Osmans Säbel, das glückliche Untertauchen von fünf in den Bosporus geworfenen Säcken, in welche ein Kind Mustaphas und vier schwangere Sultaninnen eingenäht waren; aber auch eine an die Janitscharen verlorne Schlacht, der Tod Bairaktars, der von ihnen belagert wurde und sich heldenmüthig in die Luft sprengte, und eine zur bösen Stunde offenbarte Schwäche, denn der Thron und der Divan hatten mit den meuterischen Kasernen unterhandeln müssen. Der Sultan beköstigte die Janitscharen selbst und ihr Appetit war wörtlich die Temperatur, von der im Barometer der öffentlichen Meinung sein Steigen oder Fallen abhing. Er zitterte ob man ihm die Nachricht brächte, die verdächtigen Soldaten hätten den Reis unschmackhaft gefunden oder sie verschmähten Brod und Salz, was in den türkischen Revolutionen ein technischer Ausdruck ist; doch der Reis quoll gut, man blieb ruhig und der neue Herrscher wagte mit Rußland und Serbien Frieden zu schließen. Das war im Jahr 1812.

Die Erschöpfung Europas im zweiten Decennium des Jahrhunderts theilte sich auch dem türkischen Reiche mit, das an allen Streitigkeiten der Politik seither immer aktiven Antheil

und bald für, bald gegen Napoleon Partei genommen hatte. Wenn der Sultan ein kraftvoller Charakter wäre, in dieser Periode hat er nichts davon verrathen. Die Ordnung in den Provinzen löste sich auf. Die einzelnen Paschaliks von Rumelien, Widdin, Trebisond, Damaskus, Bagdad u. s. w. rissen sich mehr oder weniger von dem Staatsverbande los, die Wechabiten machten unwiderstehliche Fortschritte und zwei Widersacher, welche bestimmt waren, späterhin die ganze Kraft der Pforte zu absorbiren, umgaben sich im Geheimen mit Hilfsmitteln, gegen welche die des Sultans zuletzt nicht mehr ausreichten — Ali von Janina und Mehemed von Aegypten.

Der Divan übersah entweder die Gefahr oder er war so tief gesunken, daß er sich damit begnügte, vom Unvermeidlichen wenigstens noch einige transitorische Vortheile zu ziehen. Er legte Tribute und Geldstrafen auf, benutzte die streitenden Parteien in den Provinzen, um eine jede zu rupfen und zu scheeren, und befolgte wohl gar die treulose Politik, seinen Paschen heimlich Verlegenheiten zu schaffen, aus welchen sie sich nur durch eine gute Anzahl Piasterbeutel loskaufen konnten.

Inzwischen sorgte Mahmud für eine gute Polizei in seiner Hauptstadt und übte dabei eine krampfhafte, despotische Gerechtigkeit aus, mit der er den Europäern imponiren wollte. Den kleinsten Wortwechsel eines Soldaten mit einem Gesandtschafts-Bedienten aus Pera strafte er durch den Tod und strich sich stolz den Bart, wenn der beschwerdeführende Gesandte über diese Genugthuung fast erschrak. Den Rest seiner Zeit brachte er mit kalligraphischen Uebungen hin; er schrieb selber seine Hattischerifs und entwarf sich ein Tagebuch, worin er niederschrieb, daß er schreibe.

Aber es wurde des Lobes und Preises seiner Schreibekunst hier so viel, daß er sich entschloß, in das Geheimniß seiner Kunst einen Menschen hineinzuziehen, der aber nichts davon verstehen mußte. Es fiel ihm ein, daß er Jemanden haben mußte, der seine Scripturen sammelte und aufbewahrte; da fragte er seinen Barbier, ob er lesen und schreiben könnte. Die Verneinung war ihm recht und seither nahm er seinen Barbier zum geheimen Archivar. Dieser in vertraulicher Stunde gestand ihm, daß er einen Freund habe in Galata bei den Fleischerbänken, der einer der größten Possenreißer unter der Sonne und ein Schreiber des Fleischervorstandes sei. Khalet-Effendi erschien, schrieb schlechter als der Sultan, machte einige gute Kapriolen und Mahmud behielt ihn zurück, erst als seinen Hofnarren, dann als Hofrath, zuletzt als Groß-Wessier.

So entstand der einen Tradition zufolge (welche den bekannten Liebling des Sultans von dem ehemaligen Gesandten beim Hofe Napoleons trennt) eine antike und wahrhafte Freundschaft zwischen Mahmud und seinem lustigen Wessier, die vollkommen gewesen wäre, wenn sie für die Türkei bessere Früchte getragen und nicht mit einer Treulosigkeit geendet hätte.

Khalet-Effendi stand an der Spitze der Staatsangelegenheiten, d. h. er theilte mit dem Sultan den Raub, welchen die Intriguen des Divans von den Satrapen der Provinzen abgejagt hatten. Noch lange bis in den Aufstand der Griechen hinein dauerte seine Autorität, angetastet von den Geistlichen, bedroht von den Janitscharen, welche ihm die Unfälle des Krieges gegen die Griechen Schuld gaben. Vergebens, daß die Boten des Divans in alle insurgirten Regionen Nord

und Verstümmlung brachten, vergebens das Blutbad in Konstantinopel und die Gräuel auf den Inseln, vergebens die Hartnäckigkeit gegen die fränkischen Gesandten und die Weigerung, sich auf dem Kongresse von Verona über Griechenland beruhigen zu lassen; die Janitscharen sahen in Khalet-Effendi, diesem niedriggebornen Weintrinker, das Hinderniß ihres Glückes und brachen im Jahre 1822 im wilden Aufruhr gegen den Serail heran. Berber-baschi, der Normalbarbier der ottomanischen Bartcivilisation, wurde verbannt, nach ihm Khalet-Effendi und seine Kreaturen.

Khalet lachte beruhigt, als er über den Hellespont setzte; denn sein Freund Mahmud hatte ihn ja umarmt und hatte ihm eigenhändig einen Sicherheitspaß ausgestellt, der ihn so lange schützen sollte, bis sich die Verhältnisse zu seiner Rückberufung günstiger gestellt haben würden. Aber die Empörer waren mit dieser Romantik nicht zufrieden, sondern preßten dem Sultan einen Todesbefehl ab, den er selbst über seinen Freund schreiben mußte, wahrscheinlich mit derselben zierlichen Hand, mit denselben Schnörkeln und Arabesken. Khalet lächelte noch immer und auch da noch, als der Aga schon vor ihm stand und ihm eine seidene Schnur präsentirte; er zog seine Kalligraphie aus dem Brustlatz; aber indem er den neuen Hattischerif las, der alles Vorangegangene, die alten Schwüre, die alten Betheuerungen widerrief, hatte ihn sein Henker schon gefaßt und erdrosselt. Das ist türkische Sentimentalität!

Erst da, als Griechenland seine Kreuzesfahne erhob und die Brander verderbenschwanger auf den Gewässern kreuzten, **als von den Inseln das vergossene Christenblut herabströmte**

in das Meer: da haben die Europäer angefangen, Mahmud für einen riesigen Charakter auszugeben, gleichsam als wenn das Aushaltenkönnen in jeder Lage Größe verriethe. Nein, klein war jener ohnmächtige Zorn, der auf dem höchsten Minaret eines Pavillons am Marmormeere in die Ferne des seit uralten Zeiten trauerumflorten ägäischen Meeres blickte und nichts als schwarze Segel heimkehren sah. Dann zu wüthen wie ein angeschossenes Thier und Mord und Tod über die ganze Welt auszuheulen und aus Verzweiflung sich zuletzt dem Trunke zu ergeben: das ist türkisch groß, aber sehr klein für die wahrhafte Charaktergröße, welche über dem Nationalen steht und mäßig im Zorn, kraftvoll und voraussichtig in ihren Entschlüssen ist.

Durch Mehemed Ali besiegte Mahmud die Griechen. Durch Ränke würde er vielleicht auch die Europäer besiegt haben, wenn diese ihre diplomatischen Anträge durch „unerwartete" Demonstrationen à la Navarin nicht unterstützt hätten. Die europäische Einmischung war jetzt keine Drohung mehr; die Russen verlangten den Vollzug des Friedens von Bucharest und die Räumung der Fürstenthümer; ein Vernichtungskrieg war die Folge der Weigerung. Die Riegel und Pfosten der Pforte stürzten ein und was hätte gehindert, daß nicht auf's Neue das Kreuz die Kuppel der Sophiakirche beherrschte?

Der Kern der türkischen Macht, die Janitscharen waren nicht mehr. Drei Jahre vorher hatte sie Mahmud abschlachten lassen, nicht nach einem angelegten Plane, wie man wohl irrig glaubt, sondern in Folge einer benutzten Gunst des Augenblicks. Es war nur dies, daß der Sultan einen gewonnenen Erfolg konsequent durchführte. Er verbrannte die

Kasernen, gab keinen Pardon und rettete sich vor einer Macht, die später den Staat hätte retten können. Jetzt ist Mahmud der Schatte vom Schatten Gottes, er ist der Federball der Intrigue zwischen dreien Kabinetten; wollte er auch seine Statthalter, welche sich emancipiren, wieder zu Paaren treiben, so verbietet es ihm der Himmel; denn sein Säbel fiel ins Meer, als er einmal die Schiffe seiner Hoffnung besteigen wollte.

Rußland, von der Geschichte zum Erben der europäischen Türkei bestellt, hegt und pflegt den alten Erblasser und schützt ihn treulich bis zum Tode. Rußland wird der Türkei sanft und zärtlich die Augen zudrücken. Und wollte sich die Pforte in Konstantinopel nicht das Streicheln der Wangen gefallen lassen, so steht an Persiens Grenzen die russische Heeresmacht gerüstet. Hier ist kein Ausweg mehr. Die Pforte muß sich schützen lassen, um eine vollständige Eroberung zu bleiben. Sie muß Freunden trauen, welche nur die Zeit abwarten, wo sie ihre Maske abnehmen.

Vielleicht stellen sich dieser Weissagung zwei Geschichtsansichten entgegen, die sich darin vereinigen, daß sie Kombinationen der eben genannten Art für unzulänglich halten und sie mechanische und Verstandesabstraktionen nennen.

Die erste Ansicht ist gewohnt, Alles auf den Volksgeist, die zweite, Alles auf die Religion ankommen zu lassen.

Jene glaubt, der Racen- und Völker-Unterschied, ein demokratisch-populaires Element, werde gegen die wunderlichen Statusquos unsrer Tage reagiren; diese erwartet denselben Widerstand vom Glauben der Völker, von einer Rache, die der Himmel an der Erde nehmen werde.

Wir wollen nicht darauf bestehen, daß das Träumerische in diesen Meinungen sie schon verdächtig macht, nicht darauf, daß unsere Propheten noch der Zukunft so viel Theologie zutheilen wollen, als wenn die Nachkommen das zu glauben sich anschicken würden, was wir selbst zu glauben keinen Trieb mehr haben; aber sehet auf die Türkei! Religion und Volksthum fällt hier zusammen; liegt im Islam irgend ein Zukunftskeim? Ist sein Fanatismus mit jener ewigen Wärme verbunden, welche die Anhänglichkeit an geliebte Sitten und Meinungen begleitet? Nein, hier verglimmt sein glühendes Entzücken gegen das Christenthum, welches auch noch in seiner jetzigen Gestalt immer eine Zukunftsreligion ist.

Der Islam ist eine Religion der Masse, keine Religion des Individuums. Der Islam ist nicht Bewußtsein, sondern Trunkenheit; er verleiht Trotz, aber keine Ausdauer. Kein Moslem, der einmal herausgerissen ist aus dem Zusammenhang seines Glaubens, der außerhalb seiner Badeweihen, seiner Moscheen und Fasten ist, kein Moslem, der zur Annahme des Christenthums gezwungen wurde, wird im Stillen jene Treue bewahren, welche den Christen mitten unter heidnischen Verhältnissen immer noch im Bunde mit seinem Heiland erhielt. Die Ursache ist die, daß der Islam in sich kein Moment der Rechtfertigung trägt. Er ist eine Improvisation, eine immer neue Schöpfung, wo Poesie und Klima und Masse ihm zu Hilfe kommen; aber herausgerissen aus seinem Boden und in andre Regionen verpflanzt, welkt und verdorrt er. Der Islam ist im Schematismus der Religionen nur ein Ueberbein, das sich der wandelnde Weltgeist getreten hat, er beweist nichts Unerläßliches, er ist ohne die Verheißung einer historischen Zukunft.

Eine Civilisation in Massen käme in der Türkei nie zu einem guten Ende; wohl aber durch Isolirung, durch stückweises Arrondiren in die europäischen Zustände hinein. In Europa und Asien wird man wahrscheinlich einst griechisch beten, in Syrien bis nach Indien hin anglikanisch, auf der ganzen Nordküste von Afrika — atheistisch, wenn einst Rußland, England und Frankreich sich in der türkischen Verlassenschaft getheilt haben.

Karl Johann.

Geschrieben im Jahre 1835.

Auch hier rollt ein Bild des Jahrhunderts auf.

Sinnend, in einer Haltung, die vorauszusetzen scheint, daß sie beobachtet werde, steht im Königsschlosse von Stockholm ein Mann, schlanken Wuchses, stark ausgeprägt in seinen Gesichtszügen, Nase und Kinn kräftig ausgestreckt, fein des Mundes Bildung, die Augen dunkelschwarze Punkte, ein Greis, zwei und siebenzig Jahre, und doch wallt wie die Nacht so dunkles Haar über dem gefurchten Antlitz. Man färbt sich das Haar und ist erfahrungsschlau wie Louis Philipp. Man trägt eine Perrücke von den schwärzesten Locken, die je ein Italiener trug und ist so alt, weise, mäßig und philosophisch, wie Karl Johann, Ponte=Corvo, Bernadotte.

In dem großen Saale weht südliches Klima; aber draußen zeigen die Barometer eine Kälte von 25° Réaumür. Eine Schneedecke verwirrt den Prospect, welcher dem in Betrachtungen versunkenen Greise vor Augen liegt. Der blasse frostige Horizont schwimmt nebelhaft über den weißen Gewändern, welche Normalms Dächer verhüllen. Man weiß nicht

mehr, wo diese aufhören, wo jener beginnt. Auf dem gefrornen Mälarsee, auf der Ostsee, die eine Eiskruste ist, so weit das Auge reicht, seufzen holzbepackte Lastwagen; ein Eisvogel kommt aus Norwegen und setzt sich vor das große Fenster, wo der König steht. Der König scheucht ihn fort. Er läßt seinen Blick über die Gegend schweifen. Da unten am Schloßthor schultert der Dalekarl, gehüllt in den wärmenden Mantel und mit seines Mundes Athem den Reif wegthauend, der der Athem selber ist. Dort oben die stolze Kuppel der Catharinenkirche, der Schnee auf ihr etwas rosig angeglommen von einem Glanz in Westen, der die Sonne sein soll, dieselbe Sonne, deren Schimmer jetzt lustig über Deine heimathlichen Fluren fallen, Sohn des Südens, Hirt aus dem Campanerthal!

Er wärmt sich an seinem Gedächtnisse. Er ruht sich aus im Schatten eines Orangenhains und lächelt zu jenen Tönen der spanischen Guitarre, die er aus der Ferne zu hören glaubt. Da fällt sein Blick auf den Schloßhof, rings öffnen sich die Fenster, die Lakaien lachen, selbst der Dalekarl am Thore setzt seine Muskete auf den Boden und hört eine Weile auf, den Reif vom Mantelkragen wegzuthauen. Eine Partie lebendiger Wesen, Mitteldinger zwischen Thier und Mensch, sind herausgebrochen aus dem Schlosse und wälzen sich, wie Hunde es im Grase thun, in dem aufgeschütteten Schnee. Kleine untersetzte Gestalten, eingenäht in Rennthierfelle, wühlen sich durch die hohen Schneewälle hindurch, backen eine Festung, höhlen die Hinterwand und drücken sich in die Nischen mit ihrem ganzen Leibe. Jetzt blicken sie umher. Etwas wie ein Lächeln spielt auf den platten, stumpfen Gesichtern. Sie wollen sich wärmen.

Das ist eine Lappenfamilie, die auf ihren Schlitten aus den äußersten Marken des Nordens kam, die ihren Rennthierheerden eine Zeitlang Lebewohl sagte, um den neuen König zu sehen. Sie wollte, zurückgekehrt in die Heimath, einen Stoff haben, um den vorüberziehenden Nomadenstämmen etwas Neues aus der Welt zu erzählen, eine Neuigkeit, die ein wenig jünger wäre als Peter der Große und Gustav Wasa. Es sind Lappländer, die, wenn sie nach Hause kommen, einen nomadischen Geschichtsabriß, eine herumschweifende Zeitung abgeben wollen. Schon seit acht Tagen sind sie in Stockholm, stellen sich an die Straßenecken, glotzen die Häuser an, werden in's Theater geführt, wo sie bei des Komikers Hjörtbergs Scherzen verlegen lächeln und reden in einem um ein Jahrtausend zurückgebliebenen Schwedischen Dialekt, den selbst Professor Rask nicht versteht. Bernadotte besinnt sich. Sie wollten ihn sehen; sie hatten im Vorzimmer gewartet und weil ihnen die Zimmerwärme unerträglich wurde, stürzten sie sich hinaus in den Schnee. Armer Bernadotte! Woran denkst du? An den Tag, wo du im Angesichte der Alpen zwanzigtausend tapfern, klugen, ehrgeizigen Franzosen zuriefest: Camarades, l'armée de l'Italie vous regarde? Nein, du denkst an den Nordpol, an deine Unterthanen, an das Elendthier!

Der König winkt. Man führt die in Pelz genähten Hyperboräer herein. Da stehen sie und glotzen mit ihren dummen Augen in die gescheutesten, die je unter Augenwimpern geblitzt haben. Der Schnee an ihren Füßen thaut in dem warmen Saale; bald stehen sie in einem kleinen See, der immer näher an Bernadotte heranschwimmt. Sie stoßen sich unter einander an, mit rauhen Armen, und beurtheilen

das schwarze Haar des greisen Mannes. Er ist wie auf Kohlen. Sie betrachten seine goldgestickte Marschallsuniform, diese sonderbare Tracht, die weder Frack noch Oberrock ist. Sie greifen nach dem Schwertorden, nach dem Wasa-, dem Seraphinenorden: er mußte sich schmücken, denn woher soll denen, die die Würde nicht kennen, der Begriff des Königlichen kommen? Bernadotte spricht kein Schwedisch; am wenigsten einen Dialekt, den Rask selbst nicht versteht. Ach, er seufzt! Er dachte an Rousseau, an die Erklärung der Menschenrechte, an die Schriften des Abbé Raynal. Die Contraste erdrücken ihn. Dort St. Just, wie er bei Straßburg das Heer organisirt, in dem er selbst diente, hier drei Lappländer, vielleicht eine Frau unter ihnen, man sieht es nicht, mit stumpfen, aufgestülpten Mienen, verkümmert wie das Moos, das unter dem Schnee wächst.

Wenn sie nur gingen! Was sie nur an meinen Epauletten haben! Was thun sie jetzt? Sie ziehen aus ihrer haarigen Kleidung ein großes schmutziges Tuch. Sie wickeln es auf, blutige Flecken kommen zum Vorschein; da nehmt, Bernadotte! Das ist Rennthierfleisch, sechs Wochen alt, steif gefroren, herrliches, blutiges Rennthierfleisch! Sie wollen dir eine Freude machen, Bernadotte! Nimm, man kocht es in Schneewasser, klopft es mit einer Keule, wirft es dann wieder in den Topf, schüttet etwas Rennthiermoos hinzu und läßt es vierzehn Stunden am Feuer kochen; iß, Bernadotte!

Die Lakaien springen hinzu. Der greise König, gewöhnt an die Olivenwälder, die am Fuß der Pyrenäen wachsen, erblaßt. Er wird ohnmächtig, wenn er Tabak riecht. **Où est Oscar, mon fils?** ruft er und wankt in sein Cabinet. Oscar versteht Schwedisch, Oscar ist populär, Oscar hat keine

so noble, feine, höchstens von Pulverdampf parfümirte Vergangenheit gehabt, wie der Vater. Oscar muß mit den guten Leuten Tabak kauen. Oscar wird das erfrorne Rennthierfleisch in Empfang nehmen. Oscar wird sich im Schloßhof mit den Lappen im Schnee wälzen. **Ah, mon cher Oscar, que tu es Suédois!**

Die Krone muß ein großes Glück sein, daß sie Bernadotte auf sein Haupt setzte. Er war Fürst von Ponte-Corvo, beherrschte als Gouverneur Haunover, die Hansestädte, hatte Dänemark in seiner Botmäßigkeit, hatte eine Million im Vermögen und war gefürchtet von Napoleon. Und doch wollte er Beherrscher eines Landes, wenn auch nur eines armen, werden! Der ehrgeizige Zug jener merkwürdigen Zeiten, die ich nicht erlebt habe, muß überwältigend gewesen sein. Wenn man Napoleon haßte, mußte man nicht genug erfinden können, was an seinem Ruhme und seinem Schicksale nagen sollte. Die alten Throne stürzten ein. Die Marschallstäbe Napoleons wurden Königsscepter. Der Süd und Nord Europas, Neapel und Scandinavien, sahen Männer von dunklen Anfängen auf ihren von alten Dynastieen abgeriebenen Thronen.

Will man die Geschichte moralisch beurtheilen, so soll man die Extreme durch ihre Mittelglieder zu entschuldigen suchen. Da ist ein Republikaner, der an einem Tage, wo die Revolution ihren Marsch um die Welt begann, den Aermel aufstreifte und mit angezündeten Pulverkörnern auf das weiße Fleisch schrieb: **Vive la Republique!** Und zwanzig Jahre später steht er vorm Altar der Sturkyrka in Stockholm und des Priesters Oel salbt die Majestät an seine Stirn. Wer wagt hier zu richten? Da liegen die Annalen

jener welthistorischen Metamorphosen einer Zeit in die andere, einer Idee in die zweite und dieser wieder in das, was die erste bekämpfen wollte. Hier ist die Consequenz kein Maaßstab mehr. In großen Perioden entschuldigt der Ehrgeiz der Masse den Ehrgeiz des Einzelnen.

Wir wollen versuchen, in Zusammenstellung einiger Thatsachen zu zwei oder drei Gruppen von Betrachtungen das Leben eines Mannes anschaulich zu machen, für welchen sich schwerlich in vergangenen Zeiten eine Parallele findet. Cromwell und Pipin schlagen nicht. Aehnlich war Ptolemäus Lagi von Egypten. Auch dieser Regent diente von unten auf, focht in den Schlachten Alexanders, ward Einer von des großen Macedoniers zwölf Marschällen und riß Egypten an sich, als die Verlassenschaft ihres Herrn getheilt wurde. Weise und gerecht war seine Regierung. Er hob den Handel seines Landes und blieb dabei tapfer und würdig der Lorbeern, die er in andern Verhältnissen einst gewonnen hatte.

Um drei Angeln bewegen sich die folgenden Bemerkungen, um Bernadotte in seinem Verhältnisse zu Frankreich und Napoleon, um das Ereigniß seiner Thronbesteigung und zuletzt um die Regierung Karl Johanns. Unser Verfahren wird zuerst historischer, dann biographischer, zuletzt publizistischer Art sein.

Johann Baptist Julius Bernadotte nannte sich in seinem spätern Leben zu oft selbst einen Gascogner, als daß man ihm den Namen eines Basken geben sollte, den er seiner Geburtsstadt Pau am Fuße der Pyrenäen nach verdient hätte. „Ich bin ein Gascogner," sagte er nach der Schlacht bei Jena, als Napoleon sich das Ansehen gab, als könnt' er ihn vor ein Kriegsgericht stellen; „aber Napoleon

ist es noch mehr als ich." Vielleicht schmeichelte es dem Marschall, aus dem Lande der Fanfaronaden gebürtig zu sein und doch immer die Wahrheit zu sagen. Montesquieu und die größten Geister der Gironde waren seine Landsleute. Doch überwältigte ihn die Lust am Kriege. Er ging nach Amerika unter Rochambeau und focht neben Lafayette, bis ihn die Engländer gefangen nahmen. Es ist wohl etwas zu enthusiastisch gemeint, wenn man sagt, der freundlichen Behandlung, welche Bernadotte damals erfuhr, habe Schweden später die Trennung von dem Handelsgrundsatze Napoleons verdankt. Ich glaube wenigstens, daß Bernadotte damals nur das Wohl seines Landes und nicht das Weißbrod im Auge hatte, das er von den Engländern als Gefangener erhielt.

Die Revolution traf ihn noch als Sergeanten, ob er gleich schon fünf und zwanzig Jahre zählte. Jetzt steigt man. In fünf Jahren war Bernadotte Divisionsgeneral unter Jourdan und that sich durch die glänzendsten Unternehmungen hervor. An Jourdan hielt ihn eine innige, republikanische Zeltgemeinschaft gekettet. Sie standen sich noch am 18. Brumaire nahe, wo Bernadottes Benehmen plötzlich eine politische Bedeutung erhielt. Bernadotte war aufrichtiger Republikaner. Die Grundsätze, welche St. Just in Straßburg der Organisation der Rheinarmee eingepflanzt hatte, waren zwar bald von dem Ehrgeize, der keine Grundsätze hat, ausgelöscht worden; doch einige erhabene und unabhängige Charaktere gab es noch immer, die den Zusammenhang der Begebenheiten mit Wärme und republikanischer Vorliebe empfanden. Zu ihnen gehörte Bernadotte. Er ist mit der zweiten militärischen Fraction der Revolution (Marceau, Dümouriez mag wohl die erste sein), er ist mit Kleber, Desair, Moreau, Hoche verwandter, als mit

den übermüthigen Kriegern, die unter Buonaparte Italien mit ihren Siegesdenkmälern bepflanzten, die der republikanischen Sittenstrenge zu Gunsten englischer Manieren, dem Citoyen zu Gunsten des wieder auflebenden Monsieur, den Gehorsam aufkündigten. Bernadotte focht unter Buonaparte, theilte mit dem Obergeneral die Ehre des Tages von Rivoli, aber unmuthig, gereizt, ohne Eifersucht, aber auch ohne Behaglichkeit. Nachdem Bernadotte bis über Grätz vorgerückt war, nachdem er, um bei großen Dingen eine Anekdote zu erwähnen, die für Berlin von Interesse ist, nahe daran war, jenen bourbonistischen Spion, welcher später in Preußen intriguirte, um übereilte Pläne in ihren Ausbrüchen zu beschleunigen, den Grafen d'Entraigues, aufzuheben, wurde er zum Gesandten der Republik am Wiener Hofe ernannt. Hier kitzelte ihn der Republikanismus. Hier, wo Kaunitz seine Pläne gegen die junge französische Freiheit zu entwerfen begann, hängte Bernadotte an einem schönen Abende, nach den Freuden eines Gelages, die dreifarbige Fahne aus. Er bewohnte das Hotel, welches dem jetzt falliten Baron Geymüller gehörte. Die Wiener sahen hierin ein Signal für die Propaganda, sie sahen eine Verspottung jener Krieger, die sie, obschon befreit vom Kriegsdienste, aus ihren eigenen Mitteln freiwillig in die Fluren Italiens gesandt hatten, rissen das Straßenpflaster auf, warfen dem Gesandten die Fenster ein und benahmen sich so tumultuarisch, daß die Dragoner aus der Josephstadt, kaum angekleidet, herbeisprengen mußten, einer Verletzung des Völkerrechts Einhalt zu thun. Der Krieg sollte aufs Neue losbrechen; so war die Meinung des beleidigten Directoriums. Doch Buonaparte weigerte sich, ihn zu erklären, weil es an einer gerechten Ursache fehlte und die Thorheit Bernadottes von

keinem Besonnenen gutgeheißen werden konnte. Noch vor Buonapartes Rückkehr aus Aegypten war Bernadotte mit dessen Familie ein Verhältniß eingegangen, dessen verwandtschaftliche Verpflichtungen ihn aber am 18. Brumaire nicht bestimmten, Pläne des Ehrgeizes befördern zu helfen. Bernadotte heirathete eine Schwägerin Josephs Buonaparte, Desirée, die zweite Tochter des Marseiller Kaufmanns Clary. Die Königin von Schweden wurde von Napoleon, ehe sie mit Bernadotte bekannt wurde, angebetet. Napoleon behauptete später, daß er ihren Besitz erringen konnte, wenn er durch das Vaterland nicht aus seiner Bewerbung gerissen wäre; aber es ist bekannt, daß der alte Herr Clary äußerte, an einem Buonaparte hätte seine Familie genug. Napoleon, von Natur sentimental*), bewahrte der Gattin Bernadottes eine unausgesetzte zärtliche Erinnerung und soll ihr zu Liebe in die Uebernahme des schwedischen Thrones gewilligt haben. Sie hatte keine Freude daran. Mit ihren französischen Umgebungen verstieß sie bei ihrer Ankunft in Schweden gegen den Nationalstolz. Es entspann sich die ärgerliche Debatte, welche von den Frauen der Kronprinzessin den Vorrang haben sollten, die ihrer ersten oder die ihrer zweiten Heimath. Die Erbitterung auf die Fremde wurde so groß, daß sie Schweden ver-

---

*) Las Cases, der Napoleons Individualität von dieser Seite aufgefaßt hat, ist mit Unrecht getadelt worden. Bourrienne erzählt, mit welchem Eifer Napoleon ihm den Besuch des Stückes: Misanthropie et Repentir anempfahl; ja daß er ihn mannichfach aufgefordert hätte, Werthers Leiden geschmackvoll zu übersetzen. Bourrienne that es mit einzelnen Briefen, die Napoleon hinrissen. Wo hat die Geschichte der Deutschen von W. Menzel nur jene Notiz her, daß Napoleon in Aegypten den Werther gelesen und eine Nation, die solche Bücher produzire, verachtet hätte? Die Thatsache der Lectüre mag richtig sein; aber die Schlußfolgerung ist aus der Luft und aus Menzels Goethe-Haß gegriffen.

ließ und bis vor sechs Jahren im Auslande lebte. Sie wohnte abwechselnd in Paris und Frankfurt am Main. Am letzten Orte in demselben rothen Hause, welches jetzt die Thurn und Taxis'sche Postanstalt. Oscar, als er auf den Congreß von Verona reiste, um legitimistische Studien zu machen und sich auf dieselbe Weise zu empfehlen, wie er es neulich in Kalisch that, gab der Mutter in Brüssel ein Rendezvous und suchte sie zur Ueberfahrt nach Schweden zu bewegen. Mehre Jahre darauf gab sie Gehör, wurde ohne Groll empfangen, ist jeden Abend im Theater, wo sie kein Wort von den Stücken versteht, und hat sich als Hochmeisterin in alle die Gesellschaftsorden einschreiben lassen, welche von der schönen Welt in Stockholm als winterliche Vergnügungen gebildet werden.

Am 18. Brumaire legte Bernadotte in Napoleons Herz den Saamen einer Gesinnung, der ihm von diesem Augenblicke nur taube und nichtsnutzige Früchte trug. Bernadotte war ehrgeizig. Das kann selbst Fouché, der die Intrigue jenes denkwürdigen Tages mit der ganzen Genialität seines psychologischen Scharfblickes beschrieb oder beschreiben ließ, nicht in Abrede stellen. Nur überwog bei Bernadotte die Ehrlichkeit und die nachhaltende Anhänglichkeit an eine Regierungsgewalt, die ihn ausgezeichnet, die ihm das Kriegsministerium anvertraut hatte. Napoleon, dem Alles daran lag, den Moment als eine Krise zu schildern, die mit einer Revolution enden müßte, fragte Bernadotte, warum er in Civilkleidern ginge? Er wollte damit sagen, warum er im Kamisol, mit Pantoffeln an den Füßen vor der Hausthür stünde und eine Cigarre rauchte, da jetzt Jedermann die Schärpe umlegen müßte und mit ihr zugleich eine Unterordnung unter

den Sieger der Pyramiden. Bernadotte erklärte trocken, daß er von der öffentlichen Gewalt noch keinen Auftrag bekommen hätte. „Und wenn Sie ihn bekommen, gegen wen werden Sie ihn in Ausführung bringen?" „Contre tous les perturbateurs de la République!" antwortete Bernadotte. Aber es blieb nur eine Redensart, die dem Manne Ehre machte. Barras und Sieyes, (Sieyes, dieser gewandte Abbé, der für die schweren Geburten in den Krisen der französischen Revolution immer die Stelle einer Hebamme übernommen zu haben scheint) hatten das Terrain so gesäubert, daß die Waffengewalt, welche am 19. gebraucht wurde, nur die Beruhigung einiger übriggebliebenen unzufriedenen Trotzköpfe war. Noch vor dem Anbruch des Consulats mußte Bernadotte seine Demission nehmen. Er erklärte öffentlich, er würde sie nicht gegeben haben, hätte er nicht gewußt, daß man sie annehmen würde. Dies war eine Protestation gegen eine neue Herrschaft des Schreckens, die im Staate aufkam. Bernadotten blieb nichts übrig, als in die Reitschule zu gehen und bei der Aufhebung der dortigen republikanischen Zusammenkünfte die letzte Freiheit der Verfassung aushauchen zu helfen. Es ist ein vernichtendes Gefühl, so ehrgeizig zu sein, wie Andre und doch zu ehrlich, um Rücksichten zu verletzen.

Jetzt war Bernadotte von den Launen des Oberhauptes im Staate abhängig. Napoleon befolgte die Taktik, ihn zu demüthigen und an Posten zu stellen, wo es keine Lorbeeren zu gewinnen gab. Er wollte ihn den Völkern verdächtig machen, er übersah, daß nichts den Herzen der Nationen sich so einschmeichelt wie die Tugenden des Friedens und daß die Völker lieber Palmenzweige als blutige Siegeskränze austheilen. Bald wurde Bernadotte gegen die Vendée verwandt,

wo er Gelegenheit hatte, durch Milde die Gemüther zu gewinnen, bald gegen die Engländer, welche von Antwerpen aus sich näherten und die er durch Anwendung eines nicht weniger populären Mittels zurücktrieb, durch das Aufgebot der Nationalgarden. Diese eigenmächtige Verfahrungsweise war ganz dazu geeignet, Napoleons schlummernden Groll wieder aufzuwecken. Dazu kam, daß Bernadotte weniger durch seine Veranlassung, als durch die Meinung, welche ihm vom Volke imputirt wurde, in fast allen Conspirationen genannt wurde. Mallet, der schon im Jahre 1802 mit einem Muthe drohte, der 1812 zu einem, dem unerschrockenen Manne so verderblichen Ausbruche kam, Mallet und die Philadelphen wurden immer mit Bernadotte zusammen genannt. Man nahm es als fest an, daß dieser General noch unter der consularischen Regierung mit Fouché einen Ueberfall der Hauptstadt verabredet und den Umsturz der damaligen Verfassung bezweckt haben sollte. Napoleon selbst war nicht der Letzte, diesen Gerüchten Glauben zu schenken, nur vermied er, mit Eclat ihren Grund aufzudecken, weil er Frankreich und Europa überreden wollte, daß Niemand mehr gegen ihn zu conspiriren wagte. Bernadotte söhnte sich, durch Josephs, seines Schwagers, Veranlassung mit dem Machthaber wieder aus, war aber bei den spätern deutschen Feldzügen ein ewiger Gegenstand der kaiserlichen Spionage. Bernadotte klagte bitter über die Intriguen Savarys, der in den Feldlagern die geheime militairische Polizei zu leiten hatte und das allgemeine Schrecken der Generale geworden war, seit der biedere unerschütterliche Lannes ihm nicht mehr die Spitze bot.

Napoleon war unermüdlich in Herabwürdigungen Bernadottes. Er ging darauf aus, die Feldherrntalente eben so

sehr wie den Patriotismus dieses Generals verdächtig zu machen. Jena, Wagram und Eylau waren die Hauptveranlassungen dieser wiederholten Zerwürfnisse. Am ersten Orte sollte Bernadotte die Schuld tragen, daß das Preußische Heer nicht total vernichtet wurde. Er durfte nur eine feste Position nehmen, sagte Napoleon zu Automarchi noch auf St. Helena, und das Preußische Heer war vernichtet. Aber Genie gehörte dazu, fügte er bei, oder, wenn man Rapps Berichten folgt, nach Napoleons Meinung weniger Eifersucht auf den Ruhm der andern Marschälle: denn wenn es Bernadottes Wünschen gemäß gegangen wäre, so hätte, wie Napoleon sagte, Davoust die Schlacht bei Auerstädt verlieren müssen. Nach der Schlacht bei Wagram desavouirte Napoleon öffentlich von Schönbrunn aus das Benehmen Bernadottes, der sich erlaubt hatte, in einem eignen Tagsbefehl den Sachsen, die er commandirte, Lobsprüche und den größten Antheil am Siege zuzuerkennen. Ich gestehe, daß der Bericht, den Bernadotte über den Muth der Sachsen abstattete, die Erwartung übersteigt, die man von der Tapferkeit eines Volkes haben darf, welches zum größten Theile aus Gelehrten, Buchhändlern und Sänftenträgern besteht, und glaube mehr an die Ansicht, welche sich über die Schlacht bei Wagram in der Geschichte festgestellt hat, daß die Sachsen, eingedenk des deutschen Vaterlandes, das sie in den Oestreichern bekriegten, gewichen sind; aber Napoleon nahm Gelegenheit, den Prinzen von Ponte Corvo wegen eines in diesen kritischen Zeiten so übel angebrachten Complimentes an die Bundesgenossen in den Augen der Franzosen als einen Verräther der Nationalehre zu bezeichnen. Die Zwistigkeiten bei Eylau waren dieser Demüthigung vorausgegangen. Dort hatte

Napoleon, um die Ehre eines schwer errungenen Tages zu retten, die Schuld auf Bernadotte geschoben und ihm den Vorwurf einer Verspätung seines ihm zu einer bestimmten Stunde vorgeschriebenen Eintreffens auf dem Kampfplatze gemacht. Bernadotte wußte von Nichts. Der Offizier, welcher ihm die Depesche überbracht haben sollte, war todt und Napoleon hatte gut weise sein, wenn es sich um die Vertrauten seiner Pläne handelte, die man nicht mehr fragen konnte. Nach der Schlacht bei Wagram nahm Bernadotte seinen Abschied und beschloß, in Frankreich als Privatmann zu leben. Hier traf ihn die Wahl der Schweden. Napoleon war überrascht und leistete in der ersten Hoffnung, für Frankreich eine neue Station zu haben, keinen Widerstand. Derselbe Marschall, den er einst vor ein Kriegsgericht stellen wollte, wenn er einen andern Grund dazu gehabt hätte, als seinen Haß, war daran, eine Krone auf sein Haupt zu setzen. Napoleon ließ ihn ziehen, versprach für Ponte Corvo zwei Millionen (eine wurde gezahlt) und erschrak erst, als ihm der neue Rival aus den Augen war. Ein Briefwechsel entspann sich ähnlicher Art, wie der, welchen Napoleon mit seinem Bruder Ludwig, dem Könige von Holland, führte. Sie sind erstens Franzose, zweitens französischer Prinz und erst drittens König von Holland oder Schweden: dies war sein Refrain. Der Ausdruck: das Interesse meines zweiten Vaterlandes, brachte ihn außer sich. Er begriff nicht, wie man eine Monarchie gründen konnte ohne Machiavellismen. Jetzt rief er aus: „O wär' er hier, so ließ' ich ihn in Vincennes erst Schwedisch lernen!" „Bernadotte war es," sagte er in St. Helena zu Las Cases, „der unsern Feinden den Schlüssel zu unsrer Politik, die Tactik unserer Armeen mitgetheilt; er ist es, der

ihnen die Wege zum heiligen Boden gezeigt hat." „Er ist jetzt der einzige Emporkömmling, der auf dem Throne sitzt," fügte er ein andermal hinzu; „das ist ein Skandal, dessen Beispiel für die legitimen Monarchien zu gefährlich ist, als daß sie es ungestraft lassen könnten." So riß ihn die Leidenschaft noch im letzten Augenblicke zur Blindheit hin. Bernadotte und Buonaparte besaßen denselben Ehrgeiz, vielleicht dasselbe Genie. Der Eine konnte die Welt, der Andre nur ein kleines Königreich, wo die Natur Eisen statt Korn wachsen läßt, erringen, weil sie sich durch die Verantwortlichkeit unterschieden, die sie im Gewirr sich durchkreuzender Interessen zu übernehmen wagten. Napoleon verschuldete sich beim Glück, Bernadotte wollte bei derselben Göttin reine Rechnung haben. Jener fallirte, dieser sparte ein kleines Capital, von dessen Zinsen sich ein gemüthliches Leben führen läßt, wenn auch unterm sechzigsten Grade der nördlichen Breite, in einem Lande, wo die Weintraube nur im Treibhaus reift, wo man die Buche und die Eiche begießen muß, wo unter drei Jahren das eine immer ein hungriges und mißrathenes ist.

Die Schweden waren nämlich der Herrschaft Gustavs müde geworden, der anstatt im Tacitus im Swedenborg las, der statt das Hirn seiner Unterthanen zu studiren, ihre Schädel nach Gall'schen Grundsätzen betastete und eine Amme entlassen konnte, die es gewagt hatte, dem kronprinzlichen Säugling statt von „Sr. Majestät" von seinem „Papa" zu erzählen. Die schwedische Aristokratie, nicht unähnlich der ehemals polnischen, hatte dabei ihre Privilegien im Spiele und wagte, da die Gemeinschaftlichkeit die Verbrechen zu mildern pflegt, einige Schritte, welche noch im Dunkeln liegen, sich

aber durch die dem Grafen Fersen gemachten Anschuldigungen ahnen lassen. Fersen, derselbe „schöne" Fersen, der als Kutscher verkleidet die unglückliche Familie Ludwig XVI. dem Postmeister von Varennes in die Hände führte, derselbe Graf Fersen, den die französischen Republikaner vom Rastadter Congreß vertrieben, wurde, als angeblicher Mörder des Prinzen Christian August von Holstein-Augustenburg, auf offener Straße vom Volke erschlagen, wie mich ein Augenzeuge versichert, mit Regenschirmen.

Warum die schwedische Aristokratie einen französischen General auf den Thron des Landes rief*), läßt sich aus zwei Gründen erklären, die sich fast zu wiedersprechen scheinen. Glaubte sie ein blindes Werkzeug ihrer Anmaßung zu gewinnen, oder trachtete sie, durch einen Fremden dem Lande die Ruhe zu geben, welche durch die Wahl eines Einheimischen, eines Brahe, Sparre, Horn, Adlerkreuz, nur noch heftiger wäre gestört worden? Einleuchtender ist, wie man unter Napoleons Generalen gerade auf Bernadotte gerathen konnte. Hier trafen Aller Wünsche zu; denn die Aristokratie wollte nur einen Fremden, der gemeine Mann, der halben Ohres auf die Zeitung lauschte, einen Franzosen, am liebsten den Wunderheros Napoleon selbst. Der Mittelstand, der Kaufmann und ein Theil der Offiziere hatten in der That schon ganz speziell an einen bestimmten Namen gedacht. Ob Bernadotte selbst an sich dachte? In Schweden gilt es für loyal

*) In der Skizze über Metternich, welche in einem Hefte der Revue des deux mondes steht, wird ein Graf Levinstein genant, welcher bei der Thronumwälzung in Schweden mitgewirkt haben soll. Diese Angabe ist doppelt unrichtig, einmal faktisch, sodann statistisch, weil Levinstein kein schwedischer Name ist. Auch in dem Pamphlet des Obersten Gustavson; der dreizehnte Mai 1809 findet sich keine Auskunft.

zu sagen: Der König war ebenso überrascht wie gerührt von seiner Wahl. Bourrienne, der sich in seinen Memoiren das Ansehen einer ganz besondern Freundschaft für Bernadotte giebt und mit gränzenloser Geschwätzigkeit die Fälle erzählt, wie oft Carl Johann seine Tochter „meine kleine Cousine" nannte, Bourrienne deutet ein entschiedenes Einverständniß mit der Aristokratie, als der Wahl vorangegangen, an. So viel scheint sicher, daß, als ihm Madame Normand in Paris ein Königreich wahrgesagt hatte, das überm Meere läge, Bernadotte dabei — nicht an Amerika gedacht hat.

Den Heeren Napoleons ging ein Enthusiasmus voran, welchen selbst diejenigen theilten, gegen die sie geführt wurden. Die Völker vermischten ihre eignen Hoffnungen nicht mit denen ihrer bestehenden Regierungssysteme, sie sahen sogar kalt zu, wie ihre eigenen Armeen von denen Napoleons geschlagen wurden, denn ihre Politik ging nur darauf aus, sich selbst mit dem Glanze der französischen Waffen zu verbinden und unter ihrem Schutze die Concessionen zu erlangen, welche ihre gedemüthigten Regierungen unter diesen Umständen nicht verweigern konnten. So war es in Schweden. Die kriegerischen Akte Gustav Adolfs mißfielen, seine Bemühungen um Pommern waren nicht einmal national. Die allgemeine Stimme war die der Bewunderung für Napoleon, und derjenige, auf den sie übertragen wurde, war Bernadotte. Bernadotte stand den nordischen Völkern am nächsten. Seine civilen Tugenden entfalteten sich schon, als er Gouverneur von Hannover war. Die Plünderung Lübecks konnte nicht gehemmt werden, aber seinen Bemühungen gelang es, übertriebenen Ausschweifungen Einhalt zu thun, den Bedrängten Schutz, dem Klagenden Gehör zu geben. Bernadottes

Benehmen ist für Lübeck unvergeßlich. Alle Berichte aus jener Zeit, besonders der Brief des Herrn Villers, des bekannten französischen Verehrers der deutschen Universitäten, an Madame von Beauharnais kommen darin überein, daß Lübeck ohne Bernadotte's Energie verloren gewesen wäre. Spätern Ruhm sammelte sich der Prinz von Ponte-Corvo in Hamburg. Mortiers, Michauds und Brünes Benehmen an diesem Orte hatte Spuren tiefer Erbitterung zurückgelassen, welche der neue Gouverneur verwischte. Das Dekret von Berlin bewirkte eine Revolution im Handel. Bernadotte bemühte sich, ihre Folgen weniger empfindlich zu machen. Auf seine Veranlassung mußten die Douaniers immer das eine Auge geschlossen haben. Vertrauliche Gespräche ließen bald errathen, welche Meinung Bernadotte über das neue Merkantilsystem hatte. Die Hanseaten und Nordländer erfuhren hier Prinzipien, welche sie nicht ahneten von dem Manne sobald in Ausführung gebracht zu sehen. Später kommandirte Bernadotte in Copenhagen. Er traf das arme, zerschossene, überrumpelte Copenhagen halb in Asche, die ganze Stadt aber in tiefster Trauer. Es war eine besondere Fügung des Schicksals, daß Bernadotte überall da ankam, wo er Ausschweifungen zu zügeln oder Schmerz zu versöhnen hatte.

Selbst die feindlichen und neutralen Höfe gewann der Marschall. Dem Fürsten Wittgenstein werden die ihm in der Gräflich Voßischen Briefangelegenheit geleisteten Dienste unvergeßlich bleiben. Gefälligkeiten verpflichten eben so sehr wie Geschenke. Der König von Preußen war bei derselben Angelegenheit interessirt, wo Bernadotte mit vieler Gewandtheit seinen letzten Einfluß bei Napoleon geltend zu machen wußte. Kein fürstlicher Name ist in Preußen so populär,

wie früher der des Königs von Schweden. Für den Schmerz des Coriolan, gegen die Römer kämpfen zu müssen, sollte die Liebe der Volsker einen Ersatz geben.

Wir sind jetzt in unsrer Darstellung bis auf jenen Punkt gekommen, wo wir in Bernadotte nur den Schweden noch antreffen, wo die Pyrenäen, die französischen Zeltgemeinschaften vergessen sind. Wir sehen ihn von Frankreich, dann von Hamburg Abschied nehmen und einige schwedische Worte einstudiren, die sich auf der Reise aus dem Wagen werfen lassen. Wir wissen nicht, was er lies't; Macchiavell oder Mariana über Prinzenerziehung, Plato's Republik oder die Geographie von Schweden. Kaum zwei Stunden ist der neue Prinz in Copenhagen, so stirbt der König von Dänemark. Wir übergehen die Thaten des Befreiungskrieges, die der Geschichte mehr als der Biographie angehören und sehen nur noch den König auf dem Throne Gustav Wasa's, auf dem Schlosse Karls IX., nicht weit entfernt von Gripsholm, wo die Könige verwahrt werden, welche das Vertrauen des Volkes täuschen, wie einst Erich. Betrachten wir Carl Johann in der Mission, welche er dem schwedischen Volke gegenüber übernommen hat.

Schweden gehört wie Deutschland und Holland zu jenen Staaten, die ihre glänzende Vergangenheit nicht wieder einholen können. Schweden hat gegen die mächtigsten Reiche unermüdliche Kriege geführt, Schweden dictirte Friedensschlüsse; Schweden ist kaum noch der Schatten dessen, was es einst war. Ein armes Land, das allerdings noch die Finnischen und Pommerschen Ufer der Ostsee sein nannte, aber dafür noch keine Tanne in Norwegen besaß, lieferte streitsüchtigen Königen die zahlreichsten, muthigsten und gehorsamsten Heere.

Nach einer Schlacht, wie die bei Pultawa, konnten 70,000 Mann dem angebeteten nordischen Alexander, wie ihn Voltaire nannte, zum Entsatze kommen; und noch länger hätte diese Freudigkeit der Nation, diese Hingebung an ehrliche, mannhafte Regenten gedauert, wenn nicht der Adel die Bereitwilligkeit gekränkt, den gemeinsamen Willen zersplittert und eine Obergewalt im Lande gewonnen hätte, die man jetzt in der schwedischen Geschichte die Zeit der Freiheit nennt, deren Rückkehr aber das grausamste Geschenk des Schicksals wäre. Schweden verlor Finnland und die deutschen Provinzen. Norwegen, gegen Schweden so widerspenstig, wie Belgien gegen Holland, ist kein Ersatz für eine Provinz, die dem Czaren von Rußland seine besten Krieger liefert. Schweden ist in einer Lage, die ernsthafte Aufmerksamkeit verdient.

Der Traum jedes patriotischen Unterthanen Carl Johanns ist der Stein, welchen der Sage nach ein Waldgeist an der Newa meißelt und der die ewige Gränze zwischen Scandinavien und Rußland bilden sollte. Jetzt ertragen sie es schwer, daß sich Alexander und der Kronprinz in Abo umarmten und sich der Ehrgeiz statt Finnland Norwegen unterschieben ließ, da man ihm Hoffnung machte, Erbe Napoleons zu werden. Es ist gewiß, daß Bernadotte während des ganzen Feldzuges daran dachte, jenen Hermelin zu erhalten, der im Glauben des Volkes auch schon für Moreau bestimmt gewesen war, den Bienenmantel Napoleons. In Paris wagte Bernadotte nur etwa drei Tage diese Hoffnung, in der ihn Alexander bestärkte, und reis'te ab, als er die geheimnißvollen Cirkel sah, welche Talleyrand mit hinkendem Fuße schrieb. Bernadotte war getäuscht; aber wer konnte Alexandern, der Aller Welt Alles versprach und Jedem gern den ganzen

Himmel in den Schooß schüttete, zürnen? Wie konnte es Carl Johann in seiner Lage? Die Schweden sagten, daß er auf sie rechnen dürfte; aber Carl Johann nahm das, was ihm gewiß war, die Achtung der Nation, und suchte sich noch das zweite Ungewisse zu verschaffen, die Freundschaft der heiligen Allianz. Die Nation seufzt. Sie haßt Rußland, wie Rußland in England und Deutschland kaum gehaßt wird. Sie denkt an jenen Grenzstein im Walde an der Newa, an Landskrona, eine Festung, welche Torkel Knutson baute; aber die Politik des Kabinettes von Stockholm hat keine Selbstständigkeit. Als Bernadotte Kronprinz von Schweden wurde, fielen die Papiere in St. Petersburg; seitdem stiegen sie: werden sie erst wieder fallen, wenn Carl Johann stirbt?

Auch der König von Schweden ist mit den Resten der französischen Revolution, welche sich als moderner Liberalismus in unsern heutigen Verhältnissen eingekleidet haben, in Widerspruch. Derselbe Republikaner, welcher in Wien einen Kampf gegen die Bevölkerung der Straßen wagt, fürchtet jetzt nichts so sehr, als die Straße, den Tumult und jene nur in mißglückten Revolutionen übliche Bezeichnung des Volkes, den Pöbel. Schon während seiner Statthalterschaft von Copenhagen schrieb er nach Hamburg: „So oft die Massen sich erheben und von ihrer Kraft Gebrauch machen, hört Jedermanns Sicherheit auf. Dann muß die Autorität der beschützenden Gewalt sich in ihrer ganzen Energie zeigen und den Gewaltthätigkeiten durch ihre Dazwischenkunft ein Ende machen. Der alte römische Senat, der doch sonst so mißgünstig und eifersüchtig auf seine Prärogativen war, übergab in Zeiten der Verwirrung das schreckliche Recht über Leben und Tod an einen Dictator, der nach keinem andern

Gesetze verfuhr, als dem seiktes Willens und des Liktoren=beils. Die gewöhnlichen Gesetze begannen nicht eher wieder, bis nicht das Volk zu seiner Pflicht zurückkehrte." Diese Erklärung verräth energische Maximen, welche zum Glück in Schweden noch nicht angewandt worden sind. Jedes Land und jede Lage modifizirt Abstractionen dieser Art. Die Schweden sind nicht leicht überredet; ihre Ueberzeugung reißt sie oft hin, sie sind zum Tumulte geneigt. Ihre von einander entfernt liegenden Wohnsitze zwingen sie, sich in einer gewaltsamen Uebereinstimmung ihres Willens zu erhalten. Die Mißgunst ihres Bodens, der ihnen das Brod so kärglich spendet, macht sie ungeduldig. Es möchte mißlich sein, Grundsätze, welche für Rom und Paris sich eignen, auf eine Nation anzuwenden, welche ehrlich und bieder ist und nie etwas gethan hat, wofür sie keinen rechten Grund gehabt hätte.

Schweden ist verrostet von alten Mißbräuchen. Der Geist der Zeit kämpft gegen den Papierdrachen des Schreiber=systems an. An einer Bittschrift aber reiben sich in Schweden hundert büreaukratische Hände ab, ehe sie erledigt wird. Jede Bagatelle, das Bändchen an einem Orden, wird dem König vorgelegt, gleichsam als sollte bei ihm nur durch zahllose Unterschriften die Last des Königthums ausgedrückt werden. Der König erliegt unter dieser geistlosen Arbeit, die sich täglich wiederholt und die ihm immer gleich stumm und öde ist, da Bernadotte kein Schwedisch versteht. Aber noch gefährlicher ist die industrielle, agrarische und merkantilische Lage des Landes. Schweden ist arm, d. h. es bettelt nicht; aber es ißt sein Brod im Schweiß seines Angesichtes. Schwedens Schicksal könnte gehoben werden, das Gouvernement

könnte sich an die Spitze einer Revolution in des Landes alten gewerblichen Formen stellen, dem Ackerbau könnten seine Lasten genommen, die Industrie könnte ermuthigt werden.. Selbst das, was die Natur dem Lande vor andern Ländern schenkte, wird nicht in dem Grade cultivirt, wie es dem Interesse desselben entspräche. Sollte man glauben, daß Schweden trotz seiner waldigen Gebirge Mangel an Holz leidet und die Ausfuhr dieses Naturproduktes verbieten mußte? Nur durch eine schlechte Bewirthschaftung der Forsten konnte es so weit kommen. Schweden sollte mit seiner Natur eine großartige Industrie eröffnen können. Schweden sollte Nordamerika im Bau von Schiffen, besonders Dampffahrzeugen übertreffen. Schweden sollte das Eisen, das es an England verkauft, nicht von England verarbeitet zurücknehmen, sondern selbst nach technischen Fertigkeiten streben. Wenn sich auch Schweden nicht im Handel von England unabhängig machen kann, wenn es niemals auf der See zu Hause seyn und jene Zeit nicht wiederkehren wird, wo Stockholm mehr Kaufleute zählte als London, so könnte es sich doch in der Industrie einige Selbstständigkeit verschaffen. Wie weit Schweden in dieser Rücksicht gekommen ist, sieht man daraus, daß es noch nicht einmal einer allgemeinen Freiheit der Gewerbe genießt.

Schwedens politische Lage erregt Besorgnisse. Ich rede nicht von jener kleinen, im Interesse der gestürzten Königsfamilie entdeckten Intrigue der Herren Vegesack und Düben, nicht einmal von der Norwegischen Opposition, welche sich auf eine vortreffliche, beinahe philosophische Verfassung stützt, sondern von den Zerwürfnissen des Mutterlandes selbst, welche mir kaum anders, als durch große Reformen heilbar erscheinen. Die Finanzen sind in Ordnung. Schweden hat Papiergeld,

aber keine Nationalschuld. Schweden hat aber ein verfehltes Abgabensystem. Es ist einmal zu hoch und zweitens schlecht regulirt. Zwanzig Millionen Thaler von drei Millionen Menschen zu verlangen, welche am Nordpol wohnen, die sechs Monate des Jahres verschneit sind, ist unbillig, und wenn diese Millionen noch auf denen lasteten, welche sie zahlen können! Die Cataster in der Cameralverwaltung sind fast alle irrthümlich und illusorisch, das Einkommen derer, welche besitzen, ist zu niedrig und derer, welche arm sind, zu hoch angeschlagen. Dem Landmann sieht man leicht in die Geldkatze, mit der er vom Kornmarkt aus der Stadt heimkehrt; dem Kaufmann in Gothenburg lassen sich die Prozente aber niemals nachrechnen. Hier muß eine Ausgleichung statt finden. Wann wird sie kommen? Wann in einem Lande, das unter den Privilegien seiner Aristokratie seufzt? Der Adel zahlt in Schweden 2½mal weniger als er im Vergleich mit den Bauern zahlen müßte. Die Höfe des Adels sind frei von zahllosen feudalen Steuern, welche nur noch auf dem kleinen Besitzthum der Armuth liegen geblieben sind. Das Land fühlt, was ihm Noth thut. Die Aristokratie selbst kommt allerdings den Plänen zur Verbesserung entgegen. Anckarswärd und Björnsterna sind im Munde jedes Patrioten; aber schon offenbart sich der Zwiespalt des öffentlichen Lebens, der Schweden zerrüttet. Die Regierung nämlich steht stumm, mißtrauisch und gleichgültig der großartigen ideellen Bewegung zu, welche sich in den Köpfen der Nation entwickelt hat. Sie ist wohlmeinend, selbst aufgeklärt, diese Regierung, ein edler, rechtschaffener Wille steht an ihrer Spitze, sie würde jedes Land, das keine Verfassung hat, beglücken. Aber wo eine Repräsentation vorhanden ist, wo das

Volk berufen wird, das allgemeine Interesse in Berathung zu ziehen, da soll die Regierung den Ständen Gehör geben und nicht aus ihren Bureaux und Ministerialkabinetten bessere Pläne zu schaffen sich einbilden. Eine Gesetzgebung wie die englische und eine Verwaltung wie die preußische, beide gleich vollendet, beide mit gleicher Willenskraft, würden im Vereine ein Land nur unglücklich machen. Eines muß zurücktreten: der eine Wille darf nur der Schatten des andern sein. Schweden hat eine gute Verfassung, aber es hat eine Regierung, die besser seyn will, als die Verfassung; daher die Reibungen auf den Reichstagen, die Anklage des Ministeriums Wetterstedt, das Todesurtheil des Hauptmann Lindberg, welches Niemand zu vollziehen wagte, daher eine Opposition, welche Namen, Prinzipien und Tendenzen immer mehr von dem allgemeinen europäischen Liberalismus entlehnen wird, daher zuletzt die Verachtung der Verfassung selbst, welche in der That in ihrer vierfachen Zusammensetzung aus vier Ständen den Bedürfnissen des Jahrhunderts nicht zu entsprechen scheint. Man sehnt sich nach jenem Tage, den Frankreich sah, als Sieyes sein berühmtes Pamphlet schrieb: Was ist der dritte Stand?

Es schmerzt mich, daß ich, um vollständig zu seyn, nach einer so achtbaren Tendenz des Schwedischen Volkes ein moralisches **Unglück desselben erwähnen muß. Ach! wie groß könnte die Menschheit seyn und wie entwürdigt sie sich. Da ist ein Getränk, dessen Ursprung sich aus dem phlegmatischen, dummen Holland herschreibt, das ich nicht nennen kann, wie den Namen mancher deutschen Journale. Früher preßte man es aus Weintrauben, dann aus den Gaben der Ceres, jetzt aus der Alles verdummenden, die Nationen durch Blausäure**

vergiftenden, die Jugend zu frühem Geschlechtstrieb und das Alter zur Vermehrung der Uebervölkerung reizenden Kartoffel. Die rothen frivolen Nasen und die sich überbeißenden, leckenden Lippen der Völker jenseits der Elbe kennen wir. Wir kennen die Russen mit ihrer blassen, nassen Hautoberfläche. Aber auch um Scandinavien zieht sich eine blaue, narkotische Dunstwolke: in jenem germanischen Urlande der Gothen sind die Scenen allgemein, welche Hogarth in seiner Platte: Gin-Lane gezeichnet hat. Schweden allein war vor vierzig Jahren mit fünf Millionen Kannen dieser Schmach zufrieden, jetzt reichen nicht zweiundzwanzig Millionen hin, seinen Durst des Jahres zu stillen. Dreiviertel der Verbrechen kommen, statistisch berechnet, aus dem klebrigen Glase. Bei Gastereien auf dem Lande ist es an einigen Orten Sitte, daß die Frauen ein Todtenhemde mitnehmen, um im Falle, daß ihre Männer sich erschlagen, sie christlich bestatten zu können. Die Generation verdirbt. Ein Drittel der jährlichen Conscription ist für den heiligen Boden des Vaterlandes zu kämpfen untauglich. Wohin taumelt die Menschheit?

Und um König zu seyn, begab sich mitten in diese Ausdünstungen ein Mann, der am Fuße der Pyrenäen geboren wurde, der an Napoleon nicht sehen konnte, wie er mit der Faust in die Rocktasche griff und Tabak schnupfte, so gierig, wie wenn man Melonen ißt! Bernadotte ist jetzt zweiundsiebzig Jahre alt. Er hat die Armee auf französischen Fuß gesetzt. Er steht des Mittags um zwölf Uhr auf, unterschreibt bis zwei Uhr, dann gibt er Audienz, ißt um sechs Uhr, giebt wieder Audienz bis in die tiefe Nacht und geht um zwei Uhr zur Ruhe. Er verläßt das Schloß nur, um eine Kirche oder die Revue zu besuchen. Im Winter sieht man ihn nirgends. Er erträgt

die Kälte nicht. Seine Unterhaltung ist die französische Literatur und das Pariser Theater. Eifersüchtig auf seinen Ruhm studirt er alle Memoiren, welche über die Revolution und die Kaiserzeit erscheinen. Er duldet nicht, daß man ihn in Paris aufs Theater bringt, er drohte mit einer Landung, als es einem Schauspieler einfiel, im Vaudeville seine Manieren wiederzugeben.

Die Schweden haben in diesem Momente zwei fixe Ideen. Die eine wird sich niemals erfüllen, das ist Finnland. Die zweite ist die Abdankung des Königs. Man möchte Oscar auf dem Throne sehen. Man möchte einen König haben, der nicht bloß durch sein gütiges Auge, durch ein holdes Lächeln, sondern auch durch den heimischen Laut der Zunge die Herzen fesselte.

Diese Hoffnung hat sich jetzt erfüllt.

Friedrich Wilhelm III.

Läßt sich eine ergreifendere Situation denken, als ein sterbender König und ein neuer, der ihm folgt, in dem Augenblick, als der Donner des Geschützes die Grundsteinlegung zu einem Denkmal Friedrichs des Großen verkündete? Wie drängten sich hier in eine kurze Spanne Raum und Zeit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammen! Wünsche und Hoffnungen mußten lebendig werden, Besorgnisse sterben, andere konnten erwachen, Gedanken aus den entgegengesetztesten Richtungen mußten sich durchkreuzen. Wer hat den Schlüssel, um zu errathen, was der Sterbende dachte, das Volk glaubte, der neue Herrscher ahnte? Wie kommt es, daß grade die Erinnerung an den Begründer der preußischen Monarchie in ihrer Stellung zu Europa die letzte öffentliche Thatsache im Leben Friedrich Wilhelms III. seyn mußte? Ist dies eine Sühne der Vergangenheit oder ein Fingerzeig für die Zukunft gewesen? Den Rathschluß des Weltgeistes umhüllen noch tiefe Nebel und erst die Geschichtsschreibung ferner Zeiten wird die Sonne sein, die sie erhellt.

Bei den Aegyptern sprach man über die todten Könige Gericht. Man wird in öffentlichen langen Reden und in kurzen Inschriften viel Unwahres über Friedrich Wilhelm III. sagen, man wird seinem Geiste das zuschreiben, dessen sein Herz, man wird dem Herzen zuschreiben, dessen sein Verstand sich rühmen durfte. Man wird in Dem seine Demuth finden, was vielleicht sein Stolz war und wird ihn vielleicht für Das loben, wofür er sich selbst getadelt hat. Könige sind wie die Phänomene der Luft. Sie werden von Tausenden ihres Volkes für dasselbe verwünscht, wofür sie andern Tausenden die Heißersehnten sind. Ein Gewitter raubt der Mutter ihr Kind, das der Blitz erschlägt, und tränkt die dürstende Erde, die nach ihm schmachtete.

Mag man nun mit Montaigne glauben, daß herrschen **le plus aspre et difficile mestier** ist, oder mit einem italienischen Sprichworte, (von Oxenstierna einst ironisch angewandt) daß zum Herrschen grade das wenigste Hirn gehört (der Leipziger Professor Adam Rechenberg hat es übrigens schon 1676 in einem eignen Werke widerlegt), mag man auch von dem, was über den Verstorbenen gesagt werden wird, abziehen, was der rührende Moment oder persönliches Interesse überflüssig hinzufügt, so viel wird selbst die Nachwelt nicht umstoßen können, daß der innige Zusammenhang der Schicksale, die die preußische Monarchie trafen, mit der Person Friedrich Wilhelms III. ein in der Erinnerung nie erlöschendes Licht auf ihn geworfen hat. Eine freudenlose, umflorte Jugend machte ihn schon früh für eine stillere Ergebung in das Unglück reif. Die Mäßigung, die ihn in seinen Leidenschaften und Gefühlen beherrschte, lehrte ihn auch das spätere Glück ohne Ueberhebung ertragen. Er nahm die

Gaben des Geschicks mit einem Gefühl an, das ihn auf Alles gefaßt machte, wenn es nur nicht überraschend und ohne Voraussicht kam. Heftigere Aufregungen vermeidend, beängstigte ihn jede leidenschaftliche Anmuthung und so erhielt auch seine letzte Regierungsperiode jenen Charakter der Selbstbeschränkung, den Preußen, ein innerlich so kraftvoller und nach Außen hin nicht ungedeckter Staat wohl aufgeben durfte, ohne für seine Erhaltung besorgt zu seyn. Friedrich Wilhelm III. war durch sein Temperament vor übereilten Entschließungen geschützt und diese Thatsache war vielleicht die glücklichste Erfahrung für das Wohl des Staates in einer Zeit, wo der Zeitgeist so viel leidenschaftliche Faktoren in Bewegung setzte und es Staatsmänner gab, die so gern neue Manifeste des Herzogs von Braunschweig in die Welt gestreut hätten und dem Weltlauf mit kecker Hand in die Zügel gefallen wären. Friedrich Wilhelm III. war nicht so groß in dem, was er that, als in dem, was er vermied.

Das vielbesprochene Buch des Bischofs Eylert würde man gründlicher beurtheilen können, wenn wir vom Bischofe Eylert etwas mehr kennten, als seine Ordensreden. Der Charakter jedes Biographen ist das Prisma, durch welches die Lichtstrahlen des von ihm behandelten Gegenstandes gebrochen werden. Mißtrauen gegen die authentischen Aeußerungen und besonders die langen Reden des nur als wortkarg bekannten Königs fällt uns nicht ein. Wohl aber möchte man wissen, auf welchen Ton die Taucherglocke gestimmt ist, mit welcher der Bischof aus dem dunkeln und unbekannten Grunde des geschiedenen Monarchen so viele Perlen heraufgebracht hat. Nach vielen Stellen des Buches scheint der Bischof Eylert ein Gefühlsenthusiast zu seyn, ein Geistlicher aus jener rhei-

nischen Homiletenschule, der auch Strauß mit seinen „Glockentönen" angehört. Die Verstandesbildung dieser Richtung muß gewiß gegen die gemüthliche sehr zurücktreten. Ein gewisses unbestimmtes Flimmern in religiösen Dämmerungsregionen dürfte wohl ein eigenthümliches Kennzeichen dieser westfälischen Geistlichen seyn. Auch Weltklugheit scheint nicht zu fehlen, schwankendes Dilettiren zwischen allerhand Gegensätzen hindurch, ein an sich kindliches Herz, aber auch viel Gerede darüber, eine gemachte Naivetät und in Bausch und Bogen genommen viel Unpraktisches, das aber im kälteren deutschen Norden an diesen Geistlichen als Originalität bewundert wird. Ob der Bischof dieser Richtung angehört, ob sie auf seine Beurtheilung des Verewigten von Einfluß war, bedauern wir, nicht bestimmen zu können.

Friedrich Wilhelm wird uns in diesem Buche als ein Mensch von hoher Religiösität geschildert. Die Religion und ganz entschieden in der Form des positiven Christenthums war die Grundlage seines Lebens. Der Glaube an den historischen Christus beseligte ihn und es war das Leben selbst, es war sein Schicksal, das ihn zu diesem Glauben hinführte. Die herbsten Schläge des Geschickes hatten ihn getroffen. Der unglückliche Krieg von 1806 nahm ihm die Hälfte seiner Staaten. Gedemüthigt von den Siegern, mit Vorwürfen beladen von seinen eigenen Unterthanen, gepeinigt von tausend Undankbaren, die von ihm abfielen und den neuen Gestirnen zuflogen, traf ihn noch der Verlust einer Gattin, deren kräftiger, entschlossener Sinn ihn im Unglück aufgerichtet hatte. Als ein Vasall Napoleons mußte er in Berlin regieren, gegen seinen alten Bundesgenossen sogar einen Theil seines zusammengeschmolzenen Heeres stellen, auf die

Achtung seiner eigenen Unterthanen mußte er verzichten. Der Bischof schildert diesen zerrissenen Gemüthszustand des unglücklichen Königs; schildert eine Lage, die soweit ging, daß der König sich vom Haß des Volkes und dem Uebermuth der Fremden fast persönlicher Insulten versehen mußte, schildert dies Alles in wahren und ergreifenden Zügen. In dieser trostlosen Zeit bildete sich des Königs Mißtrauen, seine Menschenscheu, sein Hang zur Einsamkeit. Nun aber kommt der Aufschwung des Volkes, der Sieg, der Triumph! Der gedemüthigte Herrscher überschreitet den Rhein, ja das schwindelnde Glück wird ihm zu Theil, zweimal in die stolze Hauptstadt des entthronten Weltherrschers einzuziehen, seine Länder fallen ihm wieder zu, vergrößern sich sogar, das Unglaubliche, ihm unmöglich Geschienene war geschehen und von diesem Augenblick, wo ein minder bescheidener Sinn sich würde überhoben haben, glaubte er an eine fast unmittelbare Einmischung Gottes in die Schicksale der Menschen. Es überkam ihn eine Gottesfurcht, für deren Reinheit und Wahrheit der Bischof zu sprechende Beweise anführt, als daß man an ihr zweifeln könnte. Es war diese Gottesfurcht Friedrich Wilhelms noch etwas Anderes, als die des Pietismus. Es war keine gewaltsame Leidenschaft für die Religion, sondern eine milde Verklärung des ganzen Charakters, eine Herabstimmung des innern Menschen unter ein ewiges Gesetz, eine Unterordnung aller seiner geistigen und gemüthlichen Thätigkeiten unter die Stimme des Gewissens. Der Bischof schildert eine religiöse Entwickelung, die sich in ihrem unausgesetzten Ernst und einem unbefangenen, aufrichtig sich Rede stehenden Denkvermögen fast bis zu einer Theologie des Herzens steigert. Man wird dies Gemälde einer bis in's Kleinste gehen-

den, religiösen Innerlichkeit, dies Bild eines nach Gottselig=keit ringenden Verlangens, das selbst, wie Eylert andeutet, bis zu einer Selbstpeinigung ausartete, nicht ohne Rührung betrachten. In ältern Jahrhunderten würde man einem sol=chen Christen den Beinamen des Heiligen gegeben haben.

Hatte sich somit der König für sein Leben einen eignen Standpunkt gewählt, so muß man aber über die Art, wie er ihn einnahm, noch Folgendes hinzufügen: Er impfte das Christenthum, nach seiner Auffassung, auf einen Menschen, der mit dieser Auffassung des Christenthums harmonirte. Die Grundlage dieses Menschen war schon eine homogene. Güte und Wohlwollen scheinen dem Herzen des Königs von Natur einge=wohnt zu haben. Er konnte nicht leiden sehen, weil ihn fremdes Leiden selber schmerzte, die Schule des Unglücks erhöhte diese Em=pfindsamkeit des Gemüthes. Wie bei einem Menschen, der ein=mal einen furchtbaren Schrecken erlebt hat, oft für sein ganzes Leben in den Gesichtszügen oder den Nerven der Eindruck nachdauert, so war auch bei diesem Fürste eine ent=schiedene Neigung zur Wehmuth und zu trüben Gefühlen vor=herrschend. Man mußte sich fürchten, ihm unangenehme Eindrücke zu bereiten, ja er fürchtete sich selber vor ihnen. Er konnte nicht traurige Gesichter sehen und malte sich die ihm bekannt werdenden unglücklichen Zustände anderer Men=schen mit einem Schmerze aus, der ihn trieb, überall, wo Heilung und Hülfe möglich war, zu helfen. Ein durchgehen=der Zug seines Wesens war die Entsagung. Oft getäuscht in seinen Hoffnungen, hatte er sich gewöhnt, an die Hoffnung keine Ansprüche mehr zu machen. Den meisten Dingen ging er, weil er sie zu verfehlen fürchtete, von selbst aus dem Wege. Vieles, das er ganz gewiß erreichen konnte, gab

er freiwillig auf; da, wo der Erfolg auch nur zweifelhaft war, stellte er nie eine Probe an. Auch diese Entsagung, geübt auf dem Throne, hat etwas Rührendes. Gemüther von dieser trüben Dämpfung macht nichts glücklicher als das Unerwartete. Daher des Königs Neigung zu Ueberraschungen, zur stillen Vorbereitung von Freuden, geheimer Erfüllung von Wünschen. An Zügen dieser Art sind die Mittheilungen des Bischofs besonders reich. Einige davon runden sich wie kleine Familiendramen ab und ich glaube wohl nicht, daß Jemand die Geschichte von dem Pfarrer Kärsten S. 290 u. folg. ohne Thränen wird lesen können.

Das Bild des Menschen, welches in diesem Buche aufgerollt wird, ist also ein durchaus wohlthuendes, ja es möchte in der Regentengeschichte einzig dastehen. Eine andere Bewandtniß aber hat es mit den Tugenden des Regenten. Nicht, daß Friedrich Wilhelm nicht von seinem hohen Berufe auf das Heiligste durchdrungen gewesen wäre, nicht, daß man irgend Ursache hätte, an seiner Gerechtigkeitsliebe, Sparsamkeit, an seinem Geschäftsfleiße, an seiner speciellen Sorgfalt für alle und jede Einzelheiten der Verwaltung zu zweifeln, nein, auch in diesem Betracht wollen wir dem Verfasser unbedingt das Beste glauben. Nur diese Frage sei uns gestattet: Ist es nicht ein sehr großer und in seinen Folgen höchst bedenklicher Widerspruch, wenn ein König in demselben röthlichen Schimmer am Horizonte seine Abendruhe findet, in welchem sein Volk Morgenroth erblickt? Das Jahr 1815 wurde für Friedrich Wilhelm ein Wendepunkt seines innern Menschen. Der Feind war geschlagen, sein Land ihm wiedergegeben. Nach so vielen Demüthigungen war der Gedemüthigte Sieger geworden. Die Glocken läuteten Frieden.

Der Krieger verwandte sein Schwert wieder zum Eisen seiner Pflugschar. Für Friedrich Wilhelm schien die Frage der Zeit — abgethan! Er kehrte, mit Dankgebeten gegen Gott, in sein Inneres ein, widmete sich der Religion, stiftete den heiligen Bund, entwarf die Union der getrennten protestantischen Confessionen, setzte eine neue Agende des Gottesdienstes auf, schützte die Künste des Friedens, gab den Künstlern freie Plätze zu großen Bauten und bereicherte die Museen und Galerien. Sein einziger Gedanke nach außen war Völkerfriede, Gottesfriede nach innen. Wo aber war denn Friede? Begann nicht mit dem Jahre 1815 grade erst ein neuer Krieg, ein Kampf der endlich von der militärischen Gewalt freigewordenen Geister? War die Revolution der Welt beendet oder erst eine militärische Episode derselben? Standen die Völker still oder begannen sie nicht erst jetzt ihre Wege und Märsche, die folgenreicher werden sollten, als die Züge über die Alpen und die Märsche nach Rußland? Von diesem triumphirenden Jahre 1815 an begann jener noch jetzt andauernde Zwiespalt zwischen Dem, was man damals beendet glaubte, und Dem, was nun erst beginnen mußte.

Mit dem Jahre 1815 kehrte Friedrich Wilhelm in sich selber ein. Er wollte Friede und Ruhe. Er wollte, daß sein Volk mit ihm den Durst nach jenseitigen Dingen theilte. So wie sein eignes Leben eine Vorbereitung für das Ueberirdische wurde, so hätte er gern sein ganzes Volk mit sich in höhere Gegenden hinaufziehen mögen. Erst folgte ihm seine Zeit, es war eine Zeit des Dankes gegen Gott, dann aber kamen Verwirrung, Hader, Mißverständniß. Die Union selbst, die Agende, seine rastlosen Bemühungen für die Stiftung eines reineren kirchlichen Lebens wurden das Signal einer erbit=

terten Polemik, die ihm trübe Stunden bereitete, ihn verstimmte. Er führte sie eine Zeitlang und gab sie dann auf. Er zog sich von einer Welt zurück, die ihn nicht begreifen wollte. Er schloß sich in seinen Familienkreis ein, er isolirte sich von den Menschen und, was bedenklicher ist, von der Zeit. Der Bischof bestätigt diese Erfahrungen durch seine Berichte und wir erschrecken darüber. Wir sehen einen König Privatmann werden auf dem Throne. Er beglückt die, die in seiner Nähe sind, und vermeidet die Entfernten. Er sucht sie nicht auf, selbst die Freunde nicht und vergibt den Feinden, noch ehe er sie gehört hat. Das Prinzip der Ruhe und der Stabilität wurde Staatsprincip.

Es liegt in der Darstellungsweise des Bischofs Eylert etwas, was fast glauben macht, er wird im fernern Verlauf seines Werkes diesen Widerspruch eines an sich so edlen Menschen mit seiner Regentenpflicht nicht ohne Freimuth berühren. Der König sagt in seiner christlichen Weise so oft, daß er den Ruhm dieser Welt nicht gesucht hätte. Warum sollte der gewissenhafte Beurtheiler verschweigen, daß in einer so lärmenden und unruhigen Zeit diese an sich rührende Demuth und Vereinsamung an dem Regenten eines großen, strebenden Volkes nicht zu billigen war?

16*

Altenstein.

Wenn eine Todeskunde mit solcher Bestürzung aufgenommen wurde, wie man sie über die des Ministers von Altenstein auf allen Mienen abgeprägt fand, so ist es ein Zeichen, daß man mit dem Tode des Menschen auch den Tod einer Thatsache fürchtete. Wenn man so begierig über den Nachfolger forschte, wie es in diesem Fall geschah, so sieht man wohl, daß man einen Gedanken in Gefahr glaubte und sich weniger um eine Individualität als um die Ideen Kummer machte.

Von Altenstein hatte man immer das günstige Vorurtheil, daß seine Bildungsperiode zum Staatsmann einer Zeit angehörte, wo der wissenschaftliche Gedanke eine höhere Geltung besaß, als die gleichzeitigen politischen und historischen Zustände. Damals, als dem preußischen Staate und dem deutschen Volke im Zustande ihrer tiefsten Erniedrigung nur noch die letzliche Hoffnung blieb, daß das Unglück nur vielleicht den alten Sauerteig des vorigen Jahrhunderts dürfte ausgefegt haben und eine geistige und sittliche Wiedergeburt des Vaterlandes wohl die Willkür und den Uebermuth der

Fremdherrschaft brechen könnte, damals hatte sich der Staatsmänner ein ideeller Aufschwung bemächtigt, der sie weit über das gewöhnliche Niveau der sonstigen politischen Alltagsbildung empor trug. Altenstein war einer von den Männern, die dem Gedanken ein ursprüngliches Recht einräumten und eher geneigt sind, das öffentliche Gesetz unter die Herrschaft der Ideen, als diese unter die Herrschaft des erstern zu bringen. Diesen Muth verdankte Altenstein der Zeit, wo er zum ersten Male mit öffentlichen Aufträgen betraut wurde.

Wie sind unsre Staatsmänner von heute so anders geworden! Ihre Jugend fiel meist in jene Zeiten der Verstimmung und politischen Unbehaglichkeit, wo man nach dem Sturze Napoleons von der Schwärmerei der Jugend und dem Fanatismus einiger ihrer Lehrer die Existenz der Staaten bedroht glaubte. Die ersten politischen Eindrücke, die sie empfingen, waren für die Ausbildung einer freien, unumwölkten Beurtheilung der Menschen und Dinge höchst unvortheilhaft. Die jungen Adligen (denn solche sind es meist) sahen auf der Universität, wo sie studirten, einem phantastischen Treiben der damaligen Jugend zu, standen, wenn sie sich Landsmannschaften anschlossen, in einem feindseligen Gegensatze gegen die überwiegende Mehrzahl der Commilitonen und trafen bei ihrem Eintritt in die Staatscarrière nicht selten sogleich die Verpflichtung an, richterlich und polizeilich gegen eine Bewegung zu verfahren, die allerdings die Staatsgewalt mit Besorgnissen erfüllen mußte. Ein großer Theil von Staatsmännern, die ihre erste politische Bildung aus jener unglücklichen Zeit herschreiben, haben den dualistischen Gesichtspunkt, aus welchem sie das ganze Staatsgebiet überschauen, nicht wieder loswerden können. Sie sehen

nur Gehorchende und Aufsätzige, sie sehen nur Stabilität und Revolution. An jeder Neuerung, mag sie in sittlichen, wissenschaftlichen, erwerblichen oder sonstigen Bereichen vorkommen, springt ihnen zuerst das Polizeiliche entgegen und der allerdings immer fortgährende Geist der Unruhe, der aber so alt wie die Welt ist, giebt ihnen unaufhörlich neue Handhaben für ihren politischen Standpunkt, dessen Stütze eine nicht mehr in ihnen auszurottende fixe Idee geworden ist.

Altenstein hat sicher während seiner ministeriellen Wirksamkeit das Störende des Neuerungsfiebers genugsam empfunden. Denn der schöne methodische Aufbau seiner Schöpfungen ward ihm fortwährend von den Einflüssen und Folgen desselben gestört. Er hätte sicher den Universitäten eine andre Reform gegeben, als ihm die polizeilichen Ansprüche, die andre Staatsgewalten auf die Hochschulen machten, gestatteten. Er mußte sich allgemeinen Verfügungen, die in Berlin und Wien entworfen und von Frankfurt a. M. aus datirt wurden, unterordnen und konnte aus der Unbehaglichkeit, in welche ihn oft diese Nothwendigkeit versetzte, sich nicht anders helfen, als daß er dafür den Universitäten Unterstützungen und Vermehrungen ihrer Studienfonds und ihrer Lehrmittel zuwandte, soviel die Munifizenz des Königs nur möglich machte. Ein Staatsmann aus der Periode, in welcher Altenstein politisch fühlen, denken und handeln lernte, konnte nie in dem Neuerungstriebe des Zeitgeistes etwas absolut Verderbliches, für sich, isolirt Thätiges und isolirt zu Bekämpfendes sehen. Ihm mußten offen vor Augen liegen die Verbindungssehnen, welche die Extremität des Bösen noch immer an den Rumpf des Guten gefesselt halten, und wie es im sittlichen Leben der Völker Uebergänge gebe, wo eine ein=

seitige Wirkung nach dem Einen hin auch das bessere Andere in Verwirrung bringen muß. Staatsmänner, die aus unserer neuen administrativen Periode herstammen, können nicht wissen, daß das, was heute die Miene der Revolution annehmen muß, morgen leicht die loyale Ordnung des Tages werden kann, wie dies in der Zeit der Fall war, wo Friedrich Wilhelm III. vor Napoleon Bewegungen desavouiren mußte, denen zuletzt Deutschland und Preußen ihre Befreiung verdankten. Erst mit dem Jahre 1830 und seinen Folgen wurde manchem dieser jüngern Staatsmänner der politische Horizont aufgeklärt oder sie lernten es, sich stillschweigend in politische Dinge schicken, die, so bedenklich sie waren, doch von keiner menschlichen Gewalt geändert werden konnten.

Die soviel bewunderte preußische Schulverfassung ist Altensteins Werk. Er begann seine Reformen erst mit der breiten Unterlage des allgemeinen Volksunterrichts. Er vermehrte die Zahl der Schulen und machte da, wo die Mittel des Staates nicht mehr ausreichten, den Ehrgeiz der Communen für das Unterrichtswesen verantwortlich. Die Zahl der Schulen, der Schüler und Lehrer stieg in bewunderungswürdigem Fortschritt. Dieser Institution gab er einen Unterbau an der Errichtung neuer und Verbesserung der alten Seminarien. Es wurden Lehrer erzogen, denen man zugleich eine bessere pekuniäre Stellung gab, um sie nicht zu zwingen, neben dem Bakel noch immer wie früher die Nähnadel zu führen. Auch in das Volksschullehrerwesen kam viel Schwindelei und Theorieensucht. Altenstein griff aber dem oft an's Lächerliche streifenden Wesen der Volkspädagogen nicht vor, sondern ließ dem entfesselten Fiebergeiste Zeit, sich auszutoben. Hat es mich doch gefreut, den bekannten Diesterweg, einen tüch-

tigen und wackern, aber über deutsches Universitäts- und höheres Unterrichtswesen gewiß befangenen Mann in einer ganz bedeutenden amtlichen Wirksamkeit früher in Berlin ungestört walten zu sehen. Den Gymnasien gab Altenstein eine gleichmäßige Form. Er nahm ihnen, was überflüssig, er gab, was ihnen fehlte. Dem Vorwurf, daß sie zu ausschließlich auf den Gelehrtenstand berechnet wären, begegnete er durch die Einrichtung, daß der Unterricht bis in Tertia in einer Allgemeinheit gehalten wird, daß er auch künftigen Geschäftsmännern als Vorbereitung dienen kann. Unerschrocken trotzte er den albernen Zumuthungen der Realisten, die dem Gymnasialunterricht die Firma: Alles für Alle! geben wollten und Naturwissenschaften, neuere Sprachen, das Rechnungswesen in einer Ausdehnung behandelt wünschten, daß auch gleich ein fertiger Kaufmann und Technologe von ihnen abgehen könne. Für diese Anforderungen wurden Gewerbschulen errichtet. Namentlich steuerte man in Berlin mit Recht dem schlechten Klipp- und Winkelschulwesen, errichtete Stadt- und Communalschulen, die von geprüften Lehrern geleitet werden und erzieht in ihnen bis zu allen jenen Kenntnissen hin, die der Realismus, unvernünftig genug, in den Kreis der Gymnasialbildung gezogen wünscht. Daß die Universitätsverfassung nicht Altensteins freies Werk ist, wurde schon gesagt und wir fügen hinzu, daß ihm auch nicht Alles anzurechnen ist, was im Kirchlichen als Zwangsvorschrift auftrat. Pietistischer Einflüsse durfte er sich nicht immer erwehren; ja die Strenge, mit der man in Preußen das gewiß löbliche Unternehmen der Union und die Einführung der Agende durchsetzte, ist sicher nicht aus s e i n e m Sinne gekommen. Wie sehr Altenstein bedacht war, in Collisionsfällen wenig-

stens die Lehrfreiheit vor den Verketzerungen des Pietismus zu retten, beweist das taktfeste Benehmen in der zweimaligen Hallischen Streitfrage 1829 und 1839.

Daß es in einzelnen Branchen zu bessern gäbe, ist keine Frage. Namentlich sollte in der Verfassung der Universitäten, wenn einmal die polizeiliche Furcht vor dem Verbindungswesen nachgelassen hätte, viel und durchgreifend geändert werden. Die Berliner Universität z. B. überläßt die Bildung ihrer Zöglinge sehr dem Zufalle. Die Professoren sind von der Größe und den Abwechselungen der Residenz zerstreut, die Hörer sind es nicht minder. Eine Beziehung des Schülers zum Lehrer findet mit wenigen Ausnahmen nirgends Statt und selbst bei diesen Ausnahmen wird sie vom Schüler gesucht, nicht vom Lehrer angeboten oder vorausgesetzt. Es fehlt dem ganzen Körper dieser Akademie Einheit, Mittelpunkt. Die Professoren erfüllen neben ihrem Beruf als Lehrer noch eine Menge anderer, als Aerzte, Räthe, Prediger, Schulprofessoren, sie erzielen meist von einem in's Weite getriebenen Aemtercumulus Einnahmen, wo die Universität nur mit dem geringsten Posten verzeichnet steht, so daß sie dem Katheder nur zum kleinern Theil angehören und in einem noch geringeren dem Studenten, für den sie weder menschlich gesellig, noch wissenschaftlich beaufsichtigend und controlirend vorhanden sind.

Noch einer größern Umgestaltung bedarf die pädagogische Bildung der sogenannten Oberlehrer. Ich kenne die pädagogische Anleitung nicht, die der Philolog in den sogenannten pädagogischen Seminarien erhält, aber ich kenne einige ihrer Vorsteher und weiß, daß es diesen, die selbst bei aller

Gelehrsamkeit nur sehr unbeholfene Lehrer sind, unmöglich seyn muß, eine Anleitung zur richtigen Mittheilung gelehrter Kenntnisse zu geben. Ich kenne die Unterrichtsmethode auf unsern Gymnasien und weiß, daß ihre Resultate von einer oft totalen pädagogischen Unfähigkeit der Lehrer schmählich verkümmert werden. Die Prüfungen der Lehrer sind überwiegend philologisch. Man sagt z. B. eine sogenannte Prodelection des Examinanden an und rechnet darauf, daß er eine Stelle des Horaz in Prima sicher in lateinischer Sprache erklären werde. Der Gebrauch der lateinischen Sprache auf den Gymnasien ist aber, wenigstens für die Exegese, ein ganz verderblicher. Die lateinische Sprache erlaubt eine Menge von Umschreibungen und Redefloskeln, die mehr als eine Stunde lang beim Lehrer wie beim Schüler die eigentlich gediegenen Kenntnisse, ob sie da sind, ganz verschleiern. Was im Deutschen sich sogleich als fade zu erkennen giebt, kann im Lateinischen oft geistreich herauskommen, wenn es nur mit einigem Color latinus gefärbt ist. Ein gewandter Lateinredner hält während einer Stunde den Mund nicht still und weder die Idee des vorliegenden Gedichts, noch irgend etwas im Einzelnen wird dabei klar. Will man das Lateinreden befördern, so sollte es wenigstens da nicht angebracht werden, wo man einigen koketten Phrasen aus der Syntaxis ornata das gründliche Verständniß des zu erklärenden Autors zum Opfer bringt. Und selbst wenn diese Herren Oberlehrer nun deutsch reden! Fast Alle denken sie an ihre philologischen Kleinkrämereien, Wenige an die Jugend, an das, was sie braucht, an das, wonach sie dürstet. Wenn man den Plato liest, so zittert der Schüler vor jedem Optativ, vor jedem Conditionalsatze, weil es da immer Fragen und Erörterungen

giebt, die der Herr Interpret weit mehr zur Hauptsache macht, als den Bau des Kunstwerks, den scharfen Umriß des Gedankenganges, den Umriß jedes einzelnen vorliegenden Satzes. Und nun muß man die Freude sehen, wie die Scholaren horchen, wenn sie einen Lehrer haben, der ihnen bei den alten Autoren mehr erschließt, als das Verständniß von Buttmann's und Matthiä's Paragraphen, der ihnen Blicke in die Zeit und antike Denkungsart, der ihnen Antiquarisches zur Erläuterung erzählt und auf den vorliegenden Fall so lange anwendet, bis dieser in sonnenheller Klarheit vor Aller Augen steht und ein sicheres Bildungsmoment für die ganze Lebenszeit geworden ist! An antiquarischen Realien sind die meisten Gymnasiallehrer sehr arm oder wissen sie nicht für den Unterricht der Jugend zweckmäßig zu benutzen. Den schlechten Vortrag der Geschichte, den mangelhaften Unterricht in deutscher Sprache gar nicht zu erwähnen!

Diesen Uebelständen, die freilich auch sehr von der oft unmenschlichen Geistlosigkeit und Bornirtheit der Lehrer herkommen, einigermaaßen zu begegnen, sollte an allen Universitäten ein Lehrcursus für die höhere, gelehrte Pädagogik eröffnet werden. Die Oberlehrer sollten im Examen nicht bloß beweisen, daß sie sich die Wissenschaften aneigneten, sondern sie auch mittheilen und verarbeiten lernten. Aechtes pädagogisches Genie läßt sich nicht erlernen, wohl aber eine gewisse Unterrichtsvirtuosität, die jenes ersetzen müßte. In Großtertia muß der Schüler in dem grammatikalischen Gefuge der alten Sprachen heimisch, in Secunda muß er zur cursorischen Lektüre angehalten werden. In Prima muß wenig gelesen, dafür aber desto gründlicher erklärt werden. Hier muß der **Schüler begreifen, festhalten, schließen, wiedergeben lernen.**

Welcher der Herren Philologen das nicht kann und hier noch cursorisch liest oder statarisch nur mit Rücksicht auf Hermann **ad Vigerum**, mit Rücksicht auf Porson **ad Euripidem**, mit Rücksicht auf den ganzen Krimskram gelehrter Haarspaltungen über die Partikeln und Redetheile der Sprachen, den nenn' ich einen Seelenverderber. Solche Pädagogen, die ihren Primanern in die Feder dictiren: Schreiben Sie sich auf: **Conf. Plat. Prot. 314 B. Thucyd. VII. 9.** Siehe auch Reisigs **Conjectan. in Aristoph. II.** S. 56; solche alberne Gesellen sind nicht werth, daß ihnen Jugendseelen anvertraut werden.

Altensteins Nachfolger mußte ein Mann seyn, der sich trotz Geburt und Rang doch ein lebhaftes Interesse an allem Geistigen, das allein den wahren Adel giebt, erhalten konnte, der, keiner wissenschaftlichen und politischen Schule zugethan, das Geistbelebende und Geisttödtende aus jeder Richtung im kirchlichen und wissenschaftlichen Leben herauszuerkennen versteht. Vor allen Dingen mußte ihm persönliche Vorliebe für eine Tendenz des Tages fremd seyn, am fremdesten aber eine rein büreaukratische Ansicht seiner Wirksamkeit, die etwa in seinem neuen Departement nichts als eine Beaufsichtigung der Vorbildung des künftigen Beamtenstandes sähe. Fremd muß ihm jede leidenschaftliche Hinneigung zu einem bloß praktischen Zweck, den er in seiner Verwaltung fände, bleiben; denn wie leicht könnte dann das wissenschaftliche Bewußtsein, das Altenstein zum leitenden ersten Gedanken seines Ministeriums gewählt hatte, in einen laxen Schlendrian ausarten!

Eine Kritik seines Nachfolgers gehört nicht hierher. Dennoch möchte in Rücksicht auf Altensteins freie Auffassungen

und zugleich auf die sich allerdings herausstellende Nothwendigkeit von Universitätsreformen zu bemerken seyn, daß die dialogische Methode, die zu diesem Ende vorgeschrieben wurde, keine Empfehlung verdient. Bis zu seinem Abgange von Prima ist der junge Musensohn gewöhnt an einen mündlichen Verkehr mit seinem Lehrer. Frage und Antwort haben ihn bis zu einer allmähligen wissenschaftlichen Reife gebracht. Der Jüngling, seine Universitätsstudien beginnend, fühlt sich zum ersten Male von der Schulform befreit und versenkt sich mit träumerischer Behaglichkeit in sein eignes inneres Leben und Weben. Früher lernte er tausend vereinzelte Dinge, jetzt zum ersten Male geht ihm die Vorstellung systematischer Kenntnisse auf, er fühlt die schwere Wucht des positiven Wissens, er fühlt den innern Zusammenhang der Thatsachen und giebt sich mit gläubigem Vertrauen neuen Eindrücken, neuen Lehrern, neuen Lehren mit einer Empfänglichkeit hin, die für sein Leben entscheidend wird. Ihn nun aus diesem sich Arrondiren, sich und die Welt Ergründen, aus diesem Glauben an positive Thatsachen sogleich wieder aufzuschrecken und durch dialogische Methode gleich wieder die Negation, die Zweifel, die Sucht sich selbstständig zu zeigen und den Widerspruchsgeist zu wecken, ist nicht zu rathen. Renommisten, Räsonneurs kann die dialektische Methode auf Universitäten wohl erziehen, aber keine Denker, keine Forscher. Die Jugend bedarf einer Zeit auch der geistigen Selbständigkeit, auch der geistigen Ruhe, des geistigen Wuchers und stillen Wachsthumes. Die kaum ausschlagenden Keime des Universitätswissens durch die Dialektik wieder herausreißen, heißt, sich die Möglichkeit rauben, je fest wurzelnde Stämme zu erzielen. Eine Zeit muß es im Jugendleben geben, wo man sich gewöhnt, auf Atlas-

schultern die Masse des Wissens zu tragen: ist die Universitäts-epoche vorüber, wird der Geist träger und spröder, dann kann man wohl erzeugen, aber nicht mehr viel empfangen. Möchte daher Altensteins Nachfolger von einer Vorschrift abstehen, die in der Theorie gutgemeint, aber nicht auf psychologische Erfahrungen begründet ist!

K. E. Oelsner.

Die Gründe zu untersuchen, welche den Hofrath Dorow bestimmen, aus einer unerschöpflich scheinenden Quelle Jahr ein, Jahr aus uns mit hinterlassenen Briefwechseln, Denkschriften und überhaupt einer „Portfolio“-Literatur zu beschenken, möchte demjenigen, der mit seinen Lebensschicksalen und Lebensansprüchen nicht vertraut ist, schwer fallen. In einem Beitrage zu seinen eigenen Denkwürdigkeiten, den er als Erlebtes in zwei Theilen (Leipzig, bei Hinrichs, 1843) herausgegeben hat, führt die Einleitung auf persönliche Verstimmungen, auf Begegnisse hin, die ihn zu Selbstvertheidigungen getrieben haben. Nach seinen Autographensammlungen jedoch, den „Reminiscenzen“ und jetzt vorliegenden Briefen Oelsner's an den verstorbenen Geheimenrath von Stägemann möchte man ihn mehr für einen jener durch Varnhagens kunstvolles Beispiel angeregten Individualitäts-Forscher, für einen enthusiastischen Freund jener Persönlichkeits-Literatur halten, die sich in aufsteigender Linie bis auf Lavaters physiognomische Fragmente und die jetzt vergessene Leidenschaft für die Silhouette zurückführen läßt. Man hat diese Literatur vielfach in Mißcredit zu brin-

gen gesucht, wie es natürlich ist bei einem Volke, das vor der Oeffentlichkeit eine fast kindische Furcht hat. Man hat aber noch nicht die große Bedeutung derselben in dem Falle wegläugnen können, wo sie sich zur tiefern Erkenntniß der Geschichte von supplementarischem Nutzen erwiesen hat; und wie sehr auch z. B. mit Varnhagen, dem großen Meister dieser Literatur, zu rechten wäre über seine jeweilige auch allzu große Nachsicht gegen zweideutige Charaktere, der Muth, mit dem er ganze Partieen seiner Lebensgeschichte der Oeffentlichkeit anheim gegeben, ist nicht minder rühmenswerth, als seine, wenn auch manierirte, doch immer zarte und geschmackvolle Behandlungsweise. Hofrath Dorow erreicht ihn nicht. Seinem Buche „Erlebtes" fehlt bei allem Reiz des Details doch die höhere Objectivität des Künstlers. Er liefert eben nur Materialien, bunt durch einander, Erinnerungen, aufgespeichert nicht in dem Magazin ruhiger Beobachtung, sondern meist in der Galle, in persönlicher Verletzung und überhaupt in der Leidenschaft eines beweglich und leicht, hin und her, bald angeregten, bald abgestoßenen Charakters. Dieser Mangel einer verlässigen Zurechnungsfähigkeit, die uns z. B. in seinem „Erlebten" bestimmen muß, den maßlosen Huldigungen Hardenbergs und den Bitterkeiten gegen Stein eine kühle Unparteilichkeit gegenüber zu stellen, dieser Mangel fällt überall da weg, wo Herr Dorow, wie in dem vorliegenden Buche, auf einfache Wiedergabe von Actenstücken, Briefwechseln und Denkschriften sich beschränkt.

Die Briefe Oelsners an Stägemann (Leipzig, Teubner, 1843) sind gleich interessant durch den Verfasser, wie durch ihre Adresse. Oelsner war zu jener Zeit, als er von Paris aus diese Briefe schrieb, preußischer Legationsrath, jedoch

nicht in unmittelbarem Dienstverhältnisse zu dem Minister, durch den Preußen am Hofe der Tuilerieen vertreten wurde, sondern, wie er es in diesen Briefen immer beklagt, in jener traurigen Zwitterstellung, wo man nicht weiß, ist man pensionirt oder nur zur „Disponibilität" gestellt. Er bezieht einen nicht unansehnlichen Gehalt, bekommt aber dafür die Weisung, nichts über Politik zu schreiben. Dieser Fall kommt öfter vor, seltener aber bei Staatsdienern. Sonderbarer noch wird dies Verhältniß, wenn man liest, daß der Gesandte Graf von der Goltz Oelsnern zwar verbietet, in seinen Briefen nach Berlin von Politik zu schreiben, Stägemann aber ihn dazu auffordert. In Frankreich würde diese Duplicität zu erklären sein durch die Doppelpolitik, die daselbst noch immer einerseits von den Ministern, andererseits vom Hofe beliebt gewesen ist (sie erstreckt sich noch jetzt auf eine doppelt, ja, dreifach organisirte Policei); in dem vorliegenden Falle jedoch wurde die Schwierigkeit durch Stägemann's Stellung zu der neubegründeten Staatszeitung ausgeglichen. Oelsners Briefe dienten zunächst dazu, dem geistvollen Beamten, der sich die Organisation dieses Zeitblattes, ja in erster Zeit sogar die unmittelbare Redaction dringend angelegen seyn ließ, Hülfsmittel an die Hand zu geben, die sich in der Beurtheilung der französischen Angelegenheiten nur in Paris beischaffen ließen. Diese Correspondenzen blieben vertrauliche Mittheilungen für Stägemann, der jedoch dem Fürsten Staatskanzler zu nahe stand, als daß ihr gediegener Inhalt nicht oft so zu sagen aus dem Redactionszimmer in das Cabinet hätte transpiriren sollen. Dann erfolgte ein erneuertes Verbot an Oelsner. Man fürchtete, bei der großen, von Herrn Dorow selbst geschilderten Empfänglichkeit des

Fürsten Hardenberg, bei jener, um ein Fremdwort zu gebrauchen, Captivität, die ihn für geistreiche und blendende Ideen so rasch gefangen nahm, er könnte durch Oelsners Beurtheilung der französischen Angelegenheiten von gewissen allgemeinen Grundsätzen entfernt werden, die nun einmal damals in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung von den eben erst durch den „heiligen Bund" so nahe gerückten hohen Mächten eingehalten werden sollten. Zuletzt gab Stägemann seine unmittelbare Beziehung zur Staatszeitung auf, die Courierpost zwischen Paris und Berlin, als zu kostspielig, wurde eingestellt und ein Verkehr, der so innig, fast unzertrennlich schien, brach im Handumwenden ab. Es folgen nach 1820 noch einige Billette. Jahre liegen dazwischen; wer weiß, ob mit den Jahren nicht auch veränderte Gesinnungen und Gesichtspunkte! Oelsner starb den 18. October 1828 in Paris.

Seine Briefe beweisen, daß er die Julinsrevolution vorausgesehen hat. Es ist ein Geist, ein Urtheil, ja, eine Gesinnung in diesem Buche, die es zu einer belehrenden und unterhaltenden Lectüre für jeden machen muß, der mit der Geschichte der Restauration nur irgend so weit vertraut ist, um sich alle die Begebenheiten vergegenwärtigen zu können, zu welchen Oelsner hier, oft ohne sie zu nennen, die Erläuterungen, die nähern Begründungen, ja, einen fortlaufenden Pragmatismus liefert. Das ganze Bild jener Zeit liegt vor uns aufgerollt; die Parteien in ihrer damaligen Gestaltung, die Personen, so weit sie damals schon eine unbefangene Beurtheilung zuließen, sie frischen sich auf und treten uns wieder unmittelbar vor Augen. Der Verfasser, der in Frankreich seit den Zeiten der Revolution heimisch war, der

Napoleons Aufgang und Erlöschen mit Sympathieen verfolgte, in welchen das patriotische Gefühl des Deutschen über jede verblendete Vorliebe zuletzt den Sieg davon getragen hätte, wenn nicht schon der freie Sinn des Denkers und Volksfreundes von der Herrschsucht des zum Kaiser sich krönenden Soldaten beleidigt gewesen wäre, Oelsner, der den edelsten Geistern Frankreichs und Deutschlands persönlich nahe stand, besaß eine Kenntniß seiner Zeit, die, über die in den Fesseln der Censur schmachtende politische Presse von 1818, 1819 und 1820 hinweg, den Stand der Dinge in seiner wahren Natur und an der Quelle ergründen konnte. Ohne für irgend einen der Wortführer Partei zu nehmen, besaß er selbst politischen Blick genug, sein Urtheil nach dem Bedürfniß der Masse zu bilden, nach den Zuständen des Volkes, nach Erscheinungen, die vielleicht nur vereinzelt auftauchten, nach Symptomen, die sich mehr in der Provinz, als in Paris kund gaben, und endlich mehr nach dem Schweigen, als dem Reden. Daß eine solche Auffassung der damaligen Zustände Frankreichs, eine solche entschiedene Ueberzeugung, die Royalisten würden Frankreich nur ins Verderben stürzen, von einer Politik nicht gern gesehen wurde, die außerhalb Frankreichs selbst mit einem erwachenden Volksgeiste und der Eindämmung überall anfluthender Neuerungswogen alle Hände voll zu thun hatte, ist leicht zu begreifen.

Oelsner's Briefe führen uns zunächst in treffenden Zügen das Bild Ludwig's des Achtzehnten und seines Ministers, des später gefürsteten Herrn Decazes, vor Augen. Die Wahrheit ist lebenstreu, sprechend. Ludwig der Achtzehnte in seiner isolirten Stellung mit dem redlichsten Wunsche,

Frankreich nach den Resultaten einer Revolution, die seinem unglücklichen Bruder das Leben gekostet hatte, zu regieren, mit einer Vorliebe für die Charte, als wäre sie eine lateinische Inschrift, ein Bonmot, ein kleines Madrigal von ihm (er liebte es, wenn man seine feine classische Bildung zu würdigen verstand) und deßhalb eben verlassen von seiner ganzen Familie, von seinen Brüdern, von seinen Neffen, vom Pavillon Marsan, von den Royalisten, vom Faubourg St. Germain; keinen Freund in seiner Nähe als Herrn Decazes, den er liebte, wie seinen Sohn, den er sich selbst zum Staatsmann gebildet hatte, der seine eigene Idee von seinem königlichen Lehrer mit feiner Schmeichelei zu entlehnen vorgab und der die Kraft hatte, eine Zeit lang jenen Ultras, die das Verderben der Bourbonen werden sollten, die Spitze zu bieten. Da trifft das Stilet eines Fanatikers den Herzog von Berry. Louvel, der den Ultras hätte eine Lehre geben sollen, wird ihr Triumph. Decazes muß dem Vater des Herzogs von Bordeaux zum Opfer fallen, Decazes, dessen Kraft noch nicht ausreichte, den Ultras zu beweisen, daß ihr reactionäres Extrem nothwendig das andere Extrem, den demokratischen Fanatismus, hervorrufen müsse. Oelsner's Mittheilungen über diesen Knäul von Verwirrungen, über dieses Chaos streitender Interessen sind ein Ariadnefaden, dem man folgen darf.

Wie uns in diesen Briefen Ludwig XVIII. und seine Minister, die, die er wählte, und die, welche ihm aufgedrängt wurden, lebenswahr entgegen treten, so die Intriguen seiner eigenen Familie gegen den wohlwollenden und redlichen Mann. Der Graf von Artois stellt sich an die Spitze derer, die Frankreichs Geschichte von 1789 nicht anerkennen wollen,

die nichts gelernt, nichts vergessen haben. Die Ultras leiten die Entschädigungs-Milliarde ein, setzen die Beschränkung des Wahlgesetzes durch, erzwingen den Feldzug nach Spanien. Oelsners Berichte machen uns mit allen Spielarten der Royalisten bekannt, mit den poetisirenden, wie Chateaubriand, mit den herrschsüchtigen, wie Villèle, Lainé, endlich auch mit jenen harmloseren, die sich in der That in die neuen Sitten und Zustände Frankreichs nicht finden können und Versailles immerfort noch mit Mitau verwechseln. Einige dieser alten Herren, die Oelsner selber kannte, sind wirklich liebenswürdig und wecken, wenn man sie in ihren Rollstühlen vor dem Kamine, mit ihrem gepuderten Haar und den freundlichen Sitten des ancien régime vorgeführt sieht, Erinnerungen an eine entschwundene alte Zeit, die unserer größten Hochachtung würdig ist. Häßlicher sind schon jene Gräfinnen und Vicomtessen, die noch immer nicht gelernt zu haben scheinen, daß die Menschenrechte gleich sind, und die eine Verachtung der „Canaille" an den Tag legen, die ihnen schon vom moralischen Standpunkte aus unschön steht. Oelsner beachtete diese Prätensionen in unmittelbarer Nähe. Auch die bonapartistischen und liberalen Elemente werden uns bei aller Zufälligkeit der Mittheilungen doch mit großer Wahrheit geschildert. Die Opposition in der Kammer bildete sich erst zu ihrem festeren Bestande. Von den Doctrinärs saßen damals in ihr acht, schreibe a ch t Mitglieder! Und diese winzige Minorität sollte zwanzig Jahre später das französische Ministerium bilden und gleichsam das Elixir einer politischen langen Lebensdauer gefunden haben. Trost für alle Minoritäten unserer Tage! Jenes kleine Häuflein barg Guizot in seinem Schooße, dem Oelsner schon damals jenes moralische

Uebergewicht zuerkennt, durch welches dieser Staatsmann sich noch gegenwärtig vor Frankreich mehr erhält, als durch sein Talent. Die Bestrebungen der Radicalen oder, wie Oelsner sie nach dem Sprachreinigungsfieber von 1819 neunt, der **Wurzelwichte** stehen noch im Hintergrunde. Dagegen verfolgt er mit spähendem Auge die Umtriebe des damals von den Geschäften entfernten Talleyrand. Dieser spukte damals wie Samiel hinter Busch und Mauer, überall und nirgends, Verwirrung auf Verwirrung häufend, um sich zuletzt, wenn Alles lichterloh brennen sollte, die Castanien vom Volke heranlangen zu lassen. Damals muß Scribe die Idee von Bertrand und Raton gefaßt haben. Talleyrand ist Rantzau und die Julirevolution, zehn Jahre später, Burkenstaff. Die Censurverhältnisse der französischen Bühne waren damals wie die der heutigen deutschen sehr beengt. Scribe konnte erst fünfzehn Jahre später von seinem eben so wahren, wie geistreichen Sujet Gebrauch machen.

Neben den treffenden Persönlichkeits-Schilderungen sind Oelsner's politische Grundsätze hervorzuheben. Hier lernt man einen Publicisten kennen, der sich nicht nach einer Theorie, sondern durch die Geschichte gebildet hat. Oelsner steht über seiner Zeit, ohne sie deßhalb zu verneinen, ohne sie deßhalb zu meistern. Er gehört jener allein richtigen und allein gediegenen Schule der Staatsweisheit an, nach der die Politik im Dienste der Zeit stehen, der Wille der Herrscher der Wille der vernünftigen Majorität eines Volkes sein soll. Er glaubt nicht, daß das constitutionelle System die einzig wahre Form der Volksbeglückung ist, aber er beruhigt sich mit dem Gedanken, daß einmal die Völker zu dieser Regierungsform vorläufig ein Vertrauen gewonnen haben, und

warnt alle Staatsmänner, in diesem empfindlichen Punkte klüger seyn zu wollen, als der Zeitgeist. Durch das Repräsentativ-System, sagt er, käme die Welt nicht zum Himmelreich, aber eine gute Repräsentation hindere, daß eine Regierung mit ihrem Zeitalter in Widerspruch gerathe, sie bewirke, daß alles, was ein Volk von Geistesbildung, Sittenwerth, Kraft des Willens besitze, sich in der Regierung selbst darstelle und äußere und diese folglich mit den Fähigkeiten, Ansprüchen und Bedürfnissen der Nation gleichen Schritt halte. (S. 41.) Er geht noch weiter. Er beklagt mit Stägemann die Neuerungen der akademischen Jugend und das furchtbare Verdächtigungs-System, welches mit den carlsbader Beschlüssen über Deutschland kam, sagt aber offen, er wisse kein anderes Mittel dagegen, als die Weltverbesserer sämmtlich in die Schule der Erfahrung zu nehmen und ihnen eine Verfassung, die sie für Ambrosia halten, wirklich vorzusetzen; sie würden bald inne werden, daß sie Hausmannskost ist und von ihrem Schwindelgeiste geheilt werden. (S. 99.) „Den Zeitgeist abkapiteln," sagt er S. 153, „ist eitle Mühe." Die Maßstäbe, die für Frankreich passen, wünscht er in den Hauptsachen auch auf Deutschland angewandt, denn durch ganz Europa zöge sich das Bündniß garantirter Staatsverfassungen, das Geld regiere die Welt und man wolle, indem man Steuern zahle, auch wissen, wie sie zum allgemeinen Besten verwandt werden. Dabei ist ihm der Trotz des Zeitgeistes fremd. Er kommt immer und öfter darauf zurück, daß eine unbedingte V e r w e i g e r u n g der Steuern zur Anarchie führen würde und deßhalb nie in den Befugnissen der Stände liegen könne, eine Lehre, die wir so lange nicht unterschreiben möchten, als die Gränze nicht festgesetzt ist, bis

zu welcher ein Ministerium wagen darf, auch ohne den Willen der Kammern zu regieren. Die Briefe Oelsner's dienen zur Anregung solcher und ähnlicher Fragen um so mehr, als sie Bericht erstatten über ein Staatsleben, das sich in Frankreich nach früherer Despotie damals erst in den Anfangsstadien seiner constitutionellen Entwickelung befand.

Ein nicht geringer Theil am Verdienst dieser Briefe gebührt aber auch ihrem Empfänger. Oelsner, eine rücksichtsvolle, höfliche und in französischer Zuvorkommenheit gebildete Natur, würde kaum gewagt haben, sich über seine Zeit so freimüthig zu ergehen, wenn ihn nicht Stägemann's klarer Weltsinn dazu ermuntert hätte. Leider fehlen auf die ölsner'schen Briefe Stägemann's Antworten, aber man kann sich eine Vorstellung von ihnen machen, wenn man Stägemann's Bildungshöhe zu würdigen weiß. Die Leistungen dieses Staatsmannes sind der Welt nicht ganz erschlossen. Selbst seine Poesieen sind nur in einen kleinen Kreis von Verehrern gedrungen. Er dichtete mit einem Wohllaut der Sprache, die sich nach den classischen Mustern gebildet hatte. Seine Sonnette athmen in einer oft zaubervollen Behandlung des Verses, in einem üppigen Reichthum von Wendungen, Zusammensetzungen und bezeichnenden Beiwörtern eine Reinheit der Empfindung, eine Läuterung der Seele, die uns immer, so oft wir sie lasen, einwob wie in ein reines, weißes Aetherlicht. Damals, als Oelsner diese Briefe schrieb, schien der Empfänger auf das Leben die frohesten Hoffnungen zu bauen. Preußens neuerwachendes Staatsleben erfüllte ihn ganz. Er gehörte jener Commission an, welche die dem preußischen Staate zu gebende Verfassung auszuarbeiten hatte, er machte diese Verfassung zum Gegenstande seines reifsten Nachden-

kens und berechtigte Oelsnern zu dem Refrain seiner Briefe: Wie befindet sich unsere Verfassung, wann kommt sie, ist sie besser als die baierische? u. s. w. Plötzlich erfuhren die Dinge eine andere Wendung, die Briefe brechen ab und die russischen Oden Stägemann's, des nun Verstorbenen, hat Oelsner nicht mehr erlebt.

Schon diese Gedankenreihe, die ich hier nur ungefähr andeutete, erklären es, warum der geistreiche und freimüthige Briefwechsel,* dessen Veröffentlichung wir Herrn Dorow zu danken haben, nach dem Willen der Oelsner'n vorgesetzten Behörden nichts über Politik enthalten sollte. Seine Ansichten wichen eben zu schroff von denen ab, die nach einer gemeinschaftlichen Verabredung seit 1819 geltend gemacht werden sollten. Es macht einen rührenden Eindruck, zu lesen, wie sehr sich der geistvolle Mann durch seine Zurücksetzung gekränkt fühlte, wenn er bittet, ihn doch nicht ganz zu vergessen und seiner treuen, dem Vaterland geleisteten Dienste eingedenk zu bleiben. Es lag eben in der Wendung der Dinge, daß andere Köpfe in den Vorgrund treten sollten, diejenigen, welche die erkrankten Staatskörper durch heroische Mittel heilen wollten. Oelsner ist als eine einzeln stehende Erscheinung von Varnhagen und Zschokke gewürdigt worden. Er gehörte zu jenen stillen Verdiensten, die ihr lohnendes Bewußtsein in sich selber finden müssen. Die Fesseln, die seinen reichen Geist beengten, zu sprengen, dazu sah er in seiner Lage keine Möglichkeit, auch fehlte dem bescheidenen Sinne wohl das Vertrauen auf die eigene Kraft, der unerschütterliche Glaube an den Beruf einer selbständigen Wirksamkeit. Somit schwankend zwischen Mögen und Können, zwischen Hoffen und Zweifeln, v e r g i n g e r i n s A l l g e-

meine, wie so Mancher, dem das Leben Eines zugemessen und das Andere versagt hat, wie so viele Geister, welche die höchste Künstlerweihe in sich fühlen mögen, den Stoff aber nicht finden können, sie durch Lebensgebilde dauernd zu bewähren.

Shelley.

Vor dem Posthause in Pisa stand im Jahre 1820 ein schöner, langaufgeschossener, aber kränklich aussehender Englishman und fragte, ob nichts für ihn poste restante angekommen wäre?

Wie heißen Sie? fragte der Postoffiziant.

Shelley!

In dem Augenblick erhielt der Fragende einen fürchterlichen Schlag auf den Kopf, nachdem er kaum gehört hatte, daß ein hinter ihm stehender Landsmann ausrief: Was, Sie sind der Gottesläugner? Der Elende entlief. Shelley war besinnungslos niedergesunken. Als er sich erholte, lechzte seine gekränkte Ehre nach Rache. Er hört, der Fremde sei nach Genua abgereist. Er eilt ihm nach; er will für die gemeine Mißhandlung Genugthuung haben. Er findet ihn nicht: er ist außer sich über den Schuft, bis er hört, daß er nach Lissabon gereist war. Es war ein englischer Lieutenant in portugiesischen Diensten. Was sollte Shelley thun? Leidend, hinfällig, sah er dem Tode, der ihn später in den Fluthen des mittelländischen Meeres ereilte, längst

schon mit gebrochenen Augen ins Angesicht. Er ertrug und verwand seinen Schmerz. Der Mann von Geist hat gegen die Brutalität keine andere Waffe, als Stillschweigen, Mitleid, Verachtung.

Und diese Anekdote kann uns auch schnell vergegenwärtigen, wer Percy Bysshe Shelley war, wenigstens wofür er in der öffentlichen Meinung galt. Er galt für einen Gottesläugner, für einen Gegner des Christenthums. Seine Braut wurde ihm entrissen, als ihn dieser Ruf zu verfolgen anfing, sein Vater, ein außerordentlich reiches Glied der englischen Aristokratie, verstieß ihn und ließ ihn darben, hungern sogar; die Kinder einer Ehe, welche er schloß, weil sein Herz einer Anknüpfung bedurfte, und welche Scheidung trennen mußte, wurden durch Beschluß des Lordkanzlers von England aus seiner Nähe genommen; er floh, verfolgt von den Verwünschungen der Prüderie und der Trägheit der Masse, nach Italien, ein brutaler Lieutenant wollte ihm den Hirnschädel einschlagen; er hatte die ganze Welt gegen sich, die ganze Kritik, die Kirche, den Staat, die Gesellschaft, den Vater und die erste Geliebte gegen sich, er hatte nichts als eine zweite Gattin, die einen Geist besaß wie Georg Sand und selbst köstliche Dichtungen giebt, nichts, als einige spärlich gesäete Verehrer, zwei oder drei Freunde, unter ihnen aber einen, der für viele galt, Lord Byron.

Wenn irgend das Leben eines modernen Dichters — denn das war Shelley — die Stellung des originellen Gedankens und der schöpferischen Phantasie, unserem schroffen, egoistischen und an Vorurtheilen haftenden Zeitalter gegenüber, vergegenwärtigen kann, so ist es das Leben Shelleys. Er war ein Sohn der Zeit, wie keiner, und seine Mutter,

grade unser materielles leichtsinniges Jahrhundert, stieß ihn von sich, wenn er sich auf sie berief, sich nach ihrem Namen nannte und die Maale zeigte, an welchen er erkannt sein wollte. Er trug, wie keiner, den Fluch einer Epoche, die nur von Gährungen und halben Ahnungen bezeichnet wird, den Fluch des Mißverständnisses und einer dem Neide und der Intrigue gar leicht möglichen Entstellung seiner edelsten Träume und Absichten. Er konnte sich nicht vertheidigen. Denn was läßt sich der Menge Vernunft predigen, der Menge, die nur nach Stichwörtern hört, die von stereotypen Ausdrücken nicht läßt, die nur schwarz oder weiß sehen will und von den Farben des Regenbogens der Ideen nichts versteht! Shelley galt als Atheist, als Gegner des Christenthums, als ein Ungeheuer; welche Waffe hatte er? Konnte er rufen: Von Allem, was ihr sagt, bin ich das Gegentheil; nur die Freiheit meiner Dialektik, in der ich erst meine Ueberzeugung die Feuerprobe bestehen lasse, nur mein Genius ist es, der euch beleidigt, den ihr nicht enträthseln könnt! Er konnte es nicht. Er konnte nicht sagen: Ich, Shelley, bin ein armer leidender Mann, der nach Klarheit und Offenbarung ringt; ich bin empfindsam, wie die Sinnpflanze; ich bin Idealist in einem Grade, wie es Plato nicht war; ich sehe Gott in jedem was Leben verräth; ich finde in der Natur die ewig geöffnete Pforte des Himmels; ich bin ein schwaches Rohr, das vom Zugwind seiner Zweifel hin und hergeweht wird; schmachte nach Liebe, Hingebung; ich opfre all mein Vermögen Armen und Hilfeflehenden; ich schreibe nicht des Ruhmes wegen, sondern um mir genugzuthun, ach und ich will aufhören, da ich nirgends in euren kalten Gemüthern ein Echo finde; ich bin der Unglücklichen Unglücklichster, dämmre dem Tode ent-

gegen und werde von Visionen geängstigt, die mich zum Schlafwandler machen, zum Schrecken meiner Umgebung; ich sah mich selbst, einen Doppelgänger; ich werde vom Sturm auf dem Meere verschlungen werden und schrecklich sterben, wie ich freudenlos gelebt habe!

So konnte Shelley selbst nicht sprechen. So spricht nur der, der ihn näher kannte; so spricht sein Leben, sein Tod. Erst die Grabschrift konnte ihn, wie an der Pyramide des Cästius in Rom zu lesen ist, ein treues Herz, cor corduum, eine liebe, gute, treue Haut, nennen. Byron nannte ihn so. Das atheistische Ungeheuer, vor welchem sich die Basen und Reviews Englands kreuzigten, war ein schwaches liebes Kind, das sich in Augenblicken der Gefahr zur muthigsten Elastizität emporschnellen konnte; sonst aber sanft und gut wie ein Frauenzimmer, abergläubisch sogar, religiöser jedenfalls als die Bischöfe von Oxfort und Exeter. Im Leben konnte das Niemand von ihm beweisen. Erst sein Tod und die unverfälschten Thatsachen, die der Gedächtnißrede seiner Freunde zum Grunde lagen, konnten ihn rechtfertigen.

Shelley war mit Byron in derselben Lage; allein diese Lage wirkte auf ihn anders, als auf Byron. Byron nahm Rache an seinen Gegnern, er schwang seine satyrische Geißel über die, die ihm mißwollten. Konnte er nicht ganz England durch seine Verse in den Belagerungszustand der Poesie versetzen, so nahm er Repressalien an Italien, an den Frauen, an Menschen, die ihn nicht verstanden, die nur sein Geld, seine Hunde und seine aristokratischen Manieren zu schätzen und zu fürchten wußten. Er hatte Stoff, woran er seinen Aerger austoben konnte. Allein Shelley, dem man nicht so sehr die Unsittlichkeit, als die senkrechte Gotteslängnung vor-

warf, mußte denselben Aerger in sich selbst verwinden. Er tobte sich nicht in den Leidenschaften aus. Er ertrug die Mißgunst der Welt und lebte, je mehr sie ihn von sich stieß, desto mehr in sich hinein. Sein Weib verstand ihn; sie war auf der Höhe seiner Ideen; ein seltnes Glück beim Dichterunglück. Er hatte Frieden in den Kreisen, die ihm die nächsten waren. Das gab ihm den Muth, so viele üble Nachrede zu ertragen und seinem ätherischen Genius treu zu bleiben. Shelley hatte eine Seele wie Ariel.

Wie Ariel war auch seine Poesie. Luftig und ätherisch flattert sie, wie die Libelle über dem Bache. Seine Gedanken zitterten, wie die Flamme des Lichtes zittert. Er war, wie die Lerche, wenn er sang, immer im Steigen begriffen. Er wußte die Poesie an das, was uns begegnet und im Wege liegt, wie die falsche moderne Richtung ist, nicht anzuknüpfen, sondern er mußte Grundlagen für seine Anschauungen haben, die dem Reiche der Gedanken und der Reflexionen angehörten. Nachdenken entzündete seine dichterische Begeisterung, die Anschauung lieh ihr erst die Worte, deren sie sich bediente. Alles, was er sang, ging von einer hohen Idee aus; die Form erst schöpfte er aus der Natur, die ihn umgab. Er wußte der Natur aber Alles zu entlehnen und abzulocken, was sie Poetisches nur enthält. Er kannte das Wesen der Blumen und Steine, er löste von Allem, was er sah, ein Bild für seine Dichtungen ab. Die schönsten Gleichnisse strömten ihm in üppiger Fülle zu. Er konnte in Bildern ebenso lieblich wie großartig seyn. Schwollen die Anschauungen, hoben sich die Gedanken, so ward er in seinen Formen gigantisch. Er brauchte Bilder, wie Aeschylus, dem er in der Tragödie nachstrebte. Es ist, als sähe man das

heiße Afrika eines Hannibal über das Eis der Alpen ziehen. Oft erhoben sich seine Formen so hoch, daß man ihm nicht folgen konnte, sondern wie einen Luftball ihn allmälig aus dem Auge verlor. Ich weiß nicht Englisch genug, um meiner Charakteristik der Shelley'schen Poesie Vollständigkeit zu geben. Aber ich ahne ihre zarte Mischung von Sentimentalität und Metaphysik und glaube allerdings gewiß zu seyn, daß sie der äußern plastischen Gestaltung ermangelte und in den zu erhabenen Stellen mit den obern Luftschichten der Atmosphäre zuweilen eine gleiche Wirkung hat, nämlich die, daß man erfriert. Indessen rühmt Byron das Talent seines Freundes für das Drama und sagt: die Cenci Shelleys sind das beste Trauerspiel, welches die neuere Zeit hervorgebracht hat und Shakespeares nicht unwürdig.

Die Cenci betreffend, so leitet sie Shelley mit tiefen Bemerkungen über den dramatischen Charakter, über Moralität der Poesie und ähnliche Fragen ein. Der Gegenstand ist bekannt. Ein römischer Patrizier, Cenci, ein Wüstling, der sich vor seinen eigenen Kindern nicht sicher glaubt, wirft in verbrecherischer Leidenschaft sein Auge auf seine eigne Tochter und reizt diese durch die ihr angethane Schmach, den Vater ermorden zu lassen. Die That wurde entdeckt und sie mit ihren Mitschuldigen zum Tode geführt. Beatrice Cenci ist der Mittelpunkt der Tragödie, die füglich nach ihr hätte benannt werden können. Ihr Unglück, ihre Verzweiflung, ihre Rache und die Verschlagenheit, mit der sie sich gegen die Anschuldigung des Mordes zu rechtfertigen sucht, sind meisterhaft geschildert Wenn das Trauerspiel im Allgemeinen zur Lektüre geeigneter ist, als zur Darstellung, so liegt dies in der negativen Charakteristik der übrigen Personen.

Sie entwickeln wenig drastische Leidenschaft, sie sind fein gezeichnet, sie entsprechen menschlichen Neigungen und Eigenthümlichkeiten, allein sie bewegen sich in keiner schlagenden und raschen Thätigkeit, sie haben nicht einmal sichre Zwecke, die sie erreichen wollen. Der Vater, Graf Cenci, ist gleichfalls mit origineller Wahrheit hingestellt und auch wirksamer als die Uebrigen, Beatrice ausgenommen. Die Sünde im Bunde mit der Frechheit hat der Dichter in krassen aber naturgetreuen und die Schranken haltenden Situationen gezeichnet, Lästerung und Bigotterie liegen auf einer vom Weinrausch lallenden Zunge. Ein Schauspieler, der diesen Charakter richtig wiederzugeben wüßte, müßte die satanische Originalität mancher Menschen gründlich studirt haben. — Zu den Vorzügen des Trauerspiels gehört die natürliche Sprache desselben. Shelley vermied absichtlich die lyrischen Ueppigkeiten, welche heutigen Tages grade bei talentvollen Dichtern das Drama so unwirksam machen. Er wußte, daß die Größe Shakespeares nicht in seinen verblümten, oft schwülstigen Redensarten, sondern in der Sorglosigkeit, so oft sie ihn beschleicht, in der Familiarität des Ausdrucks liegt. Nichts weckt die Sympathie mehr, als wenn sich die Gestalten des Dichters ihm ganz analog, ganz ebenbürtig bewegen, wenn sie die Sprache Aller reden und nicht etwa eine Staats- und Sonntagssprache, die nur das Zeichen des Ungeschickes zur Poesie ist.

Schleiermacher.

Unmittelbar nach seinem Tode geschrieben.

Seit einigen Jahren mäht der Tod in den Reihen der deutschen Männer, welche ein in verschwundenen Zeiten erworbenes Kapital an Ruhm sorgfältig angelegt haben. Nach der Julirevolution sah sich das Vaterland nach diesen großen Gelehrten, Weltweisen und Staatskundigen um und konnte sie nicht finden, die sich mit den Renten ihrer Vergangenheit von dem ernsten Schauplatz der Begebenheiten geflüchtet hatten; allein der Tod forschte nicht vergebens nach ihnen, der Tod berührte leise seine Opfer: Barthold Niebuhr, Georg Hegel, Franz Passow und manchen Andern, an dessen Namen sich reiche und freudige Erinnerungen von ehemals knüpfen. Die Greisenschaar des deutschen Ruhms wird immer lichter und das letzte geheimnißvolle schwarze Band, das die einzelnen Häupter zusammenhält, zieht sich immer enger zusammen.

Und wie sie hinsterben, diese hehren Gestalten — sehen wir das Vaterland klagend an ihre Grabesurne treten? Wo

ist der Schmerz, dem es sich hingäbe, ungetröstet? Wo die Thräne, die ein vertrauensvolles Wort stillen könnte? Kein Schmerz, keine Thräne; nur ein stummer Schauer.

Aber in dieser Sprachlosigkeit liegt noch mehr, als in der Apathie, die am Grabe Goethe's stand. Goethe war einem Theile seiner Zeitgenossen längst verstorben; er hatte sie durch sein langes Leben bereits ermüdet. Weit anders bei dem Tode dieser mächtigen Geister, welche in den frühe- ren Tagen aus ihren der Wissenschaft geweihten Museen herausgetreten waren und die Sache des Vaterlandes hatten erklären, schützen, die ihr hatten siegen helfen. Lebten diese Männer noch, als ihre einst so feurigen Zungen plötzlich verstummten und die beredtesten Worte auf ihnen erstorben waren? Da war das verworrene Deutschland, da hatte sich die Jugend an ihre Lehrer wollen anlehnen, dieselbe Jugend, welche sich später tollkühn — in die Gefängnisse stürzte? Wer wußte sie, als sie noch nicht reif waren, zu lenken? Die jungen Männer wollten die Söhne ihres Geistes seyn und entarteten sie da nicht erst, als sie von ihren Vätern enterbt wurden? Man kann nicht läugnen, daß seitdem eine gewisse Lauheit gegen unsere Notabilitäten eingetreten ist. Sowohl diejenigen, deren Schülerschaft sie nicht duldeten, als jene Andern, denen ihre Weigerung und Inkonsequenz zu Gute kam, beide Parteien gaben dem alten Ruhme wenig Gehör und man kann sagen, daß diese Erfahrung den Mei- sten an's Leben gegangen ist.

Schleiermachers innere Kraft schien unzerstörbar und doch waren namentlich für ihn die Ereignisse seit der Juli- revolution Todesstöße. Wie felsenhart Schleiermachers Cha- rakter war, so reichte seine Kraft doch nur aus, sich selbst

zu beherrschen. Die Begegnisse zerrütteten ihn, nicht, weil er sich dem Schmerze unmännlich hingab, sondern weil er ihn fühlte, weil er ihn nicht wegläugnen konnte, eben so wenig, wie jene theologischen Begriffe, an die er nicht glaubte und die zu widerlegen er doch so viel weitläuftige Dialektik ausspann.

Wer mit Schleiermacher je in Berührung gekommen ist, wird immer bereit seyn, zuerst von seinem centripetalen, unverrückten Verstande *) zu sprechen. Um sein ganzes Wesen hatte sich die logische Folgerichtigkeit wie eine Rinde gelegt; es war eine zerstörerische, entmuthigende Kraft, die von ihm ausging. Wie es aber bei Menschen seiner Natur eine immer wiederkehrende Erscheinung ist, so hatte er bei aller logischen Isolirung doch ein moralisches Bedürfniß der Hingebung, das vielleicht nie fordernd, verlangend bei ihm zum Vorschein gekommen ist, wohl aber in den geheimen Saiten seines Wesens wiedertönte. Wer ihn in den drei letzten Jahren seines Lebens zu beobachten Gelegenheit hatte, wird eine oft in ihm hervorquellende Wehmuth bezeugen können, ein Unterliegen, eine Unmacht, gegen den Schmerz anzukämpfen, die Mitleid erregte. Ein häuslicher Unglücksfall gab zu dieser Stimmung die erste Veranlassung her oder, um mich richtiger auszudrücken, der Tod seines einzigen Sohnes riß die Schleusen fort, welche noch die Gefühle und Selbstgeständnisse eines, vielleicht wußt' er selbst nicht wie, gebrochenen Daseyns zurückdämmten. Es war eine treue Gemeinde, die er noch zu elektrisiren vermochte und vor deren Oeffentlichkeit er seitdem immer mit dem Gefühl einer Verklärung und eines Bedürfnisses der innersten Mittheilung getreten ist.

---

*) Steffens war ein centrifugaler Charakter.

Seine zahlreichen Zuhörer, die Elite der Bildung Berlins, hatten ihm bei dem häuslichen Mißgeschick eine Theilnahme bewiesen, die ihn eben so vernichtete, wie sie ihm wohlthat. Zum ersten Mal in seinem Leben, in diesem platonischen Kunstwerke weise berechnender Abwägung seiner Daseinsmomente, hatte er sich gestehen müssen, daß er des Trostes bedürfte und der künstliche Bau einer stolzen Vergangenheit bricht morsch zusammen. Schleiermacher predigte seitdem in seiner Kirche mit einer rührenden Ergebung. Die Anlage seiner meisterhaften Vorträge war ihrem Schematismus nach zwar dieselbe geblieben, aber Ton, Haltung, die ganze Auflösung seiner dialektischen Räthsel war verändert. Man wollte es nicht glauben, konnte sich aber jeden Sonntag davon überzeugen, daß Schleiermacher die Kanzel nicht mehr ohne Thränen verließ.

Wir geben zu, daß der Verlust seines Sohnes und die Ahnung seines eigenen Todes zu einer solchen Stimmung viel beitrugen, möchten aber Denen nicht beipflichten, welche sie außerdem zum größten Theil in einer Wendung seiner theologischen Studien und Resultate erklärt finden wollen. Es ist wahr, daß ihn die Nothwendigkeit, seinen hartnäckig gegen die Dom=Agende geführten Kampf fallen lassen zu müssen, ferner die kurz vor der Julius=Revolution vorgefallene Halle'sche Denunciation, welche die Einmischung des Staats in den Streit der Kirche rief, ja vielleicht selbst die erneute Ausgabe seines Systems der christlichen Glaubenslehre mit all den kritischen Ungelegenheiten, welche in Deutschland die Erscheinung eines neuen Buches zu begleiten pflegen, unangenehm berührten. Es ist wahr, daß ihn die theologische Parteiung, die Appellation an die Laien, die

rücksichtslose Absonderung in rationalistische und supernaturale Systeme und das Drängen der Umstände, sich auf irgend eine Seite hingeben zu sollen, in trübe Stimmung versetzte. Allein wir glauben an keine Inkonsequenz theologischer Meinungen bei einem Gelehrten, der in seinen ersten Schriften, in seiner ersten Begrüßung des deutschen Publikums schon all die Keime ahnen ließ, welche später zu so bewunderswürdiger Vollendung gediehen, und noch weniger bei einem Philosophen, in dessen dialektischen Principien sich keine Momente der Ruhe und der starren, dogmatischen Abschließung vorfinden. Die auffallend dringliche Anempfehlung eines lebendigen und doch resignirenden, die Welt opfernden Christenthums, die wir in Schleiermacher's letzter Kanzelwirksamkeit finden, hatte einen tiefern Grund und hing mit den Bemerkungen zusammen, welche diese Worte des Gedächtnisses eröffneten.

Die Begebenheiten der drei letzten Jahre paßten nicht mehr in die Berechnung, welche auch Schleiermacher von seinem Leben gemacht hatte. Es störte ihn, wenn man ihm öffentliche Zumuthungen machte; er wollte von den Parteien nicht citirt seyn und widerrief sogar öffentlich eine Nachricht, welche ein französisches Blatt über seine politische Meinung gegeben hatte, mit witzigen aber matten Worten in der preußischen Staatszeitung. All die früheren offiziellen Mißverhältnisse waren in der That gehoben, seine Regierung hatte Vertrauen zu ihm, Schleiermacher wurde bei Hofe gern gesehen und seines Königs Huld verlieh ihm in einem Orden eine überraschende Auszeichnung. Schleiermacher hatte die Wendung, welche die jüngste Aufregung nehmen würde, kaum geahnt; er stand den Tendenzen des Tags mit offenem

Bekenntniß gegenüber. Allen seinen öffentlichen Vorträgen gab er von jezt an eine Richtung, welche sich entschieden gegen das Drohende, Nächste, wandte. Er mag nicht so weit gegangen seyn, wie Niebuhr, der eine neue Barbarei fürchtete, aber Schleiermacher sah ein, daß die Zeit Nichts mehr für ihn thäte. Die Impulse, welche das öffentliche Leben erhielt, kamen von einer Seite her, die mit seinen ideellen Bestrebungen in keiner Verbindung mehr stand. Das Terrain hatte sich verändert, die Fragen waren auf eine verbrecherische Spitze getrieben, alle Voraussetzungen, unter denen ein Mann wie Schleiermacher noch hätte wirken können, waren in der Hast des Augenblicks eingestürzt. Niebuhr fürchtete, man würde keine Achtung mehr vor den Forschungen der Gelehrsamkeit haben: Schleiermacher fürchtete, man würde in Kurzem nach den Tugenden des menschlichen Herzens, nach Liebe, Vertrauen, Treue vergeblich fragen. Dies ist der Schmerz, der den Verstorbenen in seinem letzten Lebensjahre verfolgte. Darum klammerte er sich an das Christenthum, darum weinte er, wenn er den zweiten Theil seiner Vorträge beendet hatte und zur Schlußfolgerung und Erhortation an seine Zuhörer überging. Er frug nicht geradezu, wo bleibt Plato, wo sind Sokrates und Christus? Wo bleiben die Thatsachen des Herzens? Wo die Hoffnungen der Zukunft? Denn er wußte wohl, daß das Leben mit der Idee niemals in unmittelbarer Berührung steht. Aber die Brücken, welche vom Einen in das Andere führten, die sah er überall wie abgerissen, er verzweifelte, an den übermüthigen Interessen des Augenblicks einen Gesichtspunkt zu entdecken, der eine Aussicht in die höheren Regionen der Humanität öffnete; er resignirte, schloß Auge und Ohr und

flehte eine Gemeinde mit Thränen an, Nichts zu thun, als zu resigniren und gleich ihm Aug und Ohr zu schließen. Seine Rede gewann in solchen Augenblicken einen hinreißenden Zauber. Er ließ Alles, womit die Theologie seit Jahrhunderten den Namen Christi umhüllt hat, zur Seite liegen und trat mit fast schwärmerischer Zuversicht der unmittelbaren Erscheinung des Erlösers immer näher, bis der Theologe (und so ging seine Hingebung in ein dogmatisches Bedürfniß über) in des Gottmenschen Leibhaftigkeit, Persönlichkeit, in der ganzen Wirklichkeit, wie ihn Thomas nach der Auferstehung sah, schwelgen konnte. Schleiermacher stand auf dem Punkte, Alles aufzugeben, wenn er nur noch Christus rettete.

Ich kann hier nicht unterlassen, noch einen besondern, tiefen, zerstörenden Eindruck zu erwähnen, den auf Schleiermacher eine traurige Erfahrung der Tagsgeschichte machte. Wie er sich überredete, daß die Welt nun bald nur noch von materiellen Interessen würde bewegt werden, so schien ihm die Cholera gerade eine ekelhafte Konsequenz dieser Richtung, ein Einbruch tellurischer Kräfte, eine dämonische Plage, welche im unmittelbaren Gefolge der siegenden unmoralischen, materiellen Tendenzen gehe. Man kann wohl sagen, daß Wenige das grenzenlose Unglück der Cholera so tief empfunden haben, als Schleiermacher, den seine Stellung als christlicher Lehrer zwang, auf den blassen, ermattenden Gedanken der in Berinl und Preußen wüthenden Seuche öfters abhandelnd einzugehen. Sein Idealismus konnte Alles ertragen, Krieg, Noth, andere Uebel, gegen welche sich die Menschheit wohl zu wappnen versteht, aber die Cholera, dieser schmutzige, ekle Tod, die allgemeine Hilflosigkeit selbst der Gelehrten, mit

der man sie erwartete, der pestartige Anhauch, der auf alles uns Umgebende und Belebende von ihr überging, dies dünkte ihm eine fast höhnische Reaktion der Materie gegen die Idee, eine Konsequenz des Zeitgeistes und seiner leichtsinnigen Orgien. Von dieser schmerzhaft-krankhaften Ueberzeugung waren seine öffentlichen Vorträge wehmüthig durchdrungen. Er vermochte dem mächtigen Unbehagen, das auf seine saubere, reinliche Seele eindrang, nicht mehr Widerstand zu leisten und fand nur Trost in jenem letzten Grunde, dessen wir schon Erwähnung thaten. Es war dann zuweilen eine lächelnde, seinen Thränen sich entringende Hoffnung, wie vielleicht die Summe des hereinbrechenden Materialismus, eben die Seuche, die Menschen wieder zu Liebe und Eintracht zurückführen könnte, daß sie sich unter einander Beistand leisteten und Einer dem Andern wieder Opfer der Liebe brächte. Dies ist ein Beispiel seiner letzten Dialektik. Männer dagegen, welche noch den Muth besaßen, jeder Erscheinung des Lebens in's Auge zu sehen, welche in der einbrechenden Aufregung ein Gesetz der Nothwendigkeit fanden und in allen Ausschweifungen der Leidenschaft nur die Zufälligkeit der Gährung — die Lebenslust, das freudige Vertrauen, der Siegesjubel der Jugend, dieser hielt sich seitdem von Schleiermacher, dem zerstoßenen Rohre, entfernt. Seine Hilflosigkeit hörte auf zu rühren, da er ihr sein Leben und sein thätiges Christenthum opferte. Kaum vernarbte Wunden brachen in seiner Nähe wieder auf. So wirkte er, der einst so Starke, zuletzt ermattend, erschlaffend.

Zum Schluß erklären wir, wohl den Widerspruch zu kennen, der gegen diese Darstellung Schleiermacher's von seinen Schülern, seinen Umgebungen, seinen Gemeindegliedern erhoben werden könnte und erhoben ist. Allein es war uns nicht

darum zu thun, die unvergeßlichen hohen Tugenden und Vorzüge des Trefflichen, eine allgemeine, unangefochtene Anerkennung, die dem Gelehrten, dem Lehrer, dem Redner gebührte, hier wiederzugeben, sondern ihn als ein Glied der sich immer mehr lösenden Kette unserer großen Männer zu betrachten, als einen öffentlichen Charakter, der zu wenig Stubenmensch war, um sich in seine wissenschaftlichen Gebäude zurückzuziehen, sondern der mit der Zeit fortlebte, ja selbst auf sie eingewirkt hatte. Wenn spätere Zeiten sich auf Schleiermacher berufen, so ist es wichtig, die verschiedenen Gesichtspunkte zu kennen, unter welchen derselbe scheint aufgefaßt werden zu müssen.

Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz.

Wer einst die organische Entwickelung der neuen deutschen Literatur zeichnen will, darf den Sieg nicht verschweigen, den drei durch Gedanken, ein Gedicht und eine That ausgezeichnete Frauen über die Gemüther gewannen. Mit Rahel zeichnete sich die höhere Empfänglichkeit, bis zu der es weibliche Wesen bringen können, gegen die Folie der gewöhnlichen Frauenbildung ab. Bettina warf auf das Antlitz zahlloser Frauen den rosigen Abglanz einer freieren Anschauung der Menschen und Dinge, so daß sie wieder etwas Dreistes, Großherziges und Naives zu denken und zu sagen wagten. Charlotte Stieglitz endlich ließ in diese heitern Gemälde einen dunkeln Schlagschatten fallen und zeigte, wie groß die Opfer werden können und werden müssen, wenn man aus dem gewöhnlichen Kreise des Handelns und Fühlens heraustritt und von dem verbotenen Baume der modernen Erkenntniß kostet. Wie durch eine göttliche Verabredung ergänzen sich diese drei großen Gestalten: drei Parzen, die den Faden der neuern Literatur und einer ernstern Ausglei-

chung der Bildung mit dem, was die Gesellschaft vertragen kann, anlegten, spannen, abschnitten.

Um zunächst das Aeußerlichste zu erwähnen, so gaben Varnhagens von Ense mannigfache Veröffentlichungen von Persönlichkeiten und deren stillem oder geräuschvollerem Verkehr eine sehr verführerische Anschauung des Bildungsprozesses früherer Literaturphasen. Man konnte in den vielfachen Briefen und seinen Charakteristiken den Gang verfolgen, welchen die Literatur ins Leben und das Leben wieder in die Literatur nimmt. So viel Geheimnisse, die hier gelüftet wurden, gaben den Bildern, die Varnhagen von Ense um sich zauberte, einen magischen Reiz. Man sah das Große in seinen ersten kleinen Anfängen, man sah das Berühmte im einfachen Hauskleide, man konnte die Wirkungen verfolgen, welche oft scheinbar unbeachtet gebliebene Schriften doch auf das Urtheil geistreicher Menschen in der Stille hervorbrachten. Eine Parallele der Anfänge, aus welchen die romantische Schule hervorging, war mit dem gegenwärtigen Werden und Gebären einer neuen Literatur bald gezogen. Man übertrug die Zeichen des Alten auf das Neue, verglich die Symptome der Vergangenheit mit der Gegenwart und schöpfte Muth, einer feindlichen Abneigung der öffentlichen Thatsachen und den eingewurzelten Vorurtheilen der überwiegenden Anschauungsweisen, Systeme und Bildungen die Spitze zu bieten, auf eine Zukunft der Gewöhnung und Versöhnung hoffend. Ein frommes Vertrauen ermuthigte so die Einen, steigerte sich aber bei Andern zu einer Zuversicht, die sie ihre Kräfte höher anschlagen ließ, als ihnen der Erfolg hätte erlauben sollen.

Weit mächtiger wirkte indessen der Gedankeninhalt der Briefe und Tagebücher, die Varnhagen von seiner Gattin

herausgab. Die Neuerungslust, die sich auf sittliche Ueberlieferungen geworfen hatte und, seitdem die Franzosen durch ähnliche Erscheinungen beschäftigt wurden, in sich fast eine historische Nothwendigkeit entdeckte, las aus den Briefen der Rahel eine zartkeimende Saat neuer titanischer Ahnungen heraus, die ihre grünen Köpfchen verstohlen über die Fläche des Ueberlieferten hinausstreckte. Noch nie hat es politische Umwälzungen gegeben ohne Angriffe auf die gleichzeitigen moralischen, gesellschaftlichen und religiösen Begriffe. So wie die Reformation poetische Utopismen hervorrief, so wurde noch jede Revolution von einem Zittern begleitet, das sich allem, was überhaupt in Sitte und Gesetz feststeht, mittheilte. Jeder große Prophet kam in die Verlegenheit, von einem schwärmerischen Anhänger politisch gedeutet zu werden; jeder Held der Geschichte, der mit Riesenkraft alte Formen zertrümmerte, kam in die Lage, sittliche Stimmungen, die ihm zunächst nicht angehörten, als Verbündete neben sich zu dulden. Nur ein Rigorist des Widerspruchs kann abläugnen, daß die durch die Julirevolution geweckte schwankende Bewegung des Zeitgeistes und namentlich die schnelle Bändigung desselben, die eine Menge zurückgestauter, im vollen Laufe begriffener Gewässer voraussetzt, sich nicht auch andern Fragen, als den politischen, hätte mittheilen müssen. Wie innig Rahels Nachlaß mit dieser Erscheinung zusammenhängt, beweist das Urtheil, welches man unbestreitbar über ihre Andeutungen fällen muß, und zugleich die Berichtigung, die nothwendig doch wieder der übertriebenen Vorstellung vom Werthe derselben zu geben ist. Daß Rahel so Bedenkliches philosophirt hat, scheint mir lediglich die Folge einer gemüthlichen Mißstimmung, eines freudenlosen Blickes in die

nächsten Umgebungen und einer allzuschwärmerischen Vorstellung von dem zu seyn, was in Zeit und Raum von ihr entfernt lag. Sie quälte sich entweder selbst oder wurde gequält. Da der Geist der Frauen nie schöpferisch wird, so kann ihre höchste Bildung immer nur eine unglaubliche Steigerung der Empfänglichkeit seyn. Wie oft erstaunt' ich, das Wesen der mir als geistreich angerühmten Frauen nur in dieser gewandten Beweglichkeit zu finden, mit der sie jeder möglichen Wendung einer Frage, jeder halben und kaum gebornen Idee nachspringen und zu dem Unreellsten ihre scharfsinnigen Consequenzen ziehen. Ich sprach z. B. Bettina und fand, daß sie mit Sonnenstrahlen spinnt, daß sie aus Klängen Häuser baut. So war auch Rahel nur groß im Anknüpfen, Ausspinnen und Ausbauen dessen, was die Schöpfungskraft der Männer bei Seite liegen läßt. Sie lebte in einer Gedankenatomistik, wo sie in jedem der fast unsichtbaren Molecules eine Kugel sahe und Menschen darauf, Flüsse und See'n und Staaten und neue Sitten. Männer würden so negative Gespräche, wie man mit geistreichen Frauen führen kann, unter sich immer abbrechen. Der Idealismus der Männer hat immer eine reelle Grundlage, eine Beziehung. Sie nehmen nicht, wie Frauen zu thun pflegen, das letzte Wort, das man spricht und machen gleich daraus ein Thema zu einer neuen Frage, und so in's Unendliche fort. Und bei Rahel kam noch eine vielleicht farblose Draperie des Lebens hinzu, ein aschgraues Einerlei der Ohnmacht, schnelles Verkosten eines Genusses, schneller Ueberdruß und jene Zergliederungssucht seiner Freuden, vor welcher Goethe so rührend gewarnt hat. Aus diesen Grundstoffen und Veranlassungen bildeten sich Rahels viel besprochene sociale Neuerungskeime,

deren Zusammenhang mit neuern Versuchen und Wagnissen ich auch nur darin finden kann, daß in unsrer Zeit dieselbe Unbehaglichkeit, auf unserm Horizonte dasselbe zum Menschen- und Sittenhaß reizende trübe Grau liegt. Was das sogenannte „junge Deutschland" ohne Verabredung und ohne Plan in dieser Richtung zu einer deutlicheren Vorstellung auszubilden gewagt hat, war ebenso Folge einer Verstimmung. Man muß mit Schmerzensbanden an die Welt gefesselt sein, man muß sein Herz erst dann begreifen lernen, wenn es gebrochen ist, um zu verstehen, was ich hier sagen will. Und ich kenne Herzen, die mich verstehen.

Der Glaube, daß man durch Literatur auf das Leben, durch Dichtung auf Frauenbildung und überhaupt auf eine idealische Verschönerung des Daseins und fast möchte man sagen, auf die Genialisirung der Herzen wirken könne, wurde durch Bettina's Briefwechsel zu einer zauberhaften Gewißheit erhoben. Sie hatte zu Goethe gesagt: es wär' ihr, als müßte sie immer vor ihm tanzen. Dieser zunächst nur kindlich naive Ausdruck ihrer Liebe zu ihm drückt doch gerade das ganze eigenthümlich magnetische und fast religiöse Verhältniß ihrer Seelen aus. Goethe wirkte auf sie wie ein kräftiger Bogenstrich auf Sand, dessen Klangfigur sie wurde. Wie die Schlangen, befangen vom Blick des indischen Zauberers, tanzen, so verlor Bettina im Anschauen des Genius ihr Individuum und mußte es ihm, so fühlte sie's wenigstens, im Cultus schwankender Schönheitsbewegungen opfern. Keine Stelle drückt das Magnetisch-Schöne ihres Verhältnisses zu Goethe, wo Liebe, Anbetung und durch beides hervorgerufene eigne Kunst sich vermählten, bezeichnender aus. Welch' eine hehre Ahnung des zwischen dem

Genius und der naivsten Empfänglichkeit (Bettina kannte kaum Goethes Schriften) möglichen Verkehrs mußte diese Erscheinung wecken! Nie schien der Literatur eine Huldigung dargebracht, die schwärmerischer war. Die Schranken der spröden Convenienz fielen, wo ein Genius lächelte. Die Rückhaltsgedanken des im Leben Ueblichen und Hergebrachten schlummerten unbewußt ein, wenn das Große und Erhabene sein Auge aufschlug und die zarte weiße Hand ausstreckte. Ein Verkehr seliger Geister schien hienieden möglich zu werden: die Gesetze waren nur noch Blumengewinde, mit denen Engel sich scherzend umschlangen. Man konnte glauben an ein Leben im blauen Aetherlicht der Ideenwelt, wo die Brust von irdischen Dünsten nicht mehr beängstigt athmet, sondern wo freie, reine Himmelsluft, wie auf hohen Bergen, den Busen hebt und erweitert. Waren neue Ideen da oder sollten auch nur die alten in's Leben gerufen werden, hier sah man ein Beispiel, einen Versuch, der schon gemacht war. Mußte man ihn, da sich bald kalte anekdotische Ergänzungen in das Verhältniß Goethe's und Bettina's eindrängten, auch mißlungen nennen, so war doch etwas davon übrig geblieben, nämlich ein Gedicht.

Und wurde dies Gedicht durch die kalte Reaktion der Wirklichkeit, als Bettina und Goethe der Poesie, die sie um sich gewoben hatten, nicht mehr gewachsen waren, eine Elegie, so erhob es Charlotte Stieglitz, als sie den Dolch ergriff, zu einer Tragödie. An diesem furchtbaren Ereignisse sahe man, daß die Wunden, die man sich selbst im ungewissen Drange und Zorne schlug, bis an's Leben gehen konnten. Was man getrieben hatte, war ein Spiel gewesen, dem die Laune des Schicksals ein ernsthaftes Ende gab. So gaukelt ein Scherz in den Worten eines Freundes, der uns mit

lächelnder Miene belehrt, und wir wittern nicht, daß sich dahinter Ernst verbirgt. Die Gewitter des Lebens ziehen nicht wie am Himmel herauf, drohend, in finstern Wolken, lange voraus zu berechnen; sondern wolkenlos ist der Tag, die Sonne scheint wie zum Feste und plötzlich zuckt der Blitz durch die im Nu sich verfinsternde Aussicht. Wenn wir, des Endes uns nicht bewußt, einen Anfang wagen, den Gedanken denken ohne System, Stein' auf Steine fügen ohne Riß, Gott auch außerhalb des Himmels zu suchen uns vermessen und mit Dämonen scherzen, ohne die Hölle zu betreten, so fällt doch plötzlich das Gatter in's Thor, wir sind abgeschlossen, ohne Rückkehr, der Verzweiflung preisgegeben, während wir kaum zu scherzen schienen. Zweifel und Glauben sind von sich so fern wie Leben und Tod und doch rinnt nichts leichter in einander über wie diese. Das unglückliche Ende jener Frau mochte herbeigeführt sein durch eigne oder ihres Gatten Thorheit, durch Liebe oder durch Erkaltung, durch freiwillige oder gezwungene Entsagung, durch Entsinnlichung oder Uebergeistigung; darüber ist jetzt keine Auskunft zu geben; allein entschieden ist, daß man ihrem Tode eine Deutung auf den Kampf der Idee mit der Wirklichkeit gab und daß sie, wenn auch mit eignen Lebens- und Charakterbeziehungen, wohl ein Opfer jener Conflicte genannt werden konnte, in welche Rahel's verdrießliche und Bettina's überschwängliche Beurtheilung der Menschen und der Verhältnisse gerathen mußten. Wie sehr dies Alles auf gährende und dichterische Gemüther einwirkte, wird man begreifen, wenn ich eingestehe, daß ich den Roman: Wally, die Zweiflerin, nicht geschrieben hätte ohne den Tod der Stieglitz. In sternenhellen Winternächten begibt sich mehr,

als mancher sich am Ofen träumen läßt. Man kann edel seyn und doch nicht wissen, was **noch** edler ist. Man hat über die Dinge, die hieher gehören und die ich verschweigen will, mit vieler Vernunft, aber mit wenig Wahrheit geurtheilt. Es gibt Irrthümer, die schöner sind, als das Richtige.

Ja, seit dem Tode des jungen **Jerusalem** und dem Morde **Sand's** ist in Deutschland nichts Ergreifenderes geschehen, als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters **Heinrich Stieglitz**. Wer das Genie Goethes besäße und es schon aushalten könnte, daß man von Nachahmung sprechen würde, könnte hier ein Seitenstück zum **Werther** geben. Denn es sind moderne Culturzustände, welche sich hier durchkreuzen, und doch ist der Grabeshügel, der aus ihnen hervorragt, wieder so sehr Original, daß die Phantasie des Dichters nicht lebendiger befruchtet werden kann.

Ein Geistlicher hat an dem winterlichen Grabe dieses Weibes über ihr Beginnen den Fluch ausgesprochen. Es war seines Amtes. Aber wir sind nicht alle ordinirt und auf das Symbol geschworen. Und dennoch hörte man rings von ungeheurer Verirrung summen, von Nervenschwäche, von falscher Lektüre, und Alles schlägt sich stolz an seine Brust, die Etwas aushalten kann, und kehrt pfiffig die Eingeweide seines Verstandes heraus, um zu zeigen, wie gesund, ohne Verknotung, ohne allen Mangel sie sind; und sie zeigen lachend die Matrikel ihres Lebens, das sie in Gotha beim Geheimerath **Arnoldi** versichert haben, und furchtsame, aber kühne Philosophen behaupten den alten Satz, daß Selbstmord die unzulänglichste Feigheit verrathe. Wenige nur ahnen es, daß hier eine Culturtragödie aufgeführt ist und die Heldin des Stücks bis auf den letzten Moment für

zurechnungsfähig erklärt werden muß vor dem Tribunal einer Meinung, die die Wehen unserer Zeit versteht. Es gilt überhaupt nicht das Urtheil, sondern die Erklärung.

Das erste Motiv des tragischen Aktes ist auch hier die Liebe, denn es war ein Opfer, das dies Weib ihrem Manne brachte. Aber diese Liebe war eine volle, gesättigte; eine Liebe, die sich an großen Thatsachen erwärmt und welche allein im Stande ist, Männer zu beglücken. Es war nicht eine allgemeine, durch das Band der Gewohnheit zusammengehaltene Neigung, die bei den meisten Frauen sich zulezt auf die Thatsache der Kinder wirft und von diesen aus den Mann mit einem matten, aber treuen Feuer umfängt. Es war noch weniger jene egoistische Liebe der Schönheit, die nur um ihrer selbst willen sich hingibt, wo sie Anbetung findet. Sondern ein anderes Ideal der Liebe lag hier vor; eine objektive, fundirte, angelegte Liebe; eine Liebe, die sich auf Thatsachen stützt, welche für beide Theile des Bandes gemeinschaftlich waren, auf eine Weltansicht, auf wechselseitige Zulänglichkeit und auf das Lebensprinzip des Wachsthums und des Erkenntnisses. Diese Liebe war erfüllt, sie hatte Staffage. Beide Theile standen sich gleich und Eins durfte für das Andere nicht verantwortlich seyn. Ideen vermittelten hier Kuß und Umarmung. Sinnlicher Platonismus waltete hier; und ich glaube, die jungen Männer des Jahrhunderts werden nicht eher glücklich seyn, bis die Liebe nicht überall wieder diesen idealen Charakter angenommen hat, den sie sogar vor vierzig Jahren schon hatte.

Charlotte hatte vor dem Todesstoße in Rahels Briefen gelesen. Rahel würde ihren Gemahl niemals haben so unglücklich machen können, denn sie wollte keine Resul=

tate, wie Charlotte; sie ergab sich nur dialektischen Umtrieben, dem Genuß, die Dinge von einem ihr nicht angebornen Standpunkt anzusehen: Rahel zog, wie Lessing, das Suchen der Wahrheit der Wahrheit selbst vor. Charlotte kannte diese Resignation des Gedankens nicht; sie war kein Zögling der Frivolität, wie Rahel, zu deren Füßen einst die Mirabeau's und Catilina's des preußischen Staats und der Periode 1806 gesessen hatten.

Rahel war Negation, Brillantfeuer, Scepticismus und innerer Geist. Sie nahm keinen Gedanken auf, wie er ihr gegeben wurde, sondern wühlte sich in ihn hinein und zerbröckelte ihn in eine Menge von Gedankenkörnern, welche immer die Form des Geistreichen und ein Drittel von der Physiognomie der Wahrheit hatten. Rahel unterhandelte mit dem Gedanken; sie war kein Weib der That: wie kann sie Selbstmord lehren! Charlotte war Position, dichterisch, gläubig und immer Seele. Sie beugte sich vor den Riesengedanken der Zeit und der Thatsache und ihr Geist fing erst da sich zu entfalten an, wo es galt, sie zu ordnen. Charlotte war System: und weil sie nicht Alles combiniren konnte, was die Zeit brachte (können wir's?), so blieb ihr Nichts übrig, als ihr großer, starker Wille. Charlotte konnte sterben auch ohne die Rahel.

Wie aber und wodurch Alles auf diese Höhe kam, wird nur durch Heinrich Stieglitz einzusehen seyn; denn wir sagten schon, daß hier Nichts ohne die Liebe war.

Heinrich Stieglitz, wie man ihn früher in Berlin sah im braunen Rock und Quäkerhut, luftdurchschneidend, in keck berechneter Haltung, ging aus den Bildungselementen hervor, welche vorzugsweise die Berliner seit zehn Jahren charak-

terisirt haben. Er liebte Hegel, Goethe, die Griechen, die Philologie, die preußische Geschichte und die deutsche Freiheit, russisches Naturleben, polnische Begeisterung, Alles in einander. Nebenbei mußte er auf der königlichen Bibliothek in Berlin mit Bedienten und Dienstmädchen verkehren, welche für ihre Herrschaft die entlehnten Bücher holten, über welche er das Register führte. Himmel, Erde und Hölle lagen hier ziemlich nahe. Wo Einheit? Wo Ziel und Ende?

Stieglitz dichtete; man wollte nicht zugeben, daß er originell war. Es ist Alles so öd und trist in Deutschland, die Dinge sind alle Geschmacksache geworden und da, wo in der Restauration Geist, Leben, oder meinetwegen auch nur das Aufsehen war und die Tonangabe, fand Stieglitz schneidenden Widerspruch. So gerieth er, der mit Hafizen schwelgte und auf den asiatischen Gebirgsrücken gesattelt saß, in Gefechte mit Saphir. Seine Ideale wurden ihm profanirt. Menzel wies ihn kalt zurück, weil er keine Einseitigkeit antraf. Die Julirevolution brach an und ergriff auch seine Muse, wie seine Meinung. Da erschienen die „Lieder eines Deutschen", vom Tiersparti vergöttert und doch von den Repräsentanten des Tiersparti, aus Inkonsequenz, wiederum nicht anerkannt. Wo ein Ausweg? Stieglitz liebte die Goethe'sche Poesie und die Freiheit und konnte keine Brücke finden. Er fühlte sich unheimlich in den Systemen, die ihn zunächst umgaben; denn die Fragen der Welt fanden Eingang in sein empfängliches Herz. Aber auch hier wieder soll Alles Meinung, Wahrheit und di Prosa der Partei seyn. Ist die Freiheit ohne Schönheit? Kann man nicht mehr Dichter für sich seyn und zugleich Stolz der Nation, wie es früher war, wo der alte Grenadier sang?

Der unglückliche Dichter ging noch weiter in seiner Verzweiflung. Er saß im Schimmer der nächtlichen Lampe, Ruhe auf der Straße, das weiße Papier, das Leichenhemd der Unsterblichkeit, durstig nach Worten der Unsterblichkeit, vor ihm. Im Nebenzimmer schlug Charlotte zuweilen auf das Klavier an. Der Dichter weinte. Denn war ihm eine andere Leiter zum Himmel im Augenblicke sichtbar, als die, welche sich aus einem solchen zitternden Tone aufbaute? Wo Wahrheit? Wo Licht, Leben, Freiheit? Wo Alles, was man haben muß, um ein großer Dichter zu seyn? Wo der Haß eines Dante, rechter, tiefer Ghibellinischer Haß? Wo die Blindheit eines Milton? Wo der Bettelstab Homer's? Wo die Situation eines Byron, geschaffen aus eignem Frevel und der rikochettirenden Rache des Himmels? Wo Wahrheit und ein großes, stachelndes, unglückliches Leben? Ach, nichts als Lüge, heiterer Sonnenschein, reichliches Auskommen und der Bekanntschaft lästiger Besuch! Der arme Heinrich liegt krank an der Miselsucht, wo ist des „Meigers" Tochter, die sich für ihn opfre?

Ich meine es aufrichtig mit diesen Worten und fühle, welche tragische Wahrheit in ihnen liegt. Sie drücken den Schmerz unsrer poetischen Jugend aus, von der die altkluge öffentliche Meinung verlangt, daß sie sich zusammenschaaren solle und sich an einander reihe, um das zu besingen, was die Weltgeschichte dichtet. So fühl' ich es wenigstens: vielleicht dachte Stieglitz anders. Vielleicht dachte er an seine Verse und abstrahirte vom Momente; vielleicht dachte er an die Stellung in der Literaturgeschichte und an die Sonderbarkeit, daß gerade Homer, Virgil, Ariost, Petrarca zu ihrer Zeit so viel gemacht haben und Stieglitz jetzt gar nichts; vielleicht

dachte er nur an die Persönlichkeit, wie sie zu allen Zeiten, unabhängig von den Zeiten, dichterisch sich ausgesprochen hat: er fand, daß man eine großartige Staffage seines Schicksals haben müsse, um originell zu seyn in der Lyrik, erhaben im Drama, interessant im sogenannten Infanteristen-Ausdruck, in der oratio pedestris, und lechzte nach einem Ereigniß, das sein Inneres revolutioniren sollte.

Thöricht, wenn man Stieglitz den Vorwurf macht, daß er seine Gattin in diesen Strudel hineinriß. Sie mußte doch wahrhaftig wissen, was seine Stirn in Runzeln zog, und mußte theilen, was an seinem Wesen nagte. Sie stand auf der Höhe, sein Unglück zu begreifen. Sie fühlte wohl, daß dem Manne eine Staffage seiner nüchternen Begeisterung fehlte. Das gewöhnliche Geschwätz der Tanten, welche ein Interdikt legen auf Annäherungen zwischen ihren Nichten und sogenannten Schöngeistern, Kraftgenies und Demagogen, die Philisterei großer und patriotischer Städte, welche ihren Töchtern nur angestellte und offizielle Jünglinge zu lieben erlaubt und jedem Manne, der Bücher macht, den Rath gibt, unbeweibt zu bleiben, der lieben Kinder, des Brodes und auch der Poesie selbst wegen, welche ja besser gedeihe ohne bürgerliche Rücksichten und Wittwenkassen; diese ganze Misere kam wohl nicht in Charlottens Seele. Es ist ganz falsch, ihr lieben geschwätzigen Robberspielerinnen und Ehefrauen aus der gemäßigten Zone, wenn ihr glaubt, die närrische Doktorin Stieglitz, das beklagenswerthe Wesen, habe sich deshalb beendigt, um ihrem Manne Ruhe zu schaffen, ihn aus dem Bereich der vierwöchentlichen Wäsche zu bringen und ihm die Sorgen zu ersparen: was werden wir essen? was werden wir trinken? Daran dachte sie doch nicht. Nicht Ruhe, son-

dern Verzweiflung gönnte sie ihrem Manne. Sie gab sich als Opfer hin, nicht um ihn zu heilen, sondern um ihn in recht tiefe Krankheit zu werfen. Sie wollte seiner Melancholie einen grellen, blutrothen, und ach! nur zu gewissen Grund geben. Sie wollte ihn von der Lüge befreien und gab sich hin dem Tode, jung, liebreizend, mitten im Winter gleichgültig gegen die Hoffnung des Frühlings, resignirt auf den gewiß noch langen Faden der Parze, bereit, das fürchterliche Geheimniß des Todes zu erproben, lange, lange vor dem Müssen, resignirt auf jede Freude und Anmuth, welche in der Zukunft noch für sie blühen konnte.

Die That ist geschehen. Das Grab ist still. Schnee bedeckt den Hügel. Die Neugier ist befriedigt. Was soll man schließen? Ihr Nichts: wir Alle Nichts. Was soll Heinrich Stieglitz? Armer Ueberlebender! Du bist ein trauriger unglücklicher Rest. Dein Unglück, das nun da ist, ist ohne Energie. Dein Unglück überragt dich! Du bist ihm nicht gewachsen. Was wirst du thun? Die ungeheure That besingen? Gewiß, ein Todtenopfer steht dir an. Dante hätte dieser Anregung nicht bedurft; Goethe gar nicht. Willst du die Thatsache überwinden, sie aufnehmen in dein Blut und unterbringen in den Zusammenhang deiner Gedanken, so mußt du so groß seyn, wie dennoch Dante und Goethe. Wirst du öffentlich von dem Opfer zehren, das im Geheimen dir die Liebe gebracht hat? Ich beschwöre dich, bring' an das Risiko deiner Verse nicht den gewaltigen Schmerz heran, den du empfindest! In dem Ganzen liegt zu viel Demüthigung, daß nicht das Ende eine — Komödie seyn könnte. Wahrlich, Poesie ist hier Nichts mehr; das Motiv und die Staffage ist größer, als Das, was sich darauf bauen läßt. Es ist nicht mehr die

Welt, in der hier etwas Seltenes vorgegangen ist, sondern ein enger Raum von vier Wänden, eine Bühne von drei Wänden; es ist eine Tragödie. Aber noch ist die Tragödie nicht vollständig. Wie willst du sie runden?

Charlotte Stieglitz ist an zwei Irrthümern gestorben, die beide denselben Gegenstand betrafen und von denen einer den andern ablös'te. Zu Anfang glaubte sie an die Poesie ihres Mannes, sie wühlte in seinem langen Haare, sie erschrack vor dem Trotz seines Auges, sie dachte sich in Heinrich Stieglitz einen Adler, der auf dem höchsten Gipfel des Parnasses horstete. Alles, was das liebende Mädchen Großes und Stolzes von Männern ahnte, was sie Erhabenes in der handelnden Hälfte des vierfüßigen Begriffes: Mensch voraussezte, glaubte sie in ihrem Verlobten zu treffen. Da war kein kühnes Bild, kein prometheisches Gleichniß, das sie auf ihn nicht angewandt hätte. Das was ihr erster Irrthum, sie glaubte sich mit einem Titanen zu vermählen.

Als sie von dem ersten zurückkam, verfiel sie in den zweiten. Als sie eine schlaffe, ermüdete, selbstquälerische Natur antraf, als sie einen Dichter mit verbrauchten Bildern, einen Gelehrten mit klaffenden Wissenslücken in ihren Armen hatte, als die Vergangenheit statt der Gegenwart, der Orient statt des Vaterlandes, die Goethe'sche Reminiscenz statt des Genies aus seinem Munde sprach, da gab sie ihn verloren, wie er war, und irrte fort, da sie glaubte, daß er doch noch anders werden könnte. Seine Zukunft wollte sie retten, sein Fundament, seine Mitgift der Natur, Alles, wozu er werden konnte unter andern Voraussetzungen, in Griechenland als ein Verbannter, in der Wüste Sahara als ein Pilger, in seiner Einbildungskraft und Hypochondrie als ein Thor. Sie

wollte ihn retten. Sie wollte ihm die Lüge aus seinen ermatteten Augen wischen, sie wollte das Einerlei einer ewigen Selbsttäuschung von den vier Wänden nehmen, die ihn umgaben, sie wollte ihm die klassische Wahrheit statt der romantischen Hypothese geben.

Beide Irrthümer würden niemals mit dem Tode der Frau geendet haben, hätten sie in einer und derselben Betrachtung nicht ihr gemeinschaftliches Band gefunden. Diese Betrachtung war religiös christlicher Art. Sie war so viel als Resignation und Opfertod und drückte sich in der männlichen, energischen Frau durchaus nicht phantastisch, sondern ganz bürgerlich und wirthschaftlich aus. Ihr erster Schmerz bei ihrem ersten Irrthum war die Nothwendigkeit einer gewissen Existenz gewesen, in welche sie den Geliebten durch ihre Liebe versezt hatte. Sie ertrug es schwer, daß ein Titan an der Kette gehen, daß ein Bote des Olymps ein Unterkommen bei der königlichen Bibliothek suchen mußte. Schmerzhaft dachte sie: mir kleinen, überflüssigen Frau zu Gefallen, um meine Küsse und Umarmungen zu haben, um mir des Jahres zwei neue Kleider auf den Leib zu schaffen, steigt ein (umgekehrter) Ganymed vom Himmel und notirt als Königl. Custos Bücher, die man von einer öffentlichen Anstalt entleiht! Damals schon war sie dem Tode näher als dem Leben.

Der Gedanke der Aufopferung wurzelte fest in diesem kleinen holdseligen Haupte, das so viel Ernst und Muth umschloß. Aufopferung war die Brücke, die von dem ersten zum zweiten Irrthume führte. Sie war so fromm und gläubig, daß sie es sich nicht möglich dachte, ein Mißgriff könnte den andern ablösen. Im zweiten müßte sie das Rechte

finden, sann sie: der Faden, der sie durch das Labyrinth führte, wäre die Liebe. Wann ich stürbe, dachte sie, würd' ich seine Zukunft erlösen und in sein Dichten und Trachten die Erinnerung eines gräßlichen Moments flechten, wie einen rothen Faden im Schiffstaue. Der Schlüssel seiner Zukunft würde wie in dem Mährchen in Blut gefallen seyn und kein Versuch ihm gelingen, von dem Metall die Spur seiner die Götter versuchenden Trägheit abzuwischen. Tummle dich, Heinrich, noch lange in den Wirren der Welt! Verscheuche durch stolze und erhabene Leistungen die üble Nachrede, welche mein Tod über deinen Namen bringt; zeige dich gefaßt, nicht aus Kälte oder Schwäche (denn die Schwächlinge sind bald beruhigt), sondern aus einem Entschluß, der nachhaltig, der so riesengroß ist, daß er über dein ganzes künftiges Leben einen Versöhnungsschatten wirft! So dachte sie und gab sich in einer Dezembernacht selbst den Tod, um eine Zeit der Zukunft, wo Advent auf jedem Antlitz strahlt und der Kranke des Frühlings harrt.

Die in dem Denkmal Charlottens erschienenen Briefe, Bemerkungen und Tagebuch-Auszüge beurkunden keine Denkerin wie Rahel, keine Dichterin wie Bettina, aber einen starken Willen, eine ungewöhnliche Kraft im Dulden, Bildungsfähigkeit, ein edles Weib. Manches, was aus ihrem Munde kommt, ist artig gesagt: Styl und Urtheil sind scharf ausgeprägt. Man sieht hier eines jener schönen weiblichen Wesen, die uns zum Glück noch oft begegnen: nicht originell, nicht begünstigt von der Natur, etwas ernst, schwer und nachdenkend im Begreifen: nicht einmal besonders arrondirt in den weiten Gebieten des Wissenswerthen; aber glau und munter sich dafür interessirend, zuweilen gespornt vom edel-

sten Ehrgeiz, sinnig zuhörend bei ernstem Gespräch und aus tiefster Naivität zuweilen dialectische Momente spendend, die der Debatte eine neue Wendung geben. Charlotten die Produktion anzurathen, war jedenfalls ein Mißgriff, der sich aus der Freude entschuldigen läßt, wenn man so viel Liebe, Zartheit und Unschuld für die Literatur hätte erobern und auch von Andern bewundert sehen können.

Der Biograph (Theodor Mundt) ordnete den reichlich vorliegenden Stoff mit umsichtigem Blicke und hielt sich in seinem eigenen Urtheile der Gerechtigkeit so nahe, als es persönliche Rücksichten gestatteten. Es muß noch eine Revision der Akten dieses Prozesses geben, die außerhalb des Buches von Mundt liegt. Wir freuen uns nur, daß der Biograph diese weitere Appellation anzuerkennen scheint und Nichts vorwegnimmt, was sonst noch dem Einen oder Andern in dieser Sache moralisch imputirt werden kann. Besonders anziehend ist der sentimentale Schmelz in Mundt's Darstellung, eine elegische Gestrecktheit und poetische Blumenfülle des Styls, die wir überall unnatürlich fänden, die aber hier so an ihrer Stelle ist, daß wir sie ungern vermissen würden. Auch des Darstellers Schwelgerei in Schilderung poetischer Beziehungen, in Ausschmückung des Gedankens, die Frau eines Dichters zu seyn, ist Etwas, das hier dem kalten, stoischen und pietistischen Urtheile der Menge gegenüber eine hinreißende Wirkung hat. Denn es gehört Muth dazu, diesen altklugen Menschen, die sich auf ihre Zufriedenheit und auf sich selbst so viel einbilden und kein einziges Martyrium kennen, als das des Optimismus, zu trotzen mit Rosen und zarten Gefühls-Ergüssen, ja selbst mit dem immer preisgegebenen, bemitleideten und bürgerlich mißgeachteten Namen

eines Dichters. Oft glaubt man den Biographen für sich selbst streiten zu hören, wo er doch nur von sich die Farben lieh, um Das auszumalen, was Charlotte mit Recht in der Dichtkunst, mit Unrecht in ihrem Gatten, Glorienhaftes zu sehen glaubte.

Wilhelm Schadow.

1 8 3 7.

Leicht aufgefaßt ist ein Künstler in seiner Stellung zur Geschichte der Kunst. An seinen Tonschöpfungen, an seinen Gemälden ist bald erkannt, was er zum Fortgange der Musik und Malerei beitrug, seine Leistungen bedürfen keines großen Studiums, um in ihrer Natur ergriffen zu werden; Töne und Farben aushauchend, locken sie das Verständniß und schmeicheln sich dem Urtheil mit sinnlicher Gewalt ein. Allein dennoch hätte man Unrecht, diesem ersten Eindrucke sich gänzlich hinzugeben und aus des Künstlers einzelnen, ja aus allen seinen Schöpfungen nach dem bestimmten Umfange ihres Werthes und Zweckes die Tiefe seines Geistes zu ermessen. Die Bestimmung des Hauches, der in einer Künstlerseele weht, ist mehr als die Kritik seiner Produktionen, in unserer Zeit zumal, wo die schon vorhanden gewesenen großen Epochen fast in allen Künsten den später gebornen Jüngern ihre Virtuosität so unendlich schwierig machen, wo der Künstler selten noch von dem freien Streben seiner schöpferischen Intuition

getragen wird, sondern der Rücksichten, Reflexionen, Vergleichungen und trocknen logischen Begriffe so viele zu verbinden hat, daß sein geistiges Auge oft von den glänzendsten künstlerischen Anschauungen der Natur und des großen Stoffgebietes zahlloser Wesenheiten erfüllt seyn kann und seinem Vermögen, selbst dem begabtesten, doch der Uebergang zur reproduktiven Thätigkeit der Hand, zur Hülfe des Pinsels, Meißels, des tönenden Instrumentes auf einer Bahn liegt, die zu luftig, zu geheimnißvoll und zu idealisch ist, als daß sich der Gedanke, angemessen seinem Ursprunge und Bilde, verkörpern ließe. Der neue Künstler tastet weit mehr nach dem Ideal, als der alte that. Dieses schnelle, rücksichtslose Ergreifen des begeisterten Momentes, dieses sorglose, freudige Hinhauchen jedes beliebigen, wunderbaren und wunderlichen Einfalls, dies faktische, immer im Bereich seiner Kunst sich fühlende, genügsame Selbstbewußtseyn gab der alten Kunst ein so sichres, gediegenes Gepräge der Würde und Vollkommenheit, daß vielleicht Raphael und Michel Angelo weit weniger stetige anhaltende Kunstintuition besaßen, als sich in ihren unsterblichen Leistungen ausspricht, daß sie als Künstler und Individuen vielleicht weit tiefer standen, als jener gewaltige Gott, der sie zu Augenblicken ergriff und der sie nie verließ, so lange sie rüstig daran arbeiteten, einer seiner Eingebungen das schöne sinnliche Gewand zu geben. All die Ideen, welche man an die alte Malerei anknüpfen kann, all die sinnigen Betrachtungen, welche die antike Sculptur, die Architektonik und Musik des Mittelalters in unserm Nachdenken geweckt haben, auch dem vollen und klar ausgesprochenen Bewußtseyn der alten Meister unterlegen zu wollen, würde Vision und keine Geschichte seyn. Raphael kann diese Fülle

von Kunst-Philosophie nicht besessen haben, die sich aus der Betrachtung seiner Meisterwerke entwickeln läßt.

Wie anders ist dieß jetzt, wo alle Kunst an der Vorwegnahme des Inhalts und der schönen Form leidet, wo das klare, ein Individuum wie leichtbewegte Fluth tragende Bewußtseyn über seinen Gegenstand dem Künstler erst dann zu Theil wird, wenn er kalten, abstrakten, kritischen Studien bereits den größten Theil seiner geistigen Energie geopfert hat, wenn er aus Zeitverhältnissen, aus theoretischen mit der erlernten Technik schon eingesogenen Vorurtheilen sich losringen mußte, um sich klar zu werden, nicht bloß über das, was die eignen Schultern tragen können, sondern auch über die vielen Rücksichten, welche man auf die Zeit, auf die Auslegung seines Strebens, auf die Maßstäbe, die den Mitlebenden zu Gebote stehen und welche oft ganz heterogenen Gebieten entnommen und auf die Kunst übertragen sind, nehmen soll! So ist es fast in allen Bereichen der Kunst, daß die Virtuosen darin doch in ihrer Bildung und dem Enthusiasmus für ihre Sache oft wirklich höher stehen, als man nach ihren Werken schließen darf. Dieser innere Künstler, der in dem Heiligthum des Herzens und der Phantasie als unbekannter Gott thronet, schafft die herrlichsten Gestalten, die sich je dem menschlichen Auge vorgestellt haben. Die Seele ist voller olympischer Jupiter, voller Iliaden und Odysseen, auch die Kraft ist groß, aber so gering oft und unhaltbar das kleine Echo, das davon sich hörbar verkörpert. Woran liegt dies? An den Heterogeneitäten der heutigen Kunst. An den zahllosen Berührungen, die sie theils dem Ursprunge ihres allerdings besseren neuern Gedeihens, theils ihrer grassirenden falschen Zweckbestimmung verdankt. Die Literatur, die Re-

ligion, ja sogar die Politik, Alles wirkt auf die Entwickelung der Kunst zurück und befördert das ihr so verderbliche Streben, sich eine Manier zu suchen, sich mit den Ansprüchen dieser und jener Ideenverbindung auszugleichen, hier ein Opfer zu bringen, dort eines zu verlangen. Die Kunst unterhandelt mit denen, die Nichts zu thun haben sollten, als nur vor ihr nieder zu fallen und anzubeten. Kann das Talent gedeihen, wenn es so viel Rücksichten nehmen und so viel Verwahrungen von sich geben muß?

Der moderne Vandalismus ist weit verzweigt. Er besteht nicht bloß darin, daß der politische Egoismus Tempel, Statuen und Bilder zertrümmern möchte, am liebsten noch ehe sie geschaffen sind; Vandalismus ist auch der größte Theil der Zumuthungen, die für den modernen Künstler nicht bloß von Personen und Tendenzen ausgehen, sondern überhaupt alle, die er nicht selbst an sich macht. Die Verhältnisse selbst sind vandalisch, ja oft die Zwecke, die bei gepriesenen Kunstvereinen sich eingeschlichen haben. Diese ganze Atmosphäre, in der wir leben, hat nicht die jonische Durchsichtigkeit des Alterthums. Ein Künstler ist weit mehr ein Geschöpf des Studiums, der Abstraktion, der Kritik als eine Größe, die mit Fichte von sich sagt: ich setze mich selbst. Dies sich Setzen und sogleich Negieren, dies Umschlagen, Suchen, Streben, diese Wandelbarkeit, welche unzertrennlich ist von einer Zeit, wo die subjektiven Zweifel mit den objektiven Haltlosigkeiten in den meisten Existenzen Hand in Hand gehen, diese stetige Metamorphose macht es unmöglich, daß sich der Künstler mit ruhig lächelndem, seiner Superiorität über die Materie sich bewußtem Auge rings um sich her die Kreise seines Wirkens und Schaffens zieht und allmählig zu einer

intensiven Vollkommenheit gelangt, zu einer Abrundung, die ihr Centrum nicht aufgibt, sondern nur eine höher und höher gesteigerte Potenz ist. Was ist auch an Raphael und Tizian das eigentlich Charakteristische und Beischmäckige ihrer Schönheit im Guten wie im Bösen anders, als dies klassische Beharren auf einer naiv einmal eingenommenen Position, diese Sorglosigkeit über das, was unsern jetzigen Künstlern so große Mühe macht, die Sorglosigkeit über Zweck, Ziel und Tendenz, und dabei einzig und allein nur das Potenziren des einmal rasch gefaßten Entschlusses zur außerordentlichsten Höhe? Wir schildern hier etwas, was unsern jetzigen Künstlern unmöglich zu erreichen ist. Denn gerade die Kritik würde es seyn, welche ihre Beharrlichkeit nicht zu schätzen wüßte und sie fortwährend in Unruhe versetzen würde. Die Kritik ist heute noch weniger über das Schöne im Reinen, als der Künstler.

Bei keinem neuern Künstler möchten diese einleitenden Bemerkungen so angemessen seyn, als bei Wilhelm Schadow. Wenige tragen in ihrer Brust ein so verzehrendes Feuer und wenige streuen nur so, wie er, die bloße Asche ihrer Ideale in die Luft. Wilhelm Schadow hat alle Phasen der modernen Kunstbildung vom Katholicismus, zu dem er convertirte, an bis zu seinem jetzigen Eklekticismus durchgemacht. Er knüpfte an die Plastik seines Vaters, die marmorne Festigkeit eines gesunden körnigen und solidmassiven Styles, sein erstes damals bezweifeltes Talent an und hörte mit einer Richtung auf, die der reinen Romantik des Gefühls, ja man möchte sagen jener Vorstellung ergeben ist, als ließen sich unsichtbar bewirkte geisterhafte Klänge der Natur auf die Leinwand bringen. Von seines Vaters übereinandergeschlagenen, allgemein als allzu husarenmäßig bezeich=

neten Beinen des alten Ziethen auf dem Wilhelmsplatze in Berlin an bis zu den lechzenden Hylasnymphen und zerfließenden Fischerknaben der Schadowschen Schule, welch eine weite Strecke! Berlins sandiger Wilhelmsplatz und das ewige Rom! Dazwischen muß es der Stadien viele geben, um auszuruhen. Wilhelm Schadow stürzte sich in das äußerste Extrem der neuern Kunstgeschichte, in den Katholicismus, wo man glaubte, wie der fromme Maler von Fiesole, durch inbrünstiges Gebet dem Pinsel die größte Wunderkraft zu geben; und nun von diesem Aeußersten immer wieder zurück, aus der Peterskirche in die Bibel, aus der Bibel allgemein nur in die Religion, aus der Religion in die Romantik, aus der Romantik in den allgemeinen poetischen Dilettantismus, und zuletzt nur noch Verehrer der Zeichnung und der Farbe mit dem Motto: Malt was ihr wollt — das ist eine Metamorphose, so konsequent, so richtig, und doch von so ungeheurem Umfange, daß man in der Grundstimmung des Schadow'schen Gemüthes gewiß auf eine schmerzliche Empfindlichkeit und sehnsüchtige, bald weiche, bald starrherzige Resignation schließen muß. Ein solches Künstlerleben kann keine außerordentlichen Produktionen aufweisen, aber die werthvollsten Betrachtungen über die Zeit und ihre Fähigkeit lassen sich daran anknüpfen. Die Schöpfungen können mißlungen und an dem gebrochenen Herzen selbst gescheitert seyn; aber der Meister wohnt doch in der klopfenden, wild und mild bewegten Brust. Das Ideal gaukelt mit bunter Farbenpracht doch vor dem immer verklärten geistigen Auge des Genies, wenn dem Raphael auch wirklich die Hand gefehlt haben sollte, eine einzige seiner großen Vorstellungen auf die Leinwand zu bannen für die Ewigkeit.

Wilhelm Schadow kam im Jahre 1811 nach Rom. Er war wenig über zwanzig Jahre alt und hatte damals weit weniger versprochen, als er später leistete. Er war mehr empfänglicher, als ausströmender Natur, zum Maler eben so sehr geboren, wie sein verstorbener Bruder Rudolph zum Bildhauer. Was brachte Wilhelm Schadow wohl aus der Heimath nach Rom mit? Jedenfalls eine große Zeichnungsfähigkeit, die Anschauung Carsteus'scher Cartons, ein vom Vater geschultes tüchtiges praktisches Talent, dem es jedoch an Klarheit des innern künstlerischen Bewußtseyns und namentlich gerade in praktischen Dingen noch an aller Sicherheit fehlte. Es sind bei Wilhelm Schadow immer zwei Entwickelungen Hand in Hand gegangen, die technische und die poetische. Er konnte ein Gleichgewicht zwischen beiden nicht herstellen. Er konnte nicht im vollen Vertrauen auf sein Schöpfungsvermögen sich allein dem Streben nach Manier, welches damals alle Künstler beseelte, hingeben, etwa wie Cornelius, der einen gewissen Fond von zeichnender Technik besitzt und von jeher besessen hat und all seine Fortschreitung immer nur auf den Inhalt, auf die Idee seines Malens beschränkte. Schadow schwankte vom Inhalt zur Form, warf sich wieder, von der Form, von der Schule losgelassen, gänzlich in den Inhalt, wurde ein Kunstschwärmer von der äußersten Rechten, trieb dies lange Zeit mit und sank zuletzt wieder in die Form, in den Styl und Ausdruck zurück, so daß jetzt bei Schadow und seiner Schule weniger von dem Was? als dem Wie? seiner Gemälde gesprochen wird.

In Rom traf der junge Künstler einen Kreis von Kunstgenossen, der, von den entgegengesetztesten Anfängen ausgegangen, doch in eine und dieselbe Richtung sich vereinigte.

Die romantische Tendenz der deutschen Literatur hatte sich, ausgegangen zum größten Theile von der Malerei, in ihren Ursprung wieder zurückbegeben. Die Künstler schlossen mit dem Alterthume, das sie zeichnen gelehrt hatte, auch den allmählig verflogenen antiquarischen Enthusiasmus der Winkelmann-Mengs-Tischbein'schen Periode ab und vertieften sich in die Dämmerung des Mittelalters, welche allmählig durch gelehrte und enthusiastische Lichtstreifen erhellt worden war. Das Mittelalter verlor seine bäuerliche Färbung und wurde für das goldene Zeitalter der Liebe, Religion, des Heldengeistes, ja sogar von Phantasten für das goldene Zeitalter der Künste und Wissenschaften gehalten. Namentlich hatte die romantische deutsche Dichterschule einen so wonnevollen Zauber über die aus ihrem Grabe jetzt erstehende Vergangenheit zu verbreiten gewußt, daß sich Sitten, Vorstellungen, Tendenzen, ja sogar die Sprache der Deutschen darnach zu modeln anfing und die schwärmerische Regung sogar dem Auslande mittheilte. Der Katholizismus bildete den Mittelpunkt dieser Neuerung. Der bildende Künstler kam auf das Dogma der Inspiration zurück und ließ sich, statt daß die eben beendete Malerperiode vom Worte sich begeistern ließ, jetzt von der Musik begeistern. Zu lauschen in der Peterskirche den zitternden ausgehaltenen Klängen des Miserere, sich hinübergetragen fühlen in ein Reich der Visionen, das hinter dem Weihrauchdufte schon in bunten Strahlenbrechungen sich anzukündigen schien — diesen Eindrücken widerstanden die strebenden jungen Männer nicht und fingen an, katholisch zu malen, einige sogar, wie Schadow selbst, katholisch zu beten. Wie man in Rom selbst katholisch werden kann, werden die nie begreifen, welche sehr wohl begriffen haben, wie Luther gerade in Rom protestantisch werden konnte.

Die römischen Thorheiten haben wenigstens dazu beigetragen, eine größere Wahrheit in den Gemüthern der Kunstjünger zu verbreiten. Sie haben dahin gewirkt, daß eine gewisse gläubige **Ueberzeugung** in die Auffassung und Darstellung der gewählten Gegenstände kam. Der bloße Dilettantismus, welcher sogar in den Goetheschen Kunstansichten, geschweige in der früheren Periode des Verfalls vorwaltete, kann Großartiges nicht schaffen. Alles Große ist die Frucht der Begeisterung. Erfüllt von ihrem Gegenstande, verwachsen mit allen Beziehungen desselben, trugen die neuern Künstler, welche in Rom damals zusammentrafen, den ganzen Schmelz ihrer Ueberzeugung auf die Leinwand über und erreichten dadurch eine Frische und Saftigkeit des Ausdrucks, eine blühende Gestaltung des Lebens und der Wirklichkeit, welche nach dem Vorgange der italienischen Schule nicht wieder möglich geschienen hatte. Die Gestalten schienen verklärt von dem warmen Odem des Gemüthes, welches sie anschaute. Man konnte aus den Gemälden vielleicht, wenn die Kraft nicht zutraf, nicht entnehmen, was der Künstler gab, aber immer, was er geben wollte. Seine Intuition, seine Idee, sein Eifer schien an das Gemälde, wenn es auch technisch mißlungen war, festgebannt zu seyn und wirkte versöhnend oder ängstlich, je nachdem die Fehler geringer oder größer waren. Es konnte hierdurch ein großer Nachtheil für die Kunst entstehen, der auch nicht ausgeblieben ist und der von den guten Folgen aufgewogen werden muß. Es konnten sich sehr leicht die Ideen und dringlichen Vorlieben für die Sache in allgemeine Abstraktionen verwandeln, zu welchen man das Material, den Stoff der Wirklichkeit, später nicht mehr aufzufinden vermochte. So war z. B. die Cornelius'sche

Schule von dem Begriff der Erhabenheit des alten Heldenthums so erfüllt, daß die Gestalten, welche dieser Begeisterung untergelegt wurden, nicht mehr dem, was irdisch möglich schien, entsprachen und sich in Ideale verwandelten, welche sich selbst in der Vorzeit der Völker nicht so gefunden haben können, wie sie Cornelius (und z. B. Fellner, ein Schüler von ihm, in Umrissen zur Sage des Ezzelino di Romano kürzlich,) hingeworfen haben. Auch Schadow blieb von diesem Fehler nicht frei. Auch bei ihm überflügelte die Begeisterung für den Gegenstand, für den Ausdruck und gleichsam den Duft des Gemäldes den Stengel der Blume und die natürlichen Blätter. Sein Extrem wurde, wie bei Cornelius die Kraft, bei ihm die forcirte Lieblichkeit. In diesem Eifer, mit Schmelz und Weichheit zu malen, schuf er seine Charitas, eine Mutter, umringt von mehreren Kindern. Ich habe schon an einem anderen Orte*) bemerkt, wie diese Charitas der Ueberfülle und Stellung der Kinder wegen nicht den Eindruck der mütterlichen Liebe, sondern den der mütterlichen Fruchtbarkeit auf mich gemacht hat.

Im Allgemeinen scheint Wilhelm Schadow Rom nicht mit einem einigen und in sich klar gewordnen Bewußtsein verlassen zu haben. Wir sehen, daß Cornelius, auf den heimathlichen Boden zurückgekehrt, sogleich rasch Hand anlegt, wirkt und schafft und zwar nach einem bestimmten Ziele hin. Er hatte die Großartigkeit der Freskomalerei ergriffen und fand auch glücklicherweise (was man sucht, findet man) Wände genug, die er mit bunten Ideen bekleiden konnte. Der Umzug von Düsseldorf nach München kam seinem Aufschwung

*) Einleitung zur 14. Lieferung der Erklärungen zu Hogarths Kupferstichen.

zu Hülfe. Alles, was er brauchte, fand er. Er brauchte den Enthusiasmus nicht erst zu wecken, den er so großartig zu befriedigen wußte.

Ganz anders W. Schadow. Ihn nahm Berlin, eine entschieden protestantische Stadt auf, in welcher sich eine Kunstbegeisterung, die, um das Wahre zu haben, erst katholisch werden mußte, nicht empfahl. Erst durch die Kunstvereine und namentlich durch die zweijährigen Ausstellungen der Berliner Akademie gelang es, in der norddeutschen Hauptstadt eine Empfänglichkeit für die bildenden und zeichnenden Künste rege zu machen, die für Poesie, Beredsamkeit und Architektur bis in die untersten Regionen daselbst längst verbreitet ist. Das Terrain war zu groß, daß Schadow es hätte beherrschen können. Ja die Theilnahme, die er für die römischen Kunstoffenbarungen fand, mußte er mit noch einigen Propheten derselben theilen, mit Wach, Begas und Andren, die Alle, in der Sphäre einer besondern Manier sich haltend, doch nicht das erreichten, was Cornelius, von den Umständen und seinem Genie begünstigt, in Düsseldorf und München schuf. Schadow bekleidete eine Professur an der Berliner Akademie der Künste.

Später nach Düsseldorf berufen, entfaltete sich endlich die besondere Wirksamkeit, die ihm vorbehalten schien. Allerdings war dies sein Lehrertalent, seine Entwicklungsgabe, diese kritisch-sceptische Halbheit, die, wenn sie selbst etwas schafft, nie das erreicht, was ihr Großes vorschwebt, die aber das Große und Außerordentliche kennt, es in prädestinirten Köpfen zu wecken weiß und Anleitung geben kann überall, wo Rath und That willkommen sind. Cornelius ist viel zu entschieden, um ein guter Lehrer zu seyn. Er hat viel zu

viel Selbständigkeit, um nicht das aufkeimende Talent an das Spalier seines eigenen Wesens aufzuranken. Schadow's weiche Empfänglichkeit, die Unentschlossenheit seiner Prinzipien, die sceptische Neigung zu Allem, wenn es nur richtig ausgeführt wird, machen ihn gerade zum Führer einer Schule, zum Accoucheur des Talentes. Man entdeckt bei einem durch Erziehung und Geburt vernachlässigten Knaben, bei einem jungen Handwerker, der mit seiner Lage unzufrieden ist oder in welchem der Dämon des Ehrgeizes tobt, die Fähigkeit, gewandt zu zeichnen. Man wirkt ihm Sonntags den Besuch der Akademie aus. Sein Meister will ihn nur an diesem Tage missen. Die Fortschritte sind so außerordentlich, daß auch der Meister erstaunt, den Knieriem fallen läßt und die Mittwoch- und Samstags-Nachmittage um so eher noch frei gibt, als aus dem Handwerk doch nichts Gescheutes wird. Endlich findet sich Rath, den jungen Menschen ganz aus den bedrückenden Fesseln eines falschen Berufes und der Ansteckung einer gemeinen Gesinnung zu befreien. Er besucht unausgesetzt die Akademie, holt Wissenschaft nach, bereichert seine Phantasie durch gewählte Lektüre, er geht von der Antike zum Nackten über, von der Kreide zur Farbe, seine Cartons ziehen die Kenner an, bald zaubert er die Umrisse in lebendige Farben — eine Stufenfolge des Fortschreitens, welche der Meister selbst mit durchmacht und daran auf's Neue sich verjüngt. Er wärmt sich behaglich in dem Kuppelpelze, den er verdient von den Freiern, welche er einen nach dem andern der hohen Braut der Kunst zuführt. Man wird vom Unterschied der Düsseldorfer und Münchner Schule zunächst immer gestehen müssen, daß hier der Meister, dort die Schüler größer sind.

Das Lob dieser Schüler ist in Aller Munde; besonders haben Lessing und Bendemann eine solche Celebrität erlangt, daß man das trauernde Königspaar und die babylonischen Juden schon auf Stickmustern, Tabacksdosen und Bilderbogen zum Ausmalen für Nürnberger Tuschkastenkünstler erblicken kann. Schwieriger ist die Charakteristik der gemeinsamen Düsseldorfer Bestrebungen, da man von der Form nicht gern allein annehmen möchte, daß sie das Bindende wäre; die Farbe, meinetwegen das Schadow'sche schmelzende und zarte Colorit, und da ferner der Inhalt der ungezwungenste zu seyn scheint. Die Mythologie wird ausgebeutet, die romantische Dichtung des Mittelalters, das Goethe'sche, Uhland'sche Gedicht, die Bibel, die Natur, die eigne Phantasie, Alles ist Fundgrube für diesen Künstlerverein. Dennoch scheint sich durch diesen großen Kreis von Anschauungen, den er sich erlaubt, ein einiger Ton hindurch zu ziehen. Es ist dieß eine beinahe musikalische Empfindung, eine etwas sentimentale Mondscheinschwärmerei, die sich in den Gegenstand nicht blos mit allen Sinnen vertieft, sondern ihn auch von vornherein nur nach diesem Drange einer vom Gemüth gebrochenen Phantasie wählt. Ich bleibe bei meinem Ausdrucke, daß die Phantasie in der Schwärmerei gebrochen werde; denn diese Definition enthält alle Vorzüge der Düsseldorfer Schule, aber auch die nicht unbeträchtlichen Einwendungen, die man wenigstens in so fern gegen sie machen kann, falls sie ihren gegenwärtigen Typus dauernd fest zu halten geneigt seyn sollte.

Jede Intention, jede Absichtlichkeit stört die Einheit des künstlerischen Zweckes. Die Dinge nach einem bestimmten Schema auffassen, immer und immer dieselbe Empfindung an die Welt und ihre Erscheinungen heranbringen, gebiert zuletzt

eine Einseitigkeit, die der Manier, aber nicht der allgemeinen Kunstidee günstig ist. Die Düsseldorfer scheinen einen solchen stehenden Grundzug ihres Wesens zu haben, den sie selbst für lyrische Sättigung ihrer Phantasie ausgeben. Wie aber die Münchner Schule der Plastik viel zu sehr nachgibt und weniger Handlungen als nur Begebenheiten mit dem Duft der Sage zeichnet, so wird die Schadow'sche Schule zu sehr von einem unbestimmten Etwas, das nur eine lyrisch-romantische Genußsucht ist, getrieben. Es entspricht dies freilich dem norddeutschen Charakter. Es entspricht dies jungen phantasiebegabten Köpfen, die sich die Schönheit der Natur nur aus ihrer Sehnsucht nach ihr erklären können, die durch Gewöhnung an Heideland, Tannen, Schnee im Winter, Sand im Sommer, alles das höher zu schätzen lernen, was sie nicht besitzen, und mehr in ihren Schwärmereien, als in Erfahrungen, selbst wenn die Erfahrung manchmal noch poetischer seyn sollte, als die Schwärmerei, zu leben wissen. So scheinen sich die Gemälde der Düsseldorfer Schule nach der Wahrheit und Schönheit zu sehnen und nicht zu begreifen, wie sie beides schon in der Hand haben. Die Conzeption des Künstlers ist auf seiner Leistung allzusichtbar. Eine Tendenz nach diesem oder jenem Eindrucke hin springt sogleich in die Augen, ehe man noch weiß, was eigentlich vorgeht. Es ist dies eine Art sentimentaler Koketterie. Man nehme Lessings trauerndes Königspaar. An diesem reizenden Gemälde störte mich von jeher der Schmerz, der der erste Eindruck ist, welchen es machen oder wenigstens vorstellen soll. Die Situation, die Fabel kam erst hintennach und konnte nur verstanden werden, wenn man Uhlands Gedicht als Commentar dazu nahm. Dies Malen einer blos so

oder so bestimmten und veranlaßten Empfindung findet sich auch in dem berühmten Bendemann'schen Bilde wieder, ob dort gleich die Ursache des Schmerzes viel leichter erkannt wird, als da, wo das Gemälde selbst in die epigrammatische Kürze des Schlosses am Meere von Uhland übergegangen ist.

Süße und Grazie ist das vorzüglichste Prinzip der Schadow'schen Schule, wenigstens in der Führung des Pinsels. Allein aus diesem schönen Streben kann leicht ein Schmachten und Düfteln entstehen, leicht ein Lechzen und Kokettiren nach dem sich den Sinnen zärtlich Einschmeichelnden. Die Düsseldorfer Künstler wählen größtentheils nur darum ihre Stoffe aus den romantischen Dichtern oder aus der Mythologie, wenn sie Gelegenheit haben, eine schöne Sinnlichkeit über ihr Gemälde zu gießen. Das ist unbestritten richtig und charakteristisch. Allein es gibt Gegenstände im Bereich der Phantasie, die weder von der Rhetorik noch der Malerei (am wenigsten freilich von der Plastik) ausgedrückt werden können und wo eigentlich nur die Musik die richtigste Vorstellung geben würde, wenn nicht Worte zu den Noten gehörten.*) Solche dämmernde, luftgestaltete Momente sind Goethes Fischerknabe, Erlkönig, Bürgers Leonore und ähnliche das Geisterreich berührende Balladenstoffe, die, mag man sie nun blos in Verse bringen oder malen oder in Musik setzen, niemals eine abgerundete Vorstellung geben, sondern immer erst durch Zuthat der Vernehmenden ergänzt werden müssen. Eine solche nothwendige Thätigkeit stört aber beim Gemälde die Einheit des Kunstwerkes und setzt es der Miß-

*) Sonderbar, daß Felix Mendelssohn seine Lieder ohne Worte auch aus Düsseldorf gebracht hat.

deutung aus. Ich werde mich nie überzeugen können, daß die Düsseldorf'sche Schule, tappend in jenen Erlkönigreichen und Nachtgebieten der romantischen Sage, auf dem rechten Wege ist. Ein klares Bewußtseyn über die Kunst wird dadurch so wenig gefördert werden, wie es ehemals mit jener Richtung in der Poesie wurde. Die Schule wird sich verirren. Sie wird nichts als Trauriges produziren. Erst ein trauerndes Königspaar, dann die trauernden Juden in Babylon, dann der trauernde Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, kurz diese Monotonie wird so lange hindurch gehen, bis, um ein Berlinisches Sprüchwort hier anzuwenden, die Künstler jenen trauernden Lohgerbern gleichen werden, denen die Felle, die goldnen Vließe ihres Ideals, weggeschwommen sind. Marius auf den Trümmern von Karthago, Jeremias auf denen von Jerusalem — dies Alles sind im Grunde keine Gegenstände für die Malerei. Nur der Dichter kann sie erfassen, weil nämlich Gedanken, Reflexionen, historische Urtheile mit ihnen verknüpft werden müssen. Marius auf einem umgestürzten Denkmal sitzend, Zerstörung um ihn her, das Meer und Roms Morgenröthe im Hintergrunde — es wäre nie ein gutes Gemälde, sondern immer nur ein theatralisches Stück, eine Schilderei, die der Poesie bedarf, um erklärt zu werden. Das wahrhaft Tragische in einer solchen Composition erreicht nur und weiß nur der Dichter wieder zu geben.

Die Münchner Romantik zerrt sich noch weit mehr mit der romantischen Frazze herum. Arabesken, Blumengewinde mit Schmetterlingen, Greifenschnäbeln und dergleichen Schnörkel drücken bei den Münchnern noch viel Wesentliches aus! Die Münchner Romantik kann man nur

mit jener Heidelbergischen Periode unsrer neuern Literatur vergleichen, wo mit Görres, Brentano, Arnim eine gewisse spielende Bedeutsamkeit des Unbedeutenden aufkam, das Gemisch des Heiligen und Weltlichen, welches wir Veranlassung haben werden, in der Skizze über Herrn von Raumer noch näher anzudeuten.

Ich schließe diese Bemerkungen mit dem Wunsche, es möchte ein begabter Kopf auftreten und Lessings Laocoon neu für unsre Zeit bearbeiten. Die technische Meisterschaft scheint erreicht, die Ideen gähren, Enthusiasmus sieht man überall bei Ausübenden und bloß Antheilnehmenden verbreitet. Es fehlt aber nur daran, daß in Beziehung auf die Wahl der Stoffe aufs Neue die Gränzen gezogen werden, welche der weise Genius der Kunst zwischen Wort, Meißel und Farbe gesetzt hat.

Friedrich von Raumer.

1 8 3 7.

Auf der Berliner Universität pflegt Herr von Raumer in jenem Zimmer seine Vorlesungen zu halten, wo die jungen Theologen gewöhnlich ihre homiletischen Uebungen anstellen. Es liegt zur linken Hand, wenn man aus dem Garten der Universität die Räume der Berliner Minerva selbst betritt. Es wehte immer eine frische schattenreiche Kühle an den beiden einzigen Fenstern des kleinen Hörsaales. Ein Vogel zwitscherte oft munter in das Mittelalter hinein, das uns Studenten dort Herr von Raumer in seine Hauptbegriffe zerlegte.

Ich will aber diese Skizze weniger lokal als persönlich beginnen und habe vom Ort nur gesprochen, weil die Menschen in ihrem äußern Erscheinen oft von der Lokalität abhängig sind. Herr von Raumer tritt in seine allgemeine Geschichte, ohne Heft, ein kleiner schmächtiger Mann, einem sehr freundlichen, klugen Auge, das überall herumspäht, während über die ästhetische Gourmandise, welche auf den Zügen

liegt, die mit Nase und Mund zusammenhängen, ein gutmüthiges und zuthunliches Lächeln sich ergießt. Herr von Raumer trägt sich schlicht und bescheiden und ist unter sehr herzlichen Bewillkommnungen seiner Zuhörer allmählig auf den Katheder gestiegen, wo er die vergangene Lektion zu rekapituliren und das Thema der neuen zu entwickeln anfängt.

Herrn von Raumers Vortrag besitzt dieselbe Trockenheit, die ich schon an seiner äußern Gestalt andeutete. Er ist keineswegs monoton, hat sogar eine gewisse Modulation, allein es fehlt seiner Stimme und dem Accent, den er ihr zu geben weiß, an der Vollsaftigkeit, welche zum Herzen oder zur Phantasie spricht. Herr von Raumer hat eine gewisse Musik, wie sie Gusikow etwa aus Holzstäben zu locken weiß. Es ist dasselbe kurze, schnell verklingende, pointirte Wesen, das nur durch die schleunigste Bewegung und die schnellste Aufeinanderfolge eine gewisse harmonische Rundung bekömmt und bei Herrn von Raumer vollends nur den Verstand beschäftigt. Sein Cursus ist eine Uebungsschule für gewandte Combination und Verknüpfung heterogener Thatsachen. Hier und dahin greifend, vom Zehnten ins Zwanzigste, manchmal auch wohl vom Hundertsten ins Tausendste springend und dabei selbst das Widernatürlichste ineinanderneſtelnd, wirkt er auf die Urtheilskraft und Dialektik seiner jungen Zuhörer mächtig ein. Man folgt seinen Parallelen, seinen Vergleichungen, seinen Gesetzen, die er aus kleinen Erfahrungen zieht, dieser oft kleinen Krämerei von beiläufigen Bemerkungen und oft wieder ebenso großartigen Reduktionen des Unbedeutenden auf eine Verwandtschaft, die selbst das Winzige gut hervortreten läßt, mit der wißbegierigsten Theilnahme, ohne jedoch

etwas davon notiren zu können. Das Praktische tritt an Herrn von Raumer so entschieden hervor, daß man entweder gleich handeln oder sprechen möchte, keineswegs aber schreiben kann. Herrn von Raumers Kursus über Universalgeschichte ist die reichste Belehrungsquelle, die jungen Männern auf der Universität nur erschlossen werden kann.

Versuchen wir vom Voranstehenden einen Schluß auf Herrn von Raumers Stellung dem deutschen Publikum gegenüber zu machen, so zeichnet alle Schriften und seine ganze literarische Carriere überhaupt dieser eigenthümliche praktische Takt aus, der ihnen fast den Charakter einer Beamtenmeinung gibt. Die Einen halten die Geschichte für eine große Anekdote und kramen in ihr mit der Neugier Alles wissen zu wollen. So der treffliche Schlosser. Die Andern wollen einen großen Hauptzweck darin ausgedrückt sehen. So die Philosophen. Die Letzten endlich, (und Herr von Raumer gehört zu ihnen. so aber, daß sie auch die Ersten seyn können,) halten die Geschichte für eine Lehrerin, den Weltgeist für einen Professor, der in verschiedenen Perioden verschiedene Themata abhandelt und die Geschichte nur deshalb macht, um gewisse Abstraktionen und Grundsätze zu beweisen. Herr von Raumer unterscheidet sich dadurch entschieden von der sogenannten philosophischen Geschichtsansicht, daß er keine Andacht und Bewunderung der historischen Fakta duldet, sondern in gleichem Athem von den Phöniziern bis auf die Parlamentsreform herunter erzählt und dies Alles nur dazu dienen läßt, daß er beweist, Recht war immer Unrecht, Unrecht immer Recht, die Tugend mußte dem Laster dienen, um zuletzt doch nur dem guten Mittel, nicht dem schlechten Zwecke die Ehre zu geben, die Republiken und Despotieen waren zu

allen Zeiten gleich, was ihre Achtung vor der Menschenwürde betrifft; die Uebervölkerung hat immer ihre bestimmten Abzugskanäle, sei es nun Krieg oder Pest oder die Entdeckung eines neuen Industriezweiges, der einigen Hunderttausenden mehr die Existenz sichert... Kurz, Herr von Raumer geht immer von dem Schiller'schen Satze aus und kommt auf ihn wieder zurück: Alles wiederhole sich nur im Leben, nichts Neues geschehe unter der Sonne. Politik, Moral, Religion, Kunst, Oekonomie, das sind die Anknüpfungen, die Herr von Raumer zu gebrauchen pflegt und die ihm oft das Ansehen geben, als schildere er die Geschichte nur, um die Thatsachen jener Wissenschaften und Ideenkreise zu beweisen. Er verletzt damit die Selbständigkeit der Geschichte. Sie ist ihm nur eine Fundgrube von Beispielen, die dazu dienen müssen, seine ideellen Lieblingsneigungen zu beweisen und aufzuklären.

Da man bisher diese Bemerkung als die Eigenthümlichkeit des Herrn von Raumer hervorzuheben unterlassen hat, so ist er in den Ruf eines Dilettanten gekommen und hat das Unglück gehabt, an der Authentizität seiner Forschungen, an dem Gelehrtenstaube seiner Quellenstudien bezweifelt zu werden. Seine klassische Geschichte der Hohenstaufen, seine neuesten Quellenbeiträge zur Geschichte der drei letzten Jahrhunderte haben nicht schwer genug gewogen, um ihn von einem Vorwurfe zu befreien, der zwar das Lob des Geschmackes und der Eleganz, auch das Lob einer feinen Urtheilsgabe zulassen würde, jedoch seine wissenschaftliche Competenz in einem Grade streitig machen müßte, der für einen Mann des Katheders empfindlich ist. Herr von Raumer hat aber die Quellen gründlich eingesehen, er wird immer den Ruf eines gewissenhaften tüchtigen Gelehrten mit vollem

Rechte in Anspruch nehmen dürfen; nur seine Behendigkeit, sein allerdings praktischer Blick, seine übergroße Geneigtheit zur Reflexion, seine Apropos und vor Allem eine gewisse Administrationsphysiognomie des Interesses geben ihm das Ansehen des Dilettantismus, dessen guter Eigenschaften er sich mit Recht rühmen darf. Wenn Herr von Raumer in Paris Kritiken an Madame Crelinger schreibt, sollte man noch nicht so eilig schließen, könnte er dort keine lateinische Manuscripte eingesehen haben. Der ganze Unterschied zwischen ihm und Herrn Schlosser ist hier nur der, jener kennt die Schauspielerinnen unserer Zeit und dieser diejenigen, welche im achtzehnten Jahrhundert geblüht haben. Beide Gelehrten sind in ihrer Art Petitmaitres, Herr von Raumer wäre im Stande, über die Mode unsrer Zeit zu schreiben, Herr Schlosser studiert über die Moden, die schon eine Antiquität geworden sind. Da find' ich keinen erheblichen Unterschied.

Die Hauptsache in der Beurtheilung des Herrn von Raumer wird immer die bleiben müssen, sein ausgezeichnetes Administrationstalent anzuerkennen und einzugestehen, daß er die Geschichte als ein trefflich routinirter Beamter schreibt. Räsonnirende Statistik möchte man den Vorzug des Herrn von Raumer nennen; dieser Ausdruck vereinigt seine Trockenheit und sein flackerndes Redefeuer. Niemand weiß in Deutschland so geschickt mit Zahlen umzuspringen wie Herr von Raumer. Niemand zieht aus einer Legion Nullen nebst einigen benannten Zahlen und Brüchen soviel interessante Resultate für die Sittengeschichte, für die Nationalökonomie und überhaupt für die politischen und schönen Wissenschaften. Wo Herr von Raumer in der Geschichte kein mathematisches Gesetz entdecken kann, da findet er gewiß

ein arithmetisches. Hieraus entspringt sein eigenthümliches Classifiziren, das Herüber und Hinüber seines beweglichen Geistes, der sich seine Grenzpfähle und Gesichtspunkte abstecken muß, um die gewaltigen Stoffmassen zu bemeistern und der Darstellung derselben die logischen Lichter aufzusetzen. Die Constructionshistoriker manipuliren die Geschichte, als säßen sie im sausenden Webstuhle der Zeit. Sie machen die Geschichte nach, wie sie der Weltgeist selbst gemacht hat. In anderem Sinne möchte man auch bei Herrn von Raumer glauben, er treibe sein Handwerk als Weberei. Er schürzt hie und da einen Knoten, schlägt hier einen Faden und da einen ein, das Schiffchen seiner Zunge fährt dabei auf und ab, hin und her, immer lustig und gut im Stande, bis das Garn zu Ende ist und einmal in Paris oder in London wieder Neues gesponnen werden muß. Solche Vorarbeiten pflegen dann als Briefe aus jenen Orten oder als „England im Jahre 1835" im Buchhandel zu erscheinen. Herr von Raumer zeigt sich dem Publikum im Zustande des **Avant, Pendant** und **Après** seiner Studien. Seine Rastlosigkeit gestattet ihm, sich öffentlich in seiner schriftstellerischen Toilette zu zeigen. Die Kritik hat ihm in neuerer Zeit diese Mittheilungslust, die sich sogar auf rohe Materialien erstreckt, sehr übel genommen. Allein hätte man sich eingestanden, daß Herrn von Raumers wahrer Kern die räsonnirende Statistik ist, so würde man finden, daß zwischen seinen ausgearbeiteten Geschichtswerken und den Materialien dazu ein sehr unschuldiger, natürlicher Uebergang statt findet.

Herr von Raumer begann seine Laufbahn im Cabinet des Fürsten Hardenberg. Eine unbegränzte Liebe zu den historischen Wissenschaften vermochte ihn, seine Stellung auf-

zugeben und eine Breslauer Professur zu übernehmen. Sein Abschied als Beamter hinderte ihn aber nicht, die Gewöhnung an Verwaltungsideen mit sich auf die Universität zu nehmen und allen seinen Leistungen die oben angedeutete administrative Färbung zu geben. Herr von Raumer kam zu einer Zeit nach Breslau, wo diese ehrenwerthe Provinzialhauptstadt, als gewesener Heerd der preussischen Nationalbewaffnung, einen Aufschwung erhalten hatte, dem zuerst die Universität und der Turnergeist, später das Theater und die Literatur auf eine achtbare und behagliche Höhe emporhalfen. Eine gewisse ästhetische Frivolität kann man der letzten Epoche der damaligen breslauer Blüthenperiode nicht absprechen. Es waren mancherlei gesellige, besonders theatralische Elemente, die damals, wie überall in der Restaurationszeit, gerade einen gar erheiternden Zusammenstoß in Schlesien feierten. Herr von Raumer nahm mit schalkischer Laune an dieser Stimmung Theil und mischte etwas Liberalismus, etwas Statistik und Hohenstaufenschwärmerei zu der fröhlichen Existenz hinzu. Will man einen sprechenden Ausdruck jener Zeiten haben, so lese man seine Reise nach Venedig, ein Buch, das theils von Macchiavell, theils von Adam Smith, theils aber auch von Thümmel geschrieben seyn könnte. Es werden darin mancherlei Zeitfragen abgehandelt, einige Italienische Gegenden und Wirthshausscenen beschrieben, zum großen Theil aber darin nur Witze, und mitunter gute, gerissen.

Herr von Raumer kam als Verfasser der Hohenstaufen nach Berlin. Die Theatermanie begleitete ihn und fand in der Residenz reichliche Nahrung, da damals Oper, Ballet, Schauspiel und Farce in blühendem Zustande waren und es sogar von der sogenannten Geistesphilosophie nicht verschmäht

wurde, an jenen ästhetischen Saturnalien Theil zu nehmen. Herr von Raumer brachte noch eine andere Empfänglichkeit mit, die an ihm allmählig charakteristisch wurde und von unserer Seite einer Erklärung bedarf. Denn es ist etwas schwer zu begreifen, wie man erst eine Reise, in welcher die ledernen Hosen des Bedienten, welchen Herr von Raumer mitnahm, eine Hauptrolle spielen, schreiben und dann mit einer großen Anhänglichkeit an Mystik, Ironie, Tieck- und Solger'sche Kunsttheorie auftreten kann. Es wird wohl ein Theil dieses Widerspruches im Zeitgeist und ein andrer im Charakter des Herrn von Raumer liegen.

Die Geschichte der Hohenstaufen war eine der Hauptstützen des in Deutschland um sich greifenden mittelalterlichen Wesens. Ideen über Deutschlands Einheit und Größe, Einbildungen über unerringliche Bestrebungen knüpfte man am liebsten an eine Periode an, welche die einzige zur Erhabenheit sich gruppirende der deutschen Geschichte ist. Der Begriff des Weltreiches, der in den Köpfen der Hohenstaufen spukte, zündete viele deutsche Gelehrte an, die oft um so heftiger flackerten, je trockner das Holz war, aus welchem sie der Schöpfer geschnitten hatte. Ueber Hildebrand, über Friedrich Barbarossa wurde viel geschwärmt, viel Tragödien begannen sich zu dichten; selbst bis in die Moskowitischen Wälder, wo damals noch Herr Raupach lebte, drang der Jubel einer wenigstens in der Poesie wiedergefundenen Nationaleinheit.

Herr von Raumer schürte durch sein vortreffliches Werk die Lohe der mittelalterlichen Manie, ohne sich selbst von ihr anstecken zu lassen, wenigstens von historischer Seite nicht. Herrn von Raumer kann man durch die Geschichte nicht beikommen, wenn man ihn in Enthusiasmus versetzen wollte;

denn die Geschichte ist seine Freundin, seine nüchterne alte Tante, mit der er auf dem Fuße der Reflexion steht, mit der er weder Tendenzen noch ewige Wahrheiten, sondern nur kleine Erfahrungssätze, kleine Maximen, kleine Analogieen durchspricht. Soll ihn etwas mit Macht ergreifen, so muß es von einem andern Gebiete herkommen. Herr von Raumer ist Supernaturalist, in der Religion zum kleinern Theil, zum überwiegenden in der Aesthetik. Er nimmt an, daß es gewisse versperrte Gränzen des Gedankens gibt, über welche das Gefühl allenfalls in einem Zwielicht noch hinaustappen und manches, wenn nicht Gewisse, doch Wahrscheinliche heraustasten kann. Wenn irgend etwas an Herrn von Raumer den Charakter des Dilettantismus hat, so ist es diese fröhliche und an ihm etwas anomale Kopfhängerei. Er kann fünf und fünfzig Minuten hintereinander scherzen und in den letzten fünf Minuten wird er plötzlich eine gewisse Glasur in die Augen bringen, die man nur an Verzückten und Mystikern zu sehen gewohnt ist. Herr von Raumer spricht dann gewöhnlich von der Gründung der Christuslehre, von dem heiligen Bernhard von Clairvaux, von Franz von Assisi oder von der Solger'schen Ironie, welche letztere ihm recht der Ausdruck dieses Kampfes zwischen dem klugen und muntern Verstande und einer angebornen Herzenssehnsucht ist, eines Kampfes, dessen Schlachtfelder oft genug in seinem Innern liegen.

Des Gemisch des Heiligen und Weltlichen hat in Deutschland mehre Stufen erlebt. Die erste war die, auf welcher Görres in München noch steht und auf welcher sich sein Sohn mit dem Grafen Pocci z. B. noch um ihn herum bewegt; indem sie kindisch-kindlich mit dem Heiligen spielen, Bilderbücher für alte Leute machen, Poesieen, wo die Unbeholfen-

heit des Mittelalters in Sprache und Zeichnung absichtlich wieder gegeben wird. Derjenige, welcher in das Gemisch des Heiligen und Weltlichen schon seinen protestantisch=märkischen Geist mitbrachte, war Achim von Arnim, der Gemahl Bettinens. Er war schon nicht mehr das unter Blumen spielende Lamm, wie Brentano, sondern es störte ihn zu wissen, daß die Lämmer geschoren werden und jährlich in Stettin ein großer Wollmarkt ist, wo an der Wolle nur gesehen wird, ob sie hübsch fett und vom Kamm geschoren ist. Achim von Arnim bahnte jener Ironie den Weg, welche Tieck nach vielen vergeblichen Versuchen in der spielenden und frommen Poesie endlich in seinen Novellen als eigne Kunstform behandelte und von Solger in die Aesthetik einführen ließ. Herrn von Raumers eigenthümlicher Gemüths=Beschaffenheit konnte nichts so Ansprechendes geboten werden. Er rettete in jenem Genre seinen gesunden Menschenverstand, der so gut rechnen, der so praktische Ansichten über Findelhäuser und Armenanstalten entwickeln kann, und zu gleicher Zeit eine gewisse heimliche, norddeutsche Gemüthlichkeit, die ein natürliches Erbstück an ihm ist und das Meiste dazu beiträgt, ihm jenes oben geschilderte einfache, schlichte und bürgerliche Aussehen zu geben. Diese Ironie hat Herrn von Raumer seither nicht mehr verlassen und ihm jene eigenthümliche Halbheit erhalten, welche namentlich in Fragen der Politik von entschiedenen Parteigängern ihm so heftig (und, wenn man dabei noch gar verlangt, jede Originalität solle sich von dem Hammer des Zeitgeistes breitschlagen lassen,) fast unbillig vorgeworfen ist.

Zunächst darf man nicht einmal unerwähnt lassen, daß jener trockne gesunde Verstand es war, der Herrn von Rau=

mer trieb, sich bei der durch die Julirevolution geweckten politischen Diskussion nach Kräften einzumischen. Er gab seine Entwickelung der Begriffe über Staat und Recht zum zweiten Male heraus und war vielleicht nur durch die erste Abfassung und durch die Scheu, welche jeder freie Mann vor seiner Vergangenheit haben muß, veranlaßt, des Widersprechenden, Unbestimmten, des zweifelhaft Gelassenen eine große Partie in die bekannte Schrift aufzunehmen. Im Allgemeinen ist diese Publikation etwas flüchtig und unordentlich abgefaßt, die einzelnen Theile der Darstellung stehen in keinem recht systematischen Zusammenhange, die Entwickelung hat die Form des Fragmentarischen und Beiläufigen und geht selten aus innern Nothwendigkeiten hervor, die man bei Begriffen, welche sich unter der Hand der Geschichte bildeten, doch statuiren muß, ohne darum Hegelianer zu seyn. Herr von Raumer hat überhaupt in dieser Schrift seine große Hinneigung zum Formellen und Unwesentlichen an den Tag gelegt, er hat sich wieder den Vorwurf müssen gefallen lassen, von den Einen, daß er auf die Wissenschaft, von den Andern, daß er sogar auf die Wahrheit dilettire. Er hat die Ueberzeugung fast immer als eine Geschmäcksache dargestellt und nicht verbergen können, wie sehr die geistreiche Motivirung, die Form und der oft nur sprachliche Ausdruck der verschiedenen in der Politik aufgetauchten Meinungen auf sein Urtheil einfließen. Es herrscht weniger strikte Philosophie in dem Werke, als ein Maaßstab, der vom Theater, von der Kunst, von der Literatur überhaupt auf eine Branche der Letztern übertragen wird, da doch des Verfassers Gegenstand hier weit mehr lebendige Thatsachen als Bücher waren. Man hat schon anderseits hervorgehoben, Herr von Raumer

könnte eine ganz bestimmte Meinung eben gefaßt haben und in dem Momente widerspräche der Verfasser von the Beauteful and the Sublime mit seinem rhetorischen Farbenspiel und alles wäre hin, Satz, Gegensatz, Voraussetzung, Schluß; Herr von Raumer halte nicht mehr Stich, mit keinem einzigen seiner Paragraphen mehr.

Diese Ironie, die man aber zuletzt nur noch Selbsttäuschung nennen kann, hat sich in den drei bis vier letzten Jahren, von heute zurückgerechnet, an Herrn von Raumer ansehnlich gemildert. Es gibt hier viel Umstände, die, um jene Erscheinung erklärbar zu machen, zusammenwirkten. Im Allgemeinen ist es wohl das Gefühl der Isolirung, das Herrn von Raumer in seinen jüngsten Schriften eine Bitterkeit gab, die manches schwierige Verhältniß nicht mehr scheute und hie und da eine für seine Stellung wichtige Rücksicht zu verletzen wagte. Einen gewissen Supranaturalismus würde Herr von Raumer sehr gern zugestanden haben, allein der Pietismus und die Muckerei sind denn doch Extreme, wo man sich in Acht nimmt, auch nur die geringste Conzession ohne Clausel zu geben oder überhaupt Sätze aufzustellen, welche der Fanatismus könnte für sich in Anspruch nehmen. Andre Bestrebungen mußten mit gleich niederschlagender Kraft auf Herrn von Raumer wirken: die Hegelsche Schule, die juristisch-pietistischen Faust- und Bibelerklärer, kurz eine Menge exclusiver Richtungen, die sich bis zu der von Herrn von Raumer um jeden Preis zurückgewiesenen Antheilnahme an der hoffentlich nur provisorischen Censuranstalt erstreckten. Dazu kommt die gänzliche Antiquirung der Anknüpfungen, die Herr von Raumer bisher gewohnt war; das sichtliche Absterben des Tieck'schen Talentes, der Mangel aller Ironie

in unsrer ernsten Zeit, die Verdächtigung des Spaßes und eine Unbehaglichkeit, die sich sogar auf die gesellschaftliche Existenz erstrecken muß, wenn man bedenkt, wie sehr seit zehn Jahren das Parteiwesen und der Meinungsstreit sich bis in die innersten Ritzen der Häuslichkeit und der Familie verzweigt haben. Verstimmt über diese Erfahrungen reiste Herr von Raumer nach England.

Schon die Aeußerlichkeit dieser englischen Reise war eine stille Protestation gegen Verhältnisse, welche ihn beengten. Herr von Raumer schrieb, als er seine Reise wiederholte, an sämmtliche deutsche Zeitungsredaktionen und bat sie inständigst, dem Gerücht, als reiste er auf Staatsunkosten, zu widersprechen und im Gegentheil hervorzuheben, daß er auf seinen eignen Beutel reise. Was sollte diese Reklamation bedeuten? Sollte sie ihn vor der englischen Tory-Kritik in Schutz nehmen, die ihn erst einen „verlaufenen Landstreicher" genannt hatte und ihn, wenn er Geld zur Reise empfing, leicht auch einen „besoldeten Agenten" hätte nennen können? Oder wollte Herr von Raumer, indem er eine Sache hervorhob, die nicht geschah, andeuten, daß sie unter freisinnigen Verhältnissen sehr gut hätte geschehen können? Ich glaube das Letztre, ich glaube an die Verstimmung der alten guten Laune des Herrn von Raumer.

Sein Buch über England hat die verschiedensten Urtheile hervorgerufen. Der hauptsächlichste Mangel desselben ist wohl der, daß es die Beschreibung einer Reise enthält, die der Verfasser nach Ablauf eines Jahres zu wiederholen gedachte. Einen solchen Reiz, wie Fürst Pückler seinen verstorbenen und ewig jungen Briefen gab, konnte er erst in dem Augenblick beschwören, wo er sich entschloß, nie wieder

nach England zurückzukehren. Auch Herr von Raumer suchte das high life der Aristokratie der Meinung und der Bildung ins Auge zu fassen. Was wird er aber von ihm sagen können, wenn er den Wortführern und Tonangebern der großen Gesellschaft wieder zu begegnen gedenkt? Der hauptsächlichste Mangel dieser Reise ist der, daß er sie wiederholte.

Die Fehler und Irrthümer, welche die englische Kritik dem Buche über England vorgeworfen hat, muß man unterscheiden. Jene sind leichter zu entschuldigen bei der Masse von Stoffen, die sich einem solchen Sichfürallesinteressirer zur Beachtung darboten und bei seiner Stellung als Fremder. Die letztern kamen auf Rechnung des entschiedenen Whiggismus, dem sich Herr von Raumer zuwandte und der ihm auf der einen Seite die Ehre brachte, von J. Russel im Parlamente zitirt zu werden, auf der andern eine Verfolgung der Tories, die ihn mit dem ganzen kothigen Humor, welchen die Engländer Kritik zu nennen pflegen, überschüttete. Weit mehr für sich hat das andere von dem Quarterly Review aufgestellte Axiom seines Tadels: Du kommst nach England als ein Bewunderer deiner heimathlichen autokratischen Staatsformen und willst bei uns den Revolutionär spielen! Allein auch hier giebt es einen Punkt, wo sich die treffende Spitze des Angriffs abbiegt. Der Engländer kann eines Theils jene feine Opposition nicht verstehen, die in dem Buche: England im Jahre 1835 liegt, jene kleinen Andeutungen über die verstimmte Gegenwart, welche bei gewissen Leuten in Berlin ein heißes Blut müssen rege gemacht haben, Andeutungen, die vielleicht für die Erlösung unsrer gegenwärtigen Zustände wichtiger sind, als wenn Herr von Raumer in seinem Buche offne Demagogie entwickelt hätte; andererseits ist der Deutsche von Haus

aus unfähig, fremde Verhältnisse nach seinen eigenen zu beurtheilen. Das Fremde ist für ihn immer Sache des Studiums, wie sehr ihm auch in der Heimath die persönliche Erfahrung auf die Finger brennt. Was die Kritik des Quarterly Review an Herrn von Raumer aussetzt, wird mehr oder weniger die Schwäche aller Deutschen seyn.

Im Uebrigen ist die erwähnte Schrift mit dem Schleppkleide, welches ihr an historischen Excerpten und Commentarien angehängt worden ist, eine Fundgrube vortrefflicher Materialien. Herr von Raumer ist wieder zu seiner räsonnirenden Statistik zurückgekehrt und erzählt uns in demselben Athem, wie man den Hamlet auf Drurylane gegeben und wie viel Oxhoft Porter jährlich in London gebraut werden. An den Tabellen und verhältnißmäßigen Zahlenberechnungen, die Mrst. Austin hier übersetzt hat, konnten die Engländer sich überzeugen, daß in solchen Registraturarbeiten die Deutschen Meister sind und daß selbst Männer, die über die Kunst und schöne Literatur sprechen, doch den Viehbestand einer Nation und die Mastungsmethode der irischen Gänse für Gegenstände ihrer Untersuchungen halten. Finden sich diese Fragen zufällig in der Reise des Herrn von Raumer nicht gelöst, so kann man doch die Versicherung geben, daß er Notizen darüber mit Freuden würde empfangen und aufgeschrieben haben.

Ziehen wir aus Vorhergehendem einen Schluß, so bleibt es fest, daß Herr von Raumer, in der unnützen Besorgniß für einen Dilettanten gehalten zu werden, einen oft sehr langweiligen Begriff von der Gelehrsamkeit hat. Seine statistisch-archivalischen Expositionen sind selten von der Wichtigkeit, die er ihnen, man weiß nicht durch welche Selbst-

täuschung beilegt. Seine Dokumente über Friedrich den Großen sollen wenig Neues enthalten. Seine Untersuchungen über Maria und Elisabeth erschöpfen sich in ganz spitzfindigen und langweiligen Distinktionen, die eine auf der Hand liegende Wahrheit nimmermehr umstürzen werden. Kein Mensch verlangt von Herrn von Raumer, daß er Verse mache, aber Jedermann fühlt sich durch eine Autorschaft erheitert, die heute über Mad. Crelinger, morgen über Raupach und in einigen Tagen über die Statistik der englischen Essigfabriken sprechen wird. Diese flackernde, irrlichternde Rührigkeit und Alleskönnerei hat viel dazu beigetragen, einen Gelehrten zu isoliren und zu einer persönlichen Grille zu stempeln, der grade den Beruf zu haben scheint, sich dem größern Publikum recht nahe zu bringen und dem Urtheile desselben als ein stets mit gleicher Klarheit sichtbarer Leitstern zu dienen.

Möchte der Zweck dieser Skizze nicht verkannt werden! Sie soll einestheils die Person selbst, der sie gilt, veranlassen, sich den Bestrebungen und Verhältnissen der Nation enger und aufrichtiger anzuschließen; anderntheils aber auch die Verdächtigungen zurückweisen, die man von mancherlei Seiten her gegen Herrn von Raumer rege gemacht hat. Da wo man Alles vermißt, setzt man das Geringe, was man allenfalls besitzt, außer aller Wirksamkeit. Je weniger man von Herrn von Raumer fordert, desto größer wird die Ueberraschung seyn, wenn er in seinen Leistungen unsre Erwartung übertrifft.

Georg Büchner.

Um die Wehmuth zu verstehen, welche diesen Nachruf an einen früh vollendeten jungen deutschen Dichter durchbebt, denke man sich eine Freundschaft, die aus der Ferne, ohne persönliche Begrüßung, nur durch wechselseitige Bestrebungen, durch gleiche Gesinnungen hervorgerufen und durch das Band thatsächlicher Ideale zusammengehalten wurde! Man wechselt Briefe und Zusprüche, man tauscht seine Zukunft aus und schüttet ein reiches Füllhorn lachender, dreister Hoffnungen sich einander in den Schooß; man spricht sich in trüben Stunden Muth zu und malt sich eine Wendung der Dinge aus, in welcher wir selbst vom Winde, der sich dreht, gefaßt werden dürften; man hofft auf persönliche Begrüßung und gibt sich Kennzeichen, wenn man sich plötzlich begegnen sollte. Ein solcher Gemüth und Geist bewegender Verkehr dauert ein Jahr; da tritt eine kleine Unterbrechung ein; der Eine bestellt sein Haus, der Andere rüstet sich zu einer Reise und neuen Lebensbahn. Der Briefwechsel stockt. Man ist ohne Sorge über den still fortglimmenden Freundschaftsfunken und tritt eines Tages an einen öffentlichen Ort, wo

sich das Echo der tausend Tagesgerüchte, der Irrthümer und der Verfolgungen in Zeitungen durchkreuzt. Man ergreift sorglos eine derselben und liest, daß der Freund, der hoffnungsvolle, strebende, muthige, schon seit Monaten hinübergegangen ist in das Reich des Friedens, sanft entschlummert im Arme einer Geliebten, ausgelöscht aus dem jungen Nachwuchsregister unsrer Hoffnungen, todt — ja mehr als todt — schon seit Monden verstorben!

So ging es mir mit Georg Büchner, einem strebenden Jünglinge aus Darmstadt, dessen Freundschaft ich mir erworben hatte und der sie mir leistete mit vollem, ideenreichem Herzen, ging es mir mit einer Knospe, deren Entfaltung ein herrliches Farbenspiel am Sonnenlicht gespiegelt hätte, die die volle Ahnung eines nicht blos genießenden Frühlingslebens in sich trug, sondern auch das Versprechen eines durch außerordentliche Fähigkeiten gesicherten Gewinnes für seine Nation. Noch glaubt' ich einen jungen Titanen aus widerwärtigen Verhältnissen sich losringend zu wissen; und in dem Augenblicke barg ihn schon der kühle Schooß der Erde. Ich sah ihn seine Waffenrüstung zum Kampfe mit der Unbill der Zeiten schmücken — und schon schlummerte er in jenem ewigen Reiche des Friedens, wo die Widersprüche versöhnt und der Egoismus des Zeitalters in kalte Asche verwandelt ist. Mein Herz bebte vor Rührung. Ich kann jenes tiefe, grausame Weh verstehen, auf dem Todtenbette mit seiner Liebe zum Leben und seinen Zukunftsträumen zu ringen, sich trennen zu müssen von dem Großen und Edlen, was man noch von sich bewahrheiten und bewähren wollte, und in jener Hand, die sich eben ausstreckte, um ein Reich des Ruhmes und der Ehre zu erobern, den lähmenden

Tod zu fühlen. Junger Kämpe, vielleicht warst du ergeben, als sich die Sinne und dein Bewußtsein lösten; vielleicht lächeltest du schon verklärt über der Menschen ehrgeiziges Rennen und Treiben und dachtest selig, daß Alles eitel wäre, daß auch die Irrthümer, die du bekämpfen wolltest, ja selbst die Dichterträume, die wie Lorbeer schon auf deiner Stirne lagen, an der Pforte der Ewigkeit zerschellen und wie bunte Farben sich in Vergängliches auflösen. Vielleicht vermißtest du, schon im Vorhofe der Ewigkeit, den Nachruf deiner Freunde nicht. Aber sie sind ihn dir schuldig; sie müssen dein Andenken mit frischem Rasen belegen und einen Kranz von Immergrün um das bescheidne Kreuz hängen, welches deine Grabstätte bezeichnet. Du gehörtest in die Legion der edlen Streiter für die Sache des Jahrhunderts. Die Menschen die du haßtest, sollen wissen, wer du warst; und die du liebtest, sollen hören, was sie an dir verloren haben.

In den letzten Tagen des Februar 1835, dieses für die Geschichte unsrer neuern schönen Literatur so stürmischen Jahres, war es, als ich einen Kreis von ältern und jüngern Kunstgenossen und Wahrheitsfreunden bei mir sahe. Wir wollten einen Autor feiern, der bei seiner Durchreise durch Frankfurt am Main nach Literaturart das Handwerk begrüßt und lange genug zurückgezogen gelebt hatte, um uns zu verbergen, daß er im Begriff war, Bücher herauszugeben, welche, ob sie gleich jüdischen Inhalts waren, dennoch von der evangelischen Kirchenzeitung kanonisirt werden sollten. J. Jacoby war dies. Kurz vor Versammlung der Erwarteten erhielt ich aus Darmstadt ein Manuscript nebst einem Briefe, dessen wunderlicher und ängstlicher Inhalt mich reizte, in ersterem zu blättern. Der Brief lautete:

Mein Herr!

„Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigne Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man solle sich in einem solchen Falle lieber zur Welt hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit Kurzem erblindeten Hauptmann von der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich todtschießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die Einen verhindern, seinen Leib zum Nothanker zu machen, um ihn von dem Wrack dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Thüre aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuscript auf die Brust setze und ein Allmosen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuscript so schnell wie möglich zu durchlesen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewissen als Kritiker dies erlauben sollte, dem Herrn S... zu empfehlen und sogleich zu antworten.

Ueber das Werk selbst kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwanzen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dies, um Ihr Urtheil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich, zu motiviren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der Geschichte gegenüber roth zu werden; doch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß, Shakespeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben dastehen.

Ich wiederhole meine Bitte um schnelle Antwort; im Falle eines günstigen Erfolgs können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn sie noch vor nächstem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer sehr traurigen Lage bewahren.

Sollte Sie vielleicht der Ton dieses Briefes befremden, so bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen und fast leichter, die Pistole in der Hand: la bourse ou la vie! zu sagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüstern.

G. Büchner."

Dieser Brief, den ich abdrucke, um gleich ein Bild von der Aufregung des Charakters zu geben, dessen Erinnerung wir feiern, den ich auch, unbekümmert um seine noch lebenden, vermöglichen Eltern, abdrucke, weil wir die kleine Affektation und das unmotivirte Elend darin bald erklären werden, reizte mich, augenblicklich das Manuscript zu lesen. Es war ein Drama: Dantons Tod. Man sahe es der Produktion an, mit welcher Eile sie hingeworfen war. Es war ein zufällig ergriffener Stoff, dessen künstlerische Durchführung der Dichter abgehetzt hatte. Die Scenen, die Worte folgten sich rapid und stürmend. Es war die ängstliche Sprache eines Verfolgten, der schnell noch etwas abzumachen und dann sein Heil in der Flucht zu suchen hat. Allein diese Hast hinderte den Genius nicht, seine außerordentliche Begabung in kurzen scharfen Umrissen schnell, im Fluge, an die Wand zu schreiben.

Alles, was in dem lose angelegten Drama als Motiv und Ausmalung gelten sollte, war aus Charakter und Talent

zusammengesetzt. Jenes ließ diesem keine Zeit, sich breit und behaglich zu entwickeln; dieses aber auch jenem nicht, nur bloß Gesinnungen und Ueberschweifungen hinzuzeichnen, ohne wenigstens eine in der Eile versuchte Abrundung der Situationen und namentlich der aus der köstlichsten Stahlquelle der Natur fließenden krystallhellen und muntern Worte. Dantons Tod ist im Druck erschienen. Die ersten Scenen, die ich gelesen, sicherten ihm die gefällige, freundliche Theilnahme jenes Buchhändlers noch an dem bezeichneten Abend selbst. Die Vorlesung einer Auswahl davon, obschon von diesem oder jenem mit der Bemerkung, dies oder das stände im Thiers, unterbrochen, erregte Bewunderung vor dem Talent des jugendlichen Verfassers.

Kaum hatte Georg Büchner einen Bescheid, so erfuhren wir, daß er auf dem Wege nach Straßburg war. Ein Steckbrief im Frankfurter Journal folgte ihm auf der Ferse. Er hatte in Darmstadt, vor seiner Familie sogar, verborgen gelebt, weil er jeden Augenblick befürchten mußte, in eine Untersuchung gezogen zu werden. Er war in jene unglückseligen politischen Wirrnisse verwickelt, welche die Ruhe so vieler Familien untergraben, so vielen Vätern ihre Söhne und Frauen ihre Gatten genommen haben. Ob ihn Verdacht oder eine vorliegende Beschuldigung verfolgte, weiß ich nicht; man versicherte, daß er den Frankfurter Vorfällen nicht fremd gewesen. Vielleicht hatten ihn auch nur seine in Straßburg früher fortgeführten Studien verdächtig gemacht. Jedenfalls ergab sich, daß Büchner die Partie der Flucht gern ergriff. Er war mit einer jungen Dame in Straßburg versprochen; das Exil, für Andre eine Plage, war Wohlthat für ihn. Er gestand mir ein, daß er die Theil=

nahme seiner (wahrscheinlich loyalen) Eltern durch seine toll=kühnen Schritte auf eine harte Probe stelle und daß er nicht den Muth hätte, diese abzuwarten. Dies spornte ihn an, sich selbst einen Weg zur bürgerlichen Existenz zu bahnen und von seinen Gaben die möglichen Vortheile zu ziehen. Daher das verzweifelnde Begleitungsschreiben des Danton: daher das Pistol und die unschuldige Banditenphrase: **la bourse ou la vie!**

Mehre der aus Straßburg an mich gerichteten Briefe Büchners sind mir nicht mehr zur Hand. Ich hatte indessen große Mühe mit seinem Danton. Ich hatte vergessen, daß solche Dinge, wie sie Büchner dort hingeworfen, solche Aus=drücke sogar, die er sich erlaubte, heute nicht gedruckt werden dürfen. Es tobte eine wilde Sanscülottenlust in der Dich=tung; die Erklärung der Menschenrechte wandelte darin, nackt und mit Rosen bekränzt. Die Idee, die das Ganze zusam=menhielt, war die rothe Mütze. Büchner studierte Medizin. Seine Phantasie spielte mit dem Elend der Menschen, in welches sie durch Krankheiten gerathen; ja die Krankheiten des Leichtsinns mußten ihm zur Folie seines Witzes dienen. Die dichterische Flora des Buches bestand aus Feld= und aus Quecksilberblumen. Jene streute seine Phantasie, diese seine übermüthige Satyre. Als ich nun, um dem Censor nicht die Lust des Streichens zu gönnen, selbst den Rothstift er=griff und die wuchernde Demokratie der Dichtung mit der Scheere der Vorcensur beschnitt, fühlt' ich wohl, wie gerade der Abfall des Buches, der unsern Sitten und unsern Ver=hältnissen geopfert werden mußte, der beste, nämlich der in=dividuellste, der eigenthümlichste Theil des Ganzen war. Lange, zweideutige Dialoge in den Volksscenen, die von Witz

und Gedankenfülle sprudelten, mußten zurückbleiben. Die Spitzen der Wortspiele mußten abgestumpft werden oder durch aushelfende dumme Redensarten, die ich hinzusetzte, krumm gebogen. Der ächte Danton von Büchner ist nicht erschienen. Was davon herauskam, ist ein nothdürftiger Rest, die Ruine einer Verwüstung, die mich Ueberwindung genug gekostet hat.

Büchner schrieb im Sommer 1835 an mich:

„Straßburg.

Verehrtester!

Vielleicht haben Sie durch einen Steckbrief im Frankfurter Journal meine Abreise von Darmstadt erfahren. Seit einigen Tagen bin ich hier; ob ich hier bleiben werde, weiß ich nicht, das hängt von verschiedenen Umständen ab. Mein Manuscript wird unter der Hand seinen Kurs durchgemacht haben.

Meine Zukunft ist so problematisch, daß sie mich selbst zu interessiren anfängt, was viel heißen will. Zu dem subtilen Selbstmord durch Arbeit kann ich mich nicht leicht entschließen; ich hoffe, meine Faulheit wenigstens ein Vierteljahr lang fristen zu können, und nehme dann Handgeld entweder von den Jesuiten für den Dienst der Maria oder von den St. Simonisten für die femme libre oder sterbe mit meiner Geliebten. Wir werden sehen. Vielleicht bin ich auch dabei, wenn noch einmal das Münster eine Jacobiner-Mütze aufsetzen sollte. Was sagen Sie dazu? Es ist nur mein Spaß. Aber Sie sollen noch erleben, zu was ein Deutscher nicht fähig ist, wenn er Hunger hat. Ich wollte, es ginge der ganzen Nation wie mir. Wenn es einmal ein Mißjahr gibt, worin nur der Hanf geräth! Das sollte lustig

geben, wir wollten schon eine Boa Constriktor zusammen flechten. Mein Danton ist vorläufig ein seidenes Schnürchen und meine Muse ein verkleideter Samson."

Der wilde Geist in diesem Briefe ist die Nachgeburt Dantons. Der junge Dichter muß seinen Thiers und Mignet loswerden; er verbraucht noch die letzten Reste auf seiner Farbenpalette, mit welcher er jene dramatischen Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft gemalt hatte. Der Ausdruck ist ihm wichtiger als die Sache. Die revolutionäre Phraseologie reißt ihn hin, für sie nach idealen Unterlagen zu suchen. Er wird bald andere Ansichten haben und sich von jener Unruhe befreien, die man immer spürt, wenn man eben vom Reisewagen absteigt. Der Puls schlägt dann öfter in der Minute, als man Gedanken für jeden Schlag hat. G. Büchner hörte bald auf, von gewaltsamen Umwälzungen zu träumen. Die zunehmende materielle Wohlfahrt der Völker schien ihm auch die Revolution zu verschieben. Je mehr jene zunimmt, desto mehr schwindet ihm eine Aussicht auf diese. Er schrieb mir unter anderm: „Die ganze Revolution hat sich schon in Liberale und Absolutisten getheilt und muß von der ungebildeten und armen Klasse aufgefressen werden; das Verhältniß zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin und nur ein Moses, der uns die sieben ägyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden. Mästen Sie die Bauern und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topf jedes Bauern macht den gallischen Hahn verenden."

Inzwischen hatte ich den erschienenen Danton nach Verdienst im Phönix gewürdigt. Büchners Bescheidenheit

schmollte, daß ich ihn zu hoch gestellt: er käme in Verlegenheit, meine in seinem Namen gegebenen Versprechungen zu erfüllen. Meine Kritik hatte aber noch eine andere Folge, die für unsere Zustände nicht uninteressant war. Ich erhielt nämlich aus der Schweiz einen anonymen Brief, der allem Anscheine nach von der dortigen jeune Allemagne herrührte und worin mir über mein Lob eines patriotischen Apostaten, wofür Büchner nun schon galt, die heftigsten Vorwürfe gemacht wurden. Es war zu gleicher Zeit der Neid eines Schulkameraden, der sich in dem Briefe ausgällte. Den Verfasser ärgerte das einem ehemaligen Freund gespendete Lob und um seine kleinliche Empfindung zu verbergen, hüllte er sich in pädagogische Vorwände. Der geärgerte Schulkamerad schrieb: „Bei der unbedingtesten Gerechtigkeit, die ich Büchners Genie widerfahren ließ, ist es mir doch nie eingefallen, mich vor ihm in eine Ecke zu verkriechen!" Darauf folgte ein Erguß über die Eitelkeit, in der nun der Kamerad bestärkt werden würde, eine Versicherung, daß er Büchners wahrer Freund wäre und in einem Postscript — ob ich nicht eine Antikritik abdrucken wollte! Mir schien dies anonyme Treiben so verdächtig, daß ich Büchnern einen Wink gab und von ihm Aufklärung erhielt. Ich will die betreffende Stelle hersetzen; nicht, weil das ganze Verhältniß von Bedeutung ist, sondern weil ich darin eine Abspiegelung von Jugenderinnerungen sehe, die gewiß in vielen Lesern dieses Aufsatzes auftauchen. Wer hätte nicht in Beziehungen gestanden, wo brechen so schwer, fast unmöglich ist und wo man durch das freundschaftliche Verhältniß doch nicht erquickt, sondern im Gegentheil nur belästigt wird und mit Freuden jede Gelegenheit ergreift, sich mit gutem Grund die Last abzu-

schütteln! Büchner antwortete: „Was Sie mir über die Zusendung aus der Schweiz sagen, macht mich lachen. Ich sehe schon, wo es herkommt. Ein Mensch, der mir einmal, es ist schon lange her, sehr lieb war, mir später zur unerträglichen Last geworden ist, den ich schon seit Jahren schleppe und der sich, ich weiß nicht aus welcher verdammten Nothwendigkeit, ohne Zuneigung, ohne Liebe, ohne Zutrauen an mich anklammert und quält und den ich wie ein nothwendiges Uebel getragen habe! Es war mir wie einem Lahmen oder Krüppel zu Muth und ich hatte mich so ziemlich in mein Leiden gefunden. Aber jetzt bin ich froh, es ist mir, als wäre ich von einer Todsünde absolvirt. Ich kann ihn endlich mit guter Manier vor die Thüre werfen. Ich war bisher unvernünftig gutmüthig, es wäre mir leichter gefallen ihn todt zu schlagen, als zu sagen: Pack dich! Aber jetzt bin ich ihn los! Gott sei Dank! Nichts kommt Einem doch in der Welt theurer zu stehen, als die Humanität."

Weil sich Büchner mit allen Kräften auf eine akademische Stellung vorbereitete, so konnte er seine Mußezeit nur leichten Arbeiten widmen. Er übersetzte in der Serie von Victor Hugos übertragenen Werken die Tudor und Borgia mit ächt dichterischer Verwandtschaft zu dem Originale. Einen seiner Briefe, wo er die Schwächen Victor Hugos mit feinem Auge musterte, kann ich nicht wiederfinden. Alfred de Musset zog ihn an, während er nicht wußte, „wie er sich durch V. Hugo durchnagen" solle, Hugo gäbe nur „aufspannende Situationen," A. de Musset aber doch „Charaktere, wenn auch ausgeschnitzte." Wie wenig er auch arbeitete und erklärte, für den Danton, der so hurtig nicht zu Stande gekommen, wären „die Darmstädtschen Polizeidiener seine Mu-

sen gewesen," so trug er sich doch mit einer Novelle, wo Lenz im Hintergrunde stehen sollte. Er wollte viel Neues und Wunderliches über diesen Jugendfreund Göthes erfahren haben, viel Neues über Friederiken und ihre spätere Bekanntschaft mit Lenz.

Büchners spätere Briefe beschäftigen sich meist mit seinen Zukunftsplänen. Sein Herz war gefesselt, er suchte eine Existenz, als Schmied seines Glückes. Er hatte die Medizin verlassen und sich auf die abstrakte Philosophie geworfen. Er schrieb (wie gewöhnlich ohne Datum):

„Straßburg.

Lieber Freund!

War ich lange genug stumm? Was soll ich Ihnen sagen? Ich saß auch im Gefängniß und im langweiligsten unter der Sonne, ich habe eine Abhandlung geschrieben in die Länge, Breite und Tiefe. Tag und Nacht über der eckelhaften Geschichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fixe Idee, im nächsten Semester zu Zürich einen Kurs über die Entwickelung der deutschen Philosophie seit Cartesius zu lesen; dazu muß ich mein Diplom haben und die Leute scheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohn Danton den Doktorhut aufzusetzen.

Was war da zu machen?

Sie sind in Frankfurt und unangefochten?

Es ist mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im Rebstöckel (Straßburger Gasthaus) angeklopft haben. Ueber den Stand der modernen Literatur in Deutschland weiß ich so gut als nichts; nur einige versprengte Broschüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen, fielen mir in die Hände.

Es zeigt sich in dem Kampf gegen Sie eine gründliche Niederträchtigkeit, eine recht gesunde Niederträchtigkeit, ich begreife gar nicht, wie wir noch so natürlich seyn können! Und Menzels Hohn über die politischen Narren in den deutschen Festungen — und das von Leuten! mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geschichten erzählen.

Es hat mich im Tiefsten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächstens eine Professur in München erhält?

Uebrigens, um aufrichtig zu seyn, Sie und Ihre Freunde scheinen mir nicht grade den klügsten Weg gegangen zu seyn. Die Gesellschaft mittelst der Idee, von der gebildeten Klasse aus reformiren? Unmöglich! Unsere Zeit ist rein materiell, wären Sie je directer politisch zu Werk gegangen, so wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von selbst aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwischen der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen.

Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Concessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältniß zur großen Klasse aufgeben wollen. Und die große Klasse selbst? Für die gibt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöser Fanatismus. Jede Parthei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsre Zeit braucht Eisen und Brod — und dann ein Kreuz oder sonst so was. Ich glaube, man muß in socialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volk suchen und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwi=



schen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben desselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben. Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann.

Sie erhalten hierbei ein Bändchen Gedichte von meinem Freunde Stöber. Die Sagen sind schön, aber ich bin kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Parthei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch ist mir das Büchlein lieb; sollten Sie nichts Günstiges darüber zu sagen wissen, so bitte ich Sie, lieber zu schweigen. Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogesen sind ein Gebirg, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Thal und die alten Sagen sind so originell und heimlich und die beiden Stöber sind alte Freunde, mit denen ich zum Erstenmal das Gebirg durchstrich. Adolph hat unstreitig Talent, auch wird Ihnen sein Name durch den Musenalmanach bekannt seyn. August steht ihm nach, doch ist er gewandt in der Sprache.

Die Sache ist nicht ohne Bedeutung für das Elsaß, sie ist einer von den seltnen Versuchen, die noch manche Elsässer machen, um die deutsche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren und wenigstens das geistige Band zwischen ihnen und dem Vaterland nicht reißen zu lassen. Es wäre traurig, wenn das Münster einmal ganz auf fremdem Boden stände. Die Absicht, welche zum Theil das Büchlein erstehen ließ, würde sehr gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutschland Anerkennung fände und von der Seite empfehle ich es Ihnen besonders.

Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philosophie; ich lerne die Armseligkeit des menschlichen Geistes wieder

von einer neuen Seite kennen. Meinetwegen! Wenn man sich nur einbilden könnte, die Löcher in unsern Hosen seien Pallastfenster, so könnte man schon wie ein König leben; so aber friert man erbärmlich."

Dies Ganze ist die Zusammensetzung zweier Briefe; der letzte Theil ist älter, als der erste. Der Umzug nach Zürich brachte eine momentane Störung hervor. Die Habilitation beschäftigte Büchner, der übermäßig arbeitete; ich drang auf keine Nachrichten, weil ich hoffte, die Zürcher Niederlassung würde gute Wege haben. Inzwischen erkrankte Büchner — und starb.

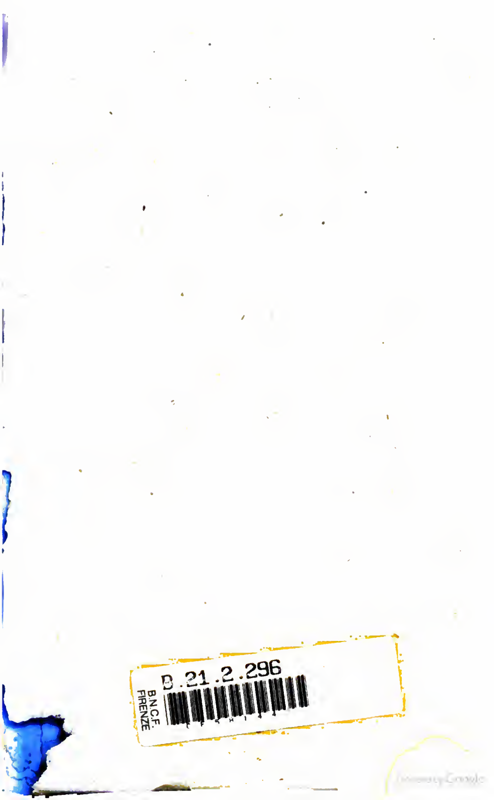
Beweisen nicht schon diese von mir mitgetheilten Brieffragmente, um welch einen reichen Geist mit ihm unsre Nation gekommen ist? Alles, was er berührte, wußte er in eine bedeutsame Form zu gießen. Er hatte die Rede und den Gedanken stets in gleicher Gewalt und wußte mit einer an jungen Gelehrten so seltenen Besonnenheit, seine Ideen abzurunden und zu krystallisiren. Seine Inaugurationsabhandlung wird als ein seltner Beleg von Gelehrsamkeit und Scharfsinn gerühmt. Büchner würde, wie Schiller, seine Dichterkraft durch die Philosophie geregelt und in der Philosophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelsten Gedankenregionen gelichtet haben. Alle diese Hoffnungen knickte der Sturm. Ein frühes Grab war der Punkt, in welchen sich all die frischen, kühnen Perioden, die wir von einem Jünglinge in diesen Mittheilungen gelesen haben, enden sollten. Zu dem Trotze, der aus diesem Charakter sprach, lachte der Tod. Der Friedensbogen, der sich über diese gährende Kampfes- und Lebenslust zog, war die Sense des Schnitters, von welcher so frühe gemäht zu werden, uns schwerzlich und

fast mit einem gerechten Scheine die Unbill des Schicksals anklagen läßt. Könnt' ich diese Erinnerungsworte ansehen, als in Stein und nicht in Sand gegraben, daß sie vom Wind nicht verweht werden! Könnt' ich in künftigen Darstellungen unsrer Zeit, wie sie war, rang, litt und hoffte, wenigstens den Namen Georg Büchner in der Zahl derjenigen, welche durch ihr Leben und ihre Arbeiten die Entwickelung unsrer Uebergangsperiode bezeichnen, dauernd und mit goldnem Scheine erhalten! Wenn die Fluth der Vergessenheit über uns Alle kommt, möcht' er mit Einer der ersten seyn, von welchen, wenn der Zorn Gottes veronnen ist, wieder ein grünes Blatt die Friedenstaube in die Arche der dann entscheidenden Gerechtigkeit trägt!

Die schönste Belohnung, die ich für diesen Nachruf erhalten konnte, waren die saubern Abschriften des poetischen Nachlasses Büchners von der Hand seiner Geliebten. Es ist ein vollendetes Lustspiel Leonie und Lena, in der Weise des Ponce de Leon von Brentano. Sodann das Fragment des Lenz und ein Heft von Briefen, die ohne Absicht geschrieben und doch voll künstlerischen und poetischen Werthes sind.

Herwegh sang von ihm in einem größeren schönen Gedichte:

— Es bricht die müde Brust in Staub!
Und mit ihr wieder eine Freiheitsstütze;
Aufs stille Herz fällt die gelähmte Hand,
Daß sie im Tod noch vor der Welt es schütze!
Und die so reich vor seinem Geiste stand,
Er darf die Zukunft nicht zur Blüthe treiben
Und seine Träume müssen Träume bleiben;
Ein unvollendet Lied sinkt er ins Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab.


B.21.2.296
B.N.C.F.
FIRENZE

